

1. 83 B.

5000

1. 78

früher in Dübendorf 1877
Köln

Josef Lausser

Klassen Koppel

Amil Hassler
1871-72



Die

Schweizer-Geschichte

für

Schulen.

Von

J. C. Vögelin.

~~~~~

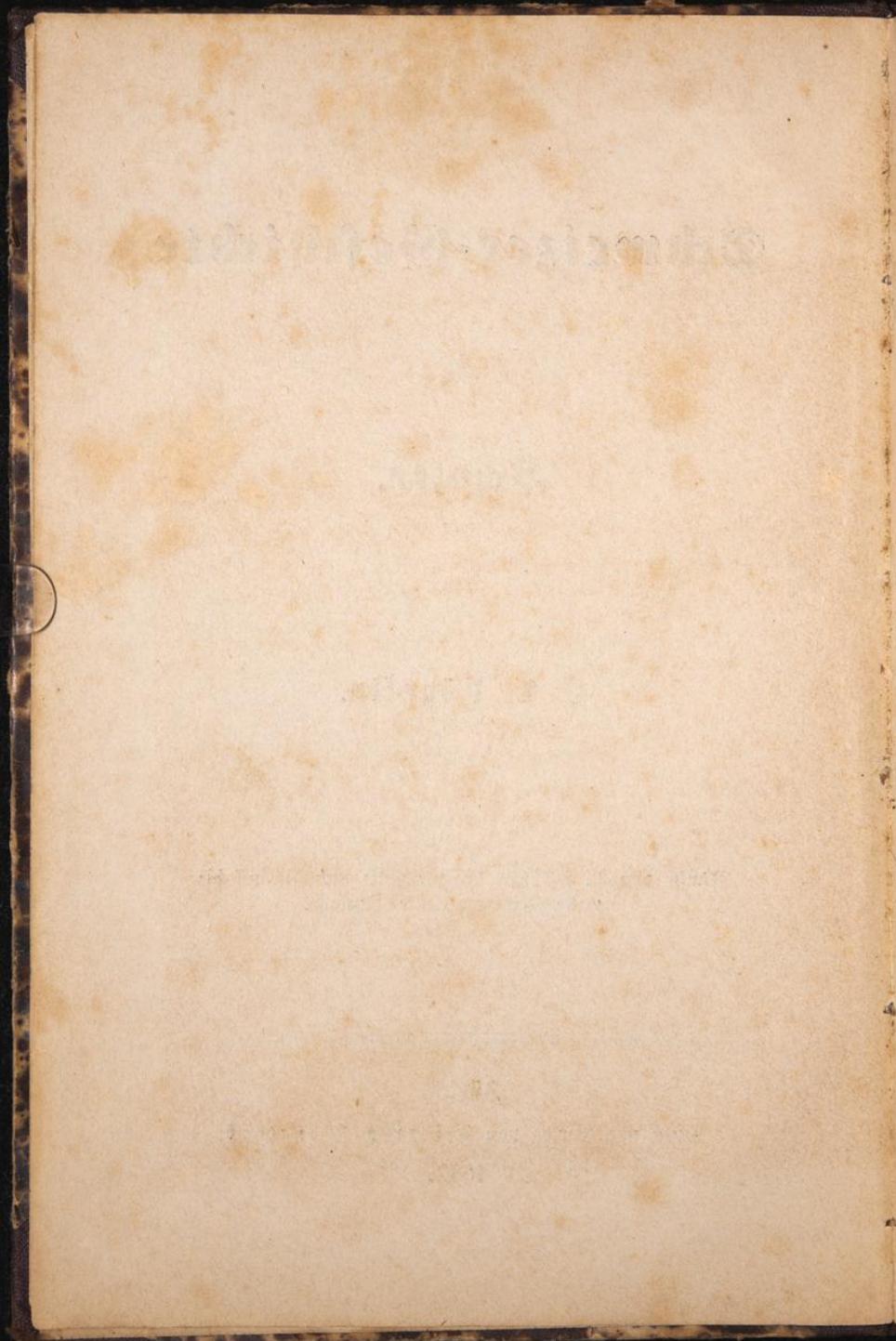
Fünfte von A. Färber durchgesehene und bis auf die  
neueste Zeit fortgesetzte Auflage.

---

Zürich,

Druck und Verlag von Friedrich Schulthess.

1868.



Die alt  
 Urtes Kap  
 Zwöltes K  
 bis 105  
 Drittes K  
 bis 130

Urtes Kap  
 Zwöltes K  
 Drittes K  
 Viertes K

Die neuere

Urtes Kap  
 Zwöltes K  
 bis 150  
 Drittes K  
 Viertes K  
 Fünftes K

# Inhalt.

## Erster Theil.

Seite.

Die alte Geschichte bis auf das Jahr 1308 nach Christo.

|                                                                                                   |    |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| Erstes Kapitel. Vorgesichtliche Zeit . . . . .                                                    | 1  |
| Zweites Kapitel. Helvetten unter der Herrschaft fremder Völker<br>bis 1032 nach Christo . . . . . | 2  |
| Drittes Kapitel. Helvetten unter den deutschen Kaisern. 1032<br>bis 1308 . . . . .                | 10 |

## Zweiter Theil.

Die Helbenzeiten. 1308—1519.

|                                                                     |    |
|---------------------------------------------------------------------|----|
| Erstes Kapitel. Die Stiftung der Freiheit. 1308—1412 . . . . .      | 22 |
| Zweites Kapitel. Unterthanen- und Bürgerkriege. 1414—1450 . . . . . | 41 |
| Drittes Kapitel. Die letzten Freiheitskriege. 1450—1501 . . . . .   | 54 |
| Viertes Kapitel. Die malländischen Feldzüge. 1499—1519 . . . . .    | 85 |

## Dritter Theil.

Die neuere Geschichte bis zur eidgenössischen Staatsumwälzung.  
1519—1798.

|                                                                                             |     |
|---------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Erstes Kapitel. Die Reformation. 1519—1531 . . . . .                                        | 95  |
| Zweites Kapitel. Die Zeiten des borromänschen Bundes. 1531<br>bis 1586 . . . . .            | 111 |
| Drittes Kapitel. Die Eidgenossenschaft im siebzehnten Jahr-<br>hundert. 1582—1700 . . . . . | 118 |
| Viertes Kapitel. Die Eidgenossenschaft im achtzehnten Jahr-<br>hundert. 1700—1798 . . . . . | 145 |

**Vierter Theil.**

Die politischen Umgestaltungen der Schweiz. 1798—1866.

|                                                                                                                        |     |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Erstes Kapitel. Die Revolution von 1798 . . . . .                                                                      | 183 |
| Zweites Kapitel. Die Mediations- und Restaurationszeit. 1803<br>bis 1830 . . . . .                                     | 192 |
| Drittes Kapitel. Von der demokratischen Revolution im Jahr<br>1830 bis zur neuen Bundesverfassung des Jahres . . . . . | 199 |
| Viertes Kapitel. Von der Bundesverfassung des Jahres 1848<br>an bis auf unsere Tage . . . . .                          | 220 |
| Chronologie zur Schweizergeschichte . . . . .                                                                          | 226 |

**Berichtigung.**Seite 220, Zeile 24 von unten soll es heißen: Frei-*Herose* (Murgau).

Die a

Die a

Unter Vater  
so freundlichen  
Waldern roll  
Die ältesten B  
aus dem fern  
flammenden Gan  
Weizen und Fl  
dieser Ueberflie  
siehe Weiden  
Solche Pfäh  
man auf unse  
In der K  
Zoll dicke Pfä  
wurden, die m  
fester, ebener  
aus Stange  
und das Dach  
verband die  
die man unter  
auf das Alter  
Berechner ich  
schwey kommt  
Helle und  
Sägen bestich  
aus Gernsch  
der wärltliche  
Wägeln.

Erster Theil.

Die alte Geschichte.

Bis auf das Jahr 1308 nach Christo.

Erstes Kapitel.

Vorgeschichtliche Zeit.

Unser Vaterland bot vor mehrern tausend Jahren noch keinen so freundlichen Anblick dar, wie jetzt, da es allüberall mit großen Wäldern voll Gewild und mit großen Sümpfen bedeckt war. Die ältesten Bewohner desselben kamen in dunkelster Vorzeit aus dem fernen Osten ins Land und brachten die aus Asien stammenden Hausthiere: Pferd, Schaf, Ziege, Rind, sowie Gerste, Weizen und Flachs mit. Merkwürdig waren die Wohnungen dieser Urbevölkerung. Zum Schutze gegen wilde Thiere und feindliche Menschen bauten sie nämlich Wasserdörfer auf Pfählen. Solche Pfahlbauten, wie sie gewöhnlich genannt werden, hat man auf unsern Schweizerseen bis jetzt bereits an 200 entdeckt.

In der Regel wurden einige hundert Fuß vom Ufer 4—8 Zoll dicke Pfähle eingerammt, auf welche Querbalken befestigt wurden, die man mit Knütteln oder Brettern belegte, so daß ein fester, ebener Fußboden entstand. Die Wände der Hütten waren aus Stangen gebildet, die mit Flechtwerk durchzogen wurden, und das Dach war mit Stroh oder Schilf bedeckt. Ein Steg verband die Wohnungen mit dem Ufer. Aus den Ueberbleibseln, die man unter den Pfahlbauten gefunden, kann man einigermaßen auf das Alter der letztern, so wie auf die Lebensweise der Bewohner schließen. In den meisten Pfahlbauten der Ostschweiz kommt nämlich kein Stückchen Metall, sondern nur Stein-, Holz- und Knochengeräth vor. Hämmer, Aexte, ja selbst Sägen bestehen aus Stein, Pfeilspitzen aus Knochen und Messer aus Ebenholz. Werkzeuge von solchem Stoff sind aber nur in der urältesten Zeit angewendet worden; denn schon 1700 Jahre

vor Christo sind Geräthe von Erz durch die Phönizier in Europa allgemein in Gebrauch gekommen. Wir dürfen daher annehmen, daß unsere Urväter schon lange vor Moses, der um 1500 vor Chr. lebte, auf unsern Seen gewohnt haben.

Aus den Werkzeugen sowohl, als aus den verfohten Lebensmitteln und den Thierknochen, die man gefunden hat, geht hervor, daß jene Seebewohner sich nicht nur mit Fischerei und Jagd, sondern auch mit Viehzucht, Ackerbau und Weberei beschäftigten. Die Getreidekörner wurden zwischen Steinen gequetscht und dann zu Brod gebacken. Eine Lieblingspeise unserer Urväter waren auch die jetzt noch bei uns beliebten gedörrten Aepfel und Birnen. Ihre Kleidung waren Leinwandmittel und Thierfelle. Die Jagdthiere kamen damals in unsern Wäldern nicht bloß in viel größerer Zahl, sondern auch in mannigfaltigeren Gattungen vor; denn man fand unter den Pfahlbauten Knochen von Bären, Wölfen, Wildschweinen, Riesenhirschen, Elenthieren und Auerochsen.

## Zweites Kapitel.

### Helvetien unter der Herrschaft fremder Völker.

110 v. Christo bis 1032 n. Christo.

#### Helvetien unter den Römern.

110 v. Chr. bis 400 n. Chr.

Was nun geschehen ist während der vielen Jahrhunderte, oder gar Jahrtausende vor Chr., da die Urväter unserer Landes auf den Seen wohnten, davon hat uns kein römisches und kein griechisches Geschichtschreiber etwas gemeldet. Erst von der Zeit an, da unsere Vorfahren mit den Römern in feindliche Berührung kamen, also seit dem Jahr 110 vor Chr. vernehmen wir etwas Genaueres über dieselben. Die römischen Geschichtschreiber erzählen nämlich, daß damals der Norden und Westen unseres Vaterlandes Helvetien und der Südosten Rhätien hieß. Die alten Helvetier waren mit den benachbarten Galliern in Frankreich verwandt und gehörten zu dem großen Stamm der Kelten. Sie lebten frei und glücklich in ihrem rauhen,

unfruchtbaren Lande, bis Begierde nach Reichthum und Wohlleben sie in Unglück und Knechtschaft stürzte.

Es erschienen nämlich 110 Jahre vor Christi Geburt in Helvetien ungeheure Heerschaaren eines wandernden deutschen Volkes. Mit ihnen vereint, überfiel ein Theil der Helvetier das nachbarliche Gebiet der mächtigen Römer. Die Verbündeten erstritten Anfangs einige Vortheile, namentlich gewannen die Helvetier unter ihrem heldenmüthigen Anführer Divico eine große Schlacht am Lemmanischen See (Genfer-See). Aber ihre Bundesgenossen wurden auf andern Punkten so vollkommen geschlagen, daß sie selbst für gut fanden, in ihr Land zurück zu kehren, wo sie wieder 50 Jahre lang in der alten Weise lebten.

Nach dieser Zeit stand unter den Helvetiern ein reicher und ehrgeiziger Mann auf, Namens Orgetorix. Er wäre gern Fürst der Helvetier gewesen, und weil er glaubte, dieses im Kriege eher als im Frieden werden zu können, so beredete er das Volk zum Kriege. Er schilderte ihm mit verführerischen Worten die Schönheit und Fruchtbarkeit der benachbarten Länder, und munterte es auf, die Nachbarn zu vertreiben, ihr Land aber für sich selbst zu behalten. Dem Volke gefiel die böse Rede nur zu wohl. Man beschloß, mit Weib und Kind, Hab und Gut aufzubrechen. Ehe aber die nöthigen Zurüstungen vollendet waren, kamen die heimlichen Absichten des Orgetorix an den Tag, und er mußte sich selbst entleiben, um einer schrecklichen Rache zu entgehen. Allein das Unternehmen, zu welchem er angetrieben, ging dennoch vor sich, und endete mit dem Verderben der Helvetier. Sie drangen in das benachbarte Gallien (Frankreich) ein, wurden aber bald von den Römern, welche damals Gallien beherrschten, bei Bibracte (Beaune) so geschlagen, daß, wer nicht fiel, sich gefangen geben mußte. Diese Gefangenen schickte der römische Feldherr Julius Cäsar in ihr Land zurück, wo es ihr erstes Geschäft war, ihre Städte und Dörfer, welche sie beim Auszuge sämmtlich verbrannt hatten, um Jedem die Lust zur Rückkehr in die verwüstete Heimat zu nehmen, wieder aufzubauen; auch blieben sie fortan Unterthanen der Römer.

Diese herrschten Anfangs mild über Helvetien. Sie ließen dem Lande viele Freiheiten, und ein langer Friede versetzte es in blühenden Zustand. Viele neue Ortschaften wurden erbaut. Windisch, Wisflisburg, Orbe, Zürich, Zug, Solothurn, Basel-Augst, Arbon, Coblenz, Kaiserstuhl, Chur, Baden u. a. entstanden in jener Zeit. Ackerbau und Gewerbe, Handel und Wandel, Künste und Wissenschaften kamen auf; die

alte Rohheit des Volkes verschwand, mit ihr aber auch die Einfachheit der Sitten und der kriegerische Geist. Mit ihrer Bildung hatten die Römer auch ihre Verdorbenheit nach Helvetien verpflanzt, und nur zu bald verwandelte sich die Milde der römischen Herrschaft in so drückende Härte, daß die Helvetier ihr Heil in einem Aufstande suchten.

Allein mit leichter Mühe besiegte der römische Feldherr Aulus Cäcina 69 Jahre n. Chr. in der Schlacht am Bözberge ihre unkriegerischen Haufen, und sofort blutete das Land wehrlos unter seiner furchtbaren Rache. Ortschaften und Pflanzungen wurden zerstört; die Häupter des Volkes starben auf dem Blutgerüste. Diesen Verheerungen machte zwar die kaiserliche Begnadigung ein Ende; aber Helvetien erholte sich um so weniger von dem schrecklichen Schlage, als nach dieser Zeit Einfälle deutscher Völker ins römische Reich begannen, denen das sinkende Rom immer weniger Widerstand entgegen zu setzen vermochte. Das dauerte so bis ins vierte Jahrhundert nach Christi Geburt, da wurde Helvetien durch einen Einfall der Allemannen zur völligen Wüste.

Helvetien unter den deutschen Völkern, besonders den Franken.  
400—888.

Lange nach diesem traurigen Ereignisse ward das verlassene Land von verschiedenen deutschen Völkern eingenommen und getheilt, nämlich von den Allemannen, Burgundern und Ostgothen. Ihnen verdankt man den Wiederanbau des Landes, Herstellung der bürgerlichen Gesellschaft, Einführung des Christenthums, von ihnen stammen die jetzigen Schweizer. Die Allemannen besetzten noch vor dem Ende des 4. Jahrhunderts das Land vom Bodensee bis zur Aare und beraubten die Ueberwundenen nicht bloß alles Eigenthums, sondern auch ihrer Sprache. Daher wird jetzt noch im Norden und Osten der Schweiz deutsch gesprochen, während im Westen, wo sich die Burgunder 443 wenig zahlreich niederließen, die lateinische Sprache, welche die alten Helvetier von den Römern angenommen hatten, sich behaupten konnte und mit der Zeit sich in das heutige Französische umwandelte. Auch die Ostgothen, die Graubünden und Tessin inne hatten, ließen den Ueberwundenen ihre Sprache, weshalb jetzt dort italienisch und romanisch gesprochen wird. Diese Völker lebten in beständigem Streite, bis endlich im Jahr 534 das Volk der Franken alle andern unterdrückte. Von da an blieb Helvetien 350 Jahre lang unter fränkischer Oberherrschaft. In

dieser langen Zeit saßen auf dem fränkischen Throne zwei Königsgeschlechter, deren erstes man die Merovinger, das zweite die Carolinger nennt.

Die merovingischen Zeiten. 534—752. Die Herrschaft der Merovinger war sehr unruhig. Die Fürsten dieses Geschlechtes bekriegten sich beständig um die Thronfolge. Das Land wechselte jeden Augenblick seinen Herrn und konnte auf solche Weise nicht gedeihen. Erst als vom Jahr 613 an König Chlotar II. und sein Sohn Dagobert das fränkische Reich ungetheilt mit Weisheit, Gerechtigkeit und Kraft regierten, erhob es sich aus seinem tiefen Verfall. Sehr viel trug dazu der christliche Glaube bei, den fromme Männer aus fernen Ländern in Helvetien verbreiteten. Der merkwürdigste aus ihnen ist der h. Gallus aus Schottland. Als hochbetagter Greis bezog er mit einigen Freunden im Walde mehrere Stunden ob Arbon eine Einsiedelei. Bären, Wölfe, Eber und anderes Gewild hatten sonst in dieser Wildniß gehaust; jetzt bauten jene ihre Zellen, und nährten sich von einer kleinen Heerde, auch mit Jagd und Fischerei, mit Garten- und Ackerbau; aber die Verbreitung des Christenthums blieb ihr Hauptgeschäft, sie bekehrten die Leute weit umher. Etwa 50 Jahre nach Gallus' Tode wurde an der Stelle seiner Zelle ihm zu Ehren das Kloster St. Gallen erbaut. Schon der erste Abt dieses Klosters stiftete eine Schule, die lange vortrefflich blieb und für ganz Europa wohlthätig wurde. Um das Kloster bildete sich nach und nach die jetzt so blühende Stadt. Solchergestalt entstanden noch viele Ortschaften und wurde manches wilde Thal urbar gemacht und angebaut. Man stiftete eine Kirche, ein Kloster, und von diesem Mittelpunkt aus verbreiteten sich Christenglaube, Landbau und mildere Sitten. So wurden das Glarner-Land, das Münster-, das St. Immer-, die Desch- und Greyerzer-Thäler urbar gemacht; so entstanden Disentis, Beromünster, Einsiedeln, St. Ursiz, Peterlingen, Lausanne u. s. f.; so geschah auch mit den durch die Allemannen zerstörten Städten Zürich und Luzern. Mit Gesträuch überwachsen, in Sümpfe versunken, lagen die Ruinen dieser alten Orte; da erbauten zwei Brüder, der eine das Grossmünster zu Zürich, der andere das Münster zu Luzern; um beide diese Stifte erhoben sich die Städte aus ihrem Schutte.

Die carolingischen Zeiten. 752—888. Bald nach König Dagobert näherte sich das merovingische Haus seinem Untergange. Schwäche, Leppigkeit, Tyrannei und Laster brachten diese Fürsten in Verachtung. Die Regierung überließen sie ganz

ihren obersten Staatsbeamten, welche man Hausmeier (Major domus) nannte. Als endlich zu der Unwürdigkeit dieser Fürsten noch ihre Verarmung kam, wendete sich die Neigung des Volkes ganz von ihnen ab. Childerich III. wurde 752 auf der Volksversammlung zu Soissons entsetzt und in ein Kloster verstoßen. Sein Hausmeier, Pipin der Kleine, folgte ihm als König, und stiftete den neuen Herrscherstamm der Carolinger. Seinen Thron hinterließ er 768 seinem Sohne Carl dem Großen.

Nicht nur wegen der Größe seiner Eroberungen, sondern wegen der Größe seines Geistes gebührt ihm dieser Name. Kein Fürst hat die Verbrechen der Herrschbegierde durch Heldenruhm und gute Verwaltung so aufgewogen wie er. Unterdrücker fremder Völker, suchte er das seinige zu beglücken, und ward ein Wohlthäter seines ganzen Reiches, somit auch unsers Vaterlandes. Er gab vortreffliche Gesetze, half vielen Gebrechen ab, und würde noch weit mehr gethan haben, hätten ihm nicht Adel und Klerus so oft Hindernisse in den Weg gelegt. Er war deswegen stets bemüht, beide im Gehorsam zu erhalten. Vom Adel forderte er gerechte Verwaltung der Aemter und reiste von Zeit zu Zeit selbst in seinem weiten Reiche umher, Gericht und Recht zu beaufsichtigen. Wehe dem Beamten, den er auf unrechten Wegen fand! Die Kirchendiener achtete er sehr, wenn sie Gesetz und Ordnung hielten, in den Schranken ihres Amtes blieben, der Kunst und Wissenschaft oblagen und das Volk bildeten und aufklärten. Carl stiftete auch viele Schulen und war für sich selbst noch im Greisenalter bemüht, das Schreiben zu erlernen. Seine Söhne ließ er aufs Beste erziehen, und seine kaiserlichen Töchter wurden in den weiblichen Handarbeiten unterrichtet. Unter den Schülern waren ihm nicht die vornehmsten und reichsten, sondern die geschicktesten und fleißigsten die liebsten. Er kam oft in die Schulen, die Fleißigen zu loben, die Trägen zu beschelten. Ihm verdankt auch ein Theil der zürcherischen Schulen ihr Entstehen. Ebenso schenkte er dem Ackerbau große Aufmerksamkeit. In Helvetien die Anpflanzung des Weines, war auf seinen Kron Gütern ein genauer und thätiger Hauswirth, und wünschte, mit seinem Beispiel jeden seiner Unterthanen für Fleiß und Ordnung zu beleben. Nach fast fünfzigjähriger Regierung starb er in einem Alter von 72 Jahren. Mit ihm erlosch der Glanz seines Hauses.

Das Lehenwesen. Die gesellschaftlichen und rechtlichen Einrichtungen, die man Lehenwesen nennt, erlangten ihre völlige Entwicklung erst unter der fränkischen Herrschaft. Die ersten Anfänge

derselben reichen aber bis in die Zeit zurück, da die deutschen-Völker einzelne Theile des römischen Reiches eroberten. Das angebaute Land war nämlich bei der Eroberung nur an die Freien vertheilt worden, und ein solcher Theil hieß Allod d. h. Eigenthum. Dem König, als Anführer des Heeres, fiel ein großer Theil, namentlich die großen Domänen des römischen Kaisers, zu. Um nun ihre Gewalt zu verstärken und sich treue Anhänger zu erwerben, gaben die Könige von ihrem Antheil freien Männern zu deren eigenthümlichen Besitzungen (Allodien) noch andere Güter, Lehen genannt, zu lebenslänglichem Genuß. Dagegen verpflichteten sich diese sogenannten Lehensleute, oder, wie sie später hießen, Vasallen des Königs zu unwandelbarer Treue gegen ihren Lehensherrn und zur Heeresfolge bei jedem Aufgebot desselben, während die übrigen Freien, die nur Allodien besaßen, ursprünglich nur zum Auszug verpflichtet waren, wenn das Land zu verteidigen war. Später gelang es den Vasallen, die Lehensgüter erblich zu machen. Die Besitzer solcher Lehen erhoben sich bald durch ihre großen Besitzungen immer mehr über die andern Freien und bildeten den hohen Adel des Landes. Aus diesem Adel wurden alle bedeutendern Aemter durch den König besetzt. Wie der König als Oberlehensherr, so vergaben auch diese großen Güterbesitzer wieder Theile ihrer Allodien, ja sogar ihrer Lehen (Asterlehen) an geringere Freie und gewannen sich so ebenfalls Lehensleute oder Vasallen, wodurch der Grund zur Entstehung eines niedern Adels gelegt wurde. Durch diesen höhern und niedern Adel wurden dann allmählig die sogenannten Gemeinfreien oder einfachen Freien immer mehr unterdrückt und in das Verhältniß von Unfreien herabgedrückt, was aber nicht überall ohne Widerstand zu Stande kam. So kämpften die freien Männer des Thurgau's unter der Anführung des Heinz von Stein sehr tapfer gegen den Adel, mußten aber der Uebermacht erliegen (992). Ungefähr um dieselbe Zeit wurden auch die Freien in den sogenannten Freiamtern im Aargau durch die Habsburger in die Knechtschaft gebracht. Zuerst baten nämlich letztere nur die nachbarliche Gefälligkeit der freien Männer von Wohlten und Muri um Hülfe, wenn sie das Feld bestellen oder mähen ließen. Bald aber fiel es ihnen ein, diese Dienste zur Pflicht zu machen.

So wurde nach und nach die große Masse des Volkes zu Unfreien erniedrigt, welche zum größten Theil Leibeigene oder Hörige genannt wurden. Sie waren Alle ohne Eigenthum, ohne Recht, durften sich nur mit Einwilligung ihrer Herrn verehelichen, und ihre Kinder waren gleichfalls unfrei. Indes

befanden sich nicht Alle in derselben Lage. Das Loos derjenigen, welche zum persönlichen Dienste der Herrn verwendet wurden und Vertrauensämter bekleideten (Ministerialen), war am erträglichsten. Schlimmer war der Zustand der an die Scholle gebundenen Hörigen, die so sehr mit dem Boden verknüpft waren, daß sie mit demselben konnten gekauft, verkauft, vertauscht und verschenkt werden wie eine Sache, wie ein Thier. Die beklagenswerthesten Leibeigenen waren diejenigen, welche zu Frohdienst (3 Tage in der Woche) verpflichtet waren. Damit auch von Außen schon die Erniedrigung des Leibeigenen kund werde, mußte er einen eignen Sklavenrock tragen und mit geschornem Bart und Haupt einhergehen, während der freie Mann an seinem langen Bart und seinen langen Haaren, sowie an dem Waffenschmuck zu erkennen war.

Helvetien, getheilt zwischen Burgund und Deutschland.

888—1032.

Während das Land aufblühte, sank das Regentenhaus. Carls Nachkommen wetteiferten in Untauglichkeit und Lastern. Häufige Theilungen, beständige Bürgerkriege schwächten das Reich. Durch Angriffe fremder Völker, Empörungen mächtiger Großen ging ein Land nach dem andern verloren. So geschah es mit Burgund, Italien, Deutschland. Mühsam erhielten sich die Carolinger noch in Frankreich, im J. 987 sanken sie unbeachtet, unbedauert auch von diesem letzten ihrer Throne.

Durch die Theilungen des fränkisch-carolingischen Reiches ward auch das Land Helvetien getrennt. West-Helvetien bis an die Reuß kam im J. 888 zum neu- oder kleinburgundischen Reich. Es erlitt öftere Verwüstungen durch die Raubzüge der Sarazenen und Ungarn. Während der Minderjährigkeit eines dieser burgundischen Könige verwaltete dessen Mutter, die gute Königin Bertha das Königreich (937—952). Ihre Regierung wurde noch lange mit den Worten: „Die gute alte Zeit, wo die Königin Bertha spann“ als eine Glückszeit bezeichnet, und ihr Siegel stellte die königliche Hausmutter auf dem Throne spinnend dar. Sie gab nämlich ihrem Volke das schönste Beispiel des Fleißes. Auf ihrem Sattel, der zu Payerne aufbewahrt wird, ließ sie sich eine Kunkel einpassen, weil sie auch auf der Reise, von Burg zu Burg, von Kloster zu Kloster, von Meierhof zu Meierhof wandernd, zu spinnen pflegte. Täglich gab sie zu einer bestimmten Stunde den Armen Gehör und unterstützte die wahrhaft Be-

dürftigen. Eine Menge frommer und nützlicher Stiftungen verdanken dieser „Landesmutter“ ihren Ursprung. Ebenso beförderte sie den Ackerbau und ließ Straßen und feste Burgen anlegen, letztere hauptsächlich gegen die Angriffe der Sarazenen und Ungarn.

Ost-Helvetien blieb als ein Theil von Allemannien oder Schwaben immer bei dem deutschen Reiche. Im Jahre 916 setzte Kaiser Conrad I. einen eigenen Herzog als Aufseher und Richter im Frieden und Anführer im Kriege über Allemannien; Kaiser Conrad II. aber brachte im J. 1032 mit dem burgundischen Reiche auch West-Helvetien an sich. Von da an blieb ganz Helvetien ungetheilt beim deutschen Reiche, bis sich nach und nach der Staat bildete, den man die Eidgenossenschaft nannte.

Auch in diesen unruhigen Zeiten entwickelten sich immer kräftiger Anbau des Landes, Handel, Gewerbsfleiß, und Land- und Ortschaften kamen empor, so die rhätischen Thäler, Morsee, Orbe, Muri und Basel, einst von den Ungarn zerstört. Zum Schutze gegen dieß wilde Räubervolk, das um diese Zeit oft wie eine verheerende Gewitterwolke sich über die Nachbarländer ergoß und auch Helvetien mehrmals durchstreifte, befestigte Kaiser Heinrich I. viele deutschen und helvetischen Städte, z. B. Zürich, Solothurn. Hinter ihren Mauern fanden Wehrlose und die Habe des Landmannes eine sichere Zuflucht gegen die Räubereien feindlicher Schaaren. Es kostete zwar nicht wenig Mühe, die an freie Sitze gewöhnten Deutschen zum Aufenthalte in umschlossenen Städten, die ihnen wie Gefängnisse erschienen, zu bewegen. Durch Ertheilung von Freiheiten und Vorrechten an die Städter ward es bewirkt, und die Bevölkerung nahm immer mehr zu, da die Städte bald Mittelpunkt des Handels und Gewerbsfleißes wurden. Es entstanden regelmäßige Handwerke; bisher hatte sich Jeder alle seine Bedürfnisse, so gut er konnte, selbst verfertigt. Es bildeten sich Zünfte und Zünfte, entfernt jedoch von dem erst später hinzu kommenden Kunstzwange. Mit dem steigenden Wohlstande kam auch die Lust zu Künsten und Wissenschaften; mit Reichthümern die Macht, dem Drucke des Adels und Klerus zu begegnen. Es sind die Städte die Befreier des Landes von dem Ueberdrange jener beiden Stände geworden.

## Drittes Kapitel.

## Helvetien unter den deutschen Kaisern.

1032—1308.

## Kampf zwischen Kaiser und Papst. 1039—1122.

Raum war Helvetien an seine neuen Herrscher gekommen, als sich über die Frage, wem die Herrschaft über Europa gebühre, ein vieljähriger verderblicher Kampf zwischen Kaiser und Papst erhob, der Deutschland und Italien erschöpfte, und auch in Helvetien die heftigsten Unordnungen erzeugte. Der Streit wurde lange nur mit Wort und Schrift geführt und brach erst 1075 in offene Fehde aus. Seit 1073 saß auf dem päpstlichen Stuhle Gregor VII. Dieser außerordentliche Mann hatte sich Erhöhung des Papstes über alle Könige und Fürsten und Vernichtung jedes Einflusses weltlicher Herrscher in kirchlichen Dingen zum Ziele gesetzt. Dieses Ziel verfolgte er sein ganzes Leben hindurch mit Beharrlichkeit, Klugheit und Geistesgröße. Ihm stand entgegen Kaiser Heinrich IV., ein Fürst voll feurigen Muthes, ritterlichen Sinnes und herrlicher Geistesanlagen, aber durch gewissenlose Erzieher so verdorben, daß Ueppigkeit, Leichtsinn, Unbesonnenheit, Wankelmuth, Stolz, Zähzorn, Herrsch- und Rachsucht seine Seele verunstalteten, ohne seine trefflichen Eigenschaften ganz ersticken zu können. Zwischen diesen beiden Männern erreichte die Erbitterung bald einen solchen Grad, daß Heinrich die schimpfliche Entsetzung des Papstes aussprach, welcher mit dem Bannfluche gegen Heinrich antwortete. Diese Maßregeln entzündeten schnell wie ein Blitzstrahl im ganzen deutschen Reiche ungeheuern Zwiespalt, in welchem die einen für den Kaiser, die andern für den Papst sich parteyten. Alle Bischümer, Klöster, Provinzen, Städte, Gemeinden, viele Familien zerfielen in ihrem Innern; Treue und Glauben, die Hauptstützen der menschlichen Gesellschaft, schienen von der Erde verbannt; Unterthanen empörten sich gegen ihre Herren; Kinder ergriffen die Waffen gegen ihre Eltern, Brüder gegen Brüder; alle Bande der Freundschaft waren gelöst, und was sonst die Menschheit für heilig und unverleglich hielt, wurde mit Füßen getreten. Haß erfüllte alle Herzen, und die Stimme des Gesetzes übertönte der Ruf der Leidenschaft. Neben dem großen Streite entbrannten in Deutsch-

lands ganzem Umfange tausend kleine Fehden, die für und wider Kaiser und Papst, manchmal auch nur unter diesem Namen zur Befriedigung der Raubsucht, der Leidenschaft oder des Hasses ausgefochten wurden. Auch in Helvetien wüthete das größte Uebel der Menschheit, ein furchtbar verheerender innerer Krieg. Gregor und Heinrich gingen im J. 1085 und 1106 zu den Todten, der erste als Verbannter, der letzte durch Empörung seines Sohnes vertrieben; aber das Feuer, das sie angezündet, erlosch nicht mit ihnen. Erst 1122 wurde der Hauptstreit nothdürftig ausgeglichen.

Helvetien unter den Herzogen von Zähringen. 1097—1218.

Im Jahre 1097 ertheilte Heinrich IV. das Land Helvetien als ein eigenes Herzogthum an Berchtold II. von Zähringen. Die zähringischen Fürsten fanden das Land in keinem glücklichen Zustande. Der lange, wüthende Krieg hatte außerordentliche Unordnung, Unsicherheit, Sittenlosigkeit, Druck und Elend erzeugt; aber unter dem wohlthätigen Szepter dieser weisen und guten Fürsten brachen für Helvetien friedliche, glückliche Tage an.

Auch die im J. 1095 aus übel verstandener Frömmigkeit erhobenen Kreuzzüge, welche das jüdische Land sammt Christi Grab den Türken entreißen sollten, wirkten segensreich für Helvetien. Sie beschleunigten das Steigen des Bürgerstandes. Es erhob sich ausgebreiteterer Handelsverkehr, Straßen wurden angelegt, der Landbau vervollkommenet, Wälder ausgerottet, neue löstliche Früchte aller Art angepflanzt. Es entstand eine Menge wohlthätiger Stiftungen. Man erlernte neue Künste und Gewerbe, Quellen reichern Einkommens. Die Freiheit wuchs, und was über Alles zu schätzen ist, was allein diesen nützlichen Erscheinungen Bestand gab, es erweiterte sich die geistige Bildung. Kenntnisse, Wissenschaften drangen aus dem Morgenlande nach Europa. Mancher Lichtstrahl erhellte die bisherige Finsterniß. Auch freiere, edlere Religionsbegriffe wurden erfasst. Wenn denn Einzelne sich lieber an das Unedlere hielten, von den morgenländischen Sitten nur die Pracht und die Ueppigkeit nachahmten, sich einem Aufwande hingaben, der sie zur Verarmung führte: so hatte auch dieses für das Allgemeine segensreiche Folgen. Manche Klöster, viele Adelige mußten aus Armuth Landschaften, Freiheiten, Rechte an fleißige Bürger oder sparsame Unterthanen veräußern. Manche Adelsrechte erloschen, weil ihre Besitzer ohne Nachkommen in fernem Landen den Tod gefunden. Solchergestalt wurde durch die Kreuzzüge namentlich auch in

unserm Vaterlande Vieles für die leibliche und geistige Freiheit kommender Jahrhunderte vorbereitet.

Schon jetzt kam unter den Zähringern das Land immer sichtbarer empor. Um die zahlreichen Schlösser und Klöster bildeten sich immer mehrere Städte und Dörfer. Auch wurden manche Städte ganz neu gegründet; so Dießenhofen im J. 1178, Winterthur im J. 1180, Rapperschwyl im J. 1091. Im Jahre 1052 ward das Kloster Allerheiligen die Grundlage von Schaffhausen. Zahllose andere Stiftungen verdanken ihren Ursprung eben dieser Zeit; sie alle trugen viel zur Urbarmachung des Landes bei. Die Klöster wetteiferten in jener Zeit in Beförderung alles Nützlichen. Mit besonderer Sorgfalt widmeten sie sich dem Landbau. Eigenhändig bearbeiteten die Mönche Felder und Weinberge und pflanzten viele neue Früchte an; andere Klöster erleichterten und beförderten durch Unterstützung und Begünstigungen den Anbau der Umgegend; wieder andere besorgten Tuchmachereien, und die damaligen Klosterschulen wirkten wohlthätig auf die geistige Bildung. Groß sind also die Verdienste, welche sich der Klerus um das Aufblühen des alten Helvetiens erworben hat. Viele Städte und Länder der Eidgenossen sind unter geistlicher Herrschaft empor gekommen. Aber schon damals zeigte sich hin und wieder eine Verschlechterung des Klerus. Manche vergaßen die wohlthätige Absicht der geistlichen Stiftungen. Geiz, Herrschsucht, Bedrückung des Volkes, Müßiggang, Sittenlosigkeit entehrten viele Kleriker. Sie waren aus sehr nützlichen Menschen unnütze Prasser geworden.

In ungetrübter Reinheit glänzten dagegen die Verdienste der Zähringer um Helvetien. Sie begünstigten die Städte und das Volk, vielleicht nicht sowohl aus Liebe zur Freiheit als um mit ihrer Hülfe den mächtigen und feindseligen Adel und Klerus nieder zu halten. Sie befestigten viele Flecken und bauten neue, mit reichen Vorrechten gezeigte Städte. So stiftete Berchtold IV. im J. 1178 Freiburg im Uechtlande. Sein Sohn, Herzog Berchtold V., befestigte Burgdorf und Moudon, und erbaute im J. 1191 auf einer Halbinsel in der Aare das berühmte Bern. Siebenundzwanzig Jahre nach Berns Stiftung endete mit Berchtold V. das Geschlecht der Herzoge von Zähringen in der schönsten Zeit eines unbefleckten Nachruhmes, ehe es nach Unterdrückung des Adels und Klerus seine Herrschplane auch gegen Städte und Volk richten konnte. Mit ihm erlosch für immer das Herzogthum über Helvetien.

Die Zähringer hatten einen mächtigen Adel, einen gewalti-

gen Klerus  
in helvet  
Kappeler  
der, die  
von G  
St. Gal  
Wenig  
im Ein  
In  
und St  
einem G  
genannt.  
Schweigen  
N  
Kaiser  
Hohensta  
dern un  
rang den  
gemein,  
Zürich,  
den von  
einget  
Reichth  
des höch  
schaften  
zu gut.  
Reichlan  
trog des  
demselben  
desen K  
Südw  
Wolme  
ihm ge  
die glän  
unmittel  
rich II.  
hängig

gen Klerus und blühende Städte hinterlassen. Noch lange suchten in Helvetien die Häuser Savoyen, Habsburg, Kyburg, Rapperschwyl, Welsch-Neuenburg, Toggenburg und andere, die Freiheit zu unterdrücken. Neben ihnen waren die Bischöfe von Genf, Lausanne, Sitten, Basel, Chur, der Abt von St. Gallen u. s. f. Fürsten von großer Macht. Es gab eine Menge überreicher Klöster. Das Ansehen des Klerus war zwar im Sinken; dagegen erhoben sich immer kräftiger die Städte.

In diesen Zeiten wurden neben so vielen mächtigen Großen und Städten der Name der freien Männer von Schwyz in einem Grenzstreite mit dem Kloster Einsiedeln zum ersten Male genannt. Von diesen Schwyzern ist nachher alle Freiheit des Schweizerlandes und der Bund der Eidgenossen ausgegangen.

#### Die Zeiten Friedrichs II. und Rudolfs von Habsburg.

1218 — 1291.

Nach dem Aussterben der Zähringer (1218) ernannte der Kaiser Friedrich II., der aus dem berühmten Geschlecht der Hohenstaufen stammte, keinen neuen Statthalter Helvetiens, sondern nur Reichsvögte. Es ist überhaupt keine fürstliche Regierung den Völkern und Städten unseres Landes günstiger gewesen, als diejenige Friedrichs II. von Hohenstaufen. Die Städte Zürich, Bern, Solothurn, Schaffhausen und selbst Murten wurden von ihm zu freien Reichsstädten erhoben. Ein vom Kaiser eingesetzter und zuweilen aus den bloßen Bürgern genommener Reichsvogt übte darin den Blutbann im Namen des Kaisers, des höchsten Gerichtsherrn Deutschlands. Auch den Hirtenvölkern der drei Waldstätte kamen die hohenstaufischen Freiheiten zu gut. So wurde im Jahr 1231 Uri für ein unmittelbares Reichsland erklärt. Da die junge Mannschaft der drei Waldstätte trotz des päpstlichen Bannfluchs, der auf Friedrich II. lastete, demselben zu Hülfe zog in seinem Kampf gegen den Papst und dessen Anhänger in Italien, so ertheilte er auch dem Volke von Schwyz und Unterwalden, um ihm ein sprechendes Pfand seines Wohlwollens zu geben, eine Urkunde (1240), welche die bisher schon genossene Freiheit dieser beiden Thäler sicherte und sie auf die gleiche Stufe stellte, wie die 9 Jahre vorher mit der Reichsunmittelbarkeit besenkten Männer von Uri. So hat also Friedrich II. durch seine Erlasse der schweizerischen Freiheit und Unabhängigkeit großen Vorschub geleistet.

In eben demselben Jahre, in welchem die Zähringer erlo-

sehen, wurde der hochberühmte Graf Rudolf von Habsburg geboren. Als ein feuriger Jüngling von 22 Jahren trat er das geringe Erbe seiner Väter an. Ein heller, an Hülfsmitteln unerschöpflicher Geist, ein kräftiges, wohlwollendes, frommes Gemüth waren die Vorzüge dieses großen Mannes, von denen uns die Geschichte zahlreiche Beispiele erzählt. Mit diesen Vorzügen verband Rudolf auch einen ausgezeichneten kriegerischen Ruhm. Alle diese Eigenschaften erwarb er sich aber erst durch den Lauf der Zeit und manche bittere Erfahrung. Denn ein Grundzug seines Charakters war ein ungezügelttes Streben nach Macht und Größe, ein Ziel, welches er schon im Jünglingsalter mit unbesonnenem Feuer verfolgte, zu dessen Erreichung er auch Gewaltthaten und ungerechte Mittel nicht schonte. Er empfing jedoch bald den gebührenden Lohn. Noch vor seinem vierzigsten Jahre wurde er seinen Verwandten tödtlich verhaßt, von seiner Mutter Bruder enterbt, von der Kirche zwei Mal gebannt, und sah durch einen Krieg, den er ungerechter Weise angefangen, sein eigenes Gebiet verheert. Durch solche Widerwärtigkeiten gewizigt, lernte er seine Leidenschaften bezähmen und verbesserte dadurch seine unglückliche Lage. Die Kirche, seine Verwandten verziehen ihm, sein Oheim setzte ihn wieder zum Erben ein. Durch den Tod desselben erlangte Rudolf im J. 1264 die Grafschaften Kyburg und Baden, die Landgrafschaft Thurgau, das Land Gaster, und war von diesem Tage an einer der mächtigsten Herren in der Schweiz.

Um diese Zeit war Deutschland durch das Aussterben des Geschlechtes der Hohenstaufen ohne Kaiser. Da gewannen im ganzen deutschen Reiche Unrecht und Gewaltthat die Oberhand. Sechszehn Jahre dauerte dieser schreckliche Zustand, Interregnum (Zwischenreich) genannt. Kurz vor dieser bedenklichen Zeit (im J. 1251) schlossen die Länder Uri und Schwyz mit Zürich auf drei Jahre den ersten Bund.

Während des Interregnums wendete Rudolf seine ganze Macht zum Schirme der Bürger und Landleute gegen die großen und wilden Raubritter an. Dadurch gewann er vielen Anhang. Alle Reichsstädte, alle freien Länder in Helvetien traten mit ihm in Verbindung, und freuten sich, ihn zum Freunde und Anführer zu haben. So wählten ihn im J. 1257 die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden zu ihrem Schirmvogte, und im J. 1265 ernannte ihn die Stadt Zürich zu ihrem Feldhauptmanne.

Diese Stadt war damals noch ohne Gebiet und ganz von den Besitzungen der Freiherren von Regensberg umgeben.

Gefir in  
übermäßige  
nach einem  
Licht l  
mit Hohen  
„ein Hüh  
„sein, und  
wendete si  
der erfreut  
zürnte Rät  
Rudolf un  
Lieber au  
schnell nach  
gerührt, in  
schließen,  
von ihr,  
benelängl  
Zürich des  
legt, und  
ten, Krieg  
nachherigen  
die Dankb  
engelstich  
ben ihm  
verthron  
die Stadt  
und sein  
Bischof ri  
„Throne,  
„herab!“  
nicht miß  
habe all  
angehan,  
diese Stad  
neuen Kai  
von Thron  
seiner alten  
spiel wend  
seiner Kle  
kam Jahr  
wünschte,  
Eual, f

Gestört in der Sicherheit ihres Handels, besorgt, durch einen übermächtigen Anfall zuletzt ihre Freiheit zu verlieren, sah sie sich nach einem Schirmherrn und Anführer um. Sie wendete sich an Lütthold von Regensburg; er aber empfing ihre Gesandten mit Hohn, und sprach: „Zürich ist von meinen Herrschaften wie „ein Fischlein vom Neze umgeben, Schirmherr mag ich nicht „sein, unterwerft euch mir, ich will euch gnädig regieren.“ Da wendete sich die Stadt an Lüttholds Feind, den Grafen Rudolf, der erfreut die Hauptmannschaft annahm. Nun erhob der erzürnte Lütthold und viele Edle mit ihm im J. 1266 Krieg gegen Rudolf und die Stadt. Der Krieg schlug zum Verderben seiner Urheber aus. Die Burgen, die Städte der Regensberger wurden schnell nach einander durch mannigfaltige Kriegslisten erobert und zerstört, im J. 1268 mußte der hoffärtige Lütthold Frieden schließen, seine Herrschaften der Stadt abtreten, und froh sein, von ihr, die er einst so verachtet, das Bürgerrecht und ein lebenslängliches Leibgeding zu empfangen. Durch diese Fehde hatte Zürich den Grundstein zu seiner künftigen Macht und Größe gelegt, und Rudolf durch den hier erworbenen Ruhm der Tapferkeit, Kriegskunst, Weisheit und Mäßigung nicht wenig zu seiner nachherigen Erhöhung beigetragen. Der Ruf seiner Thaten und die Dankbarkeit des Erzbischofes von Mainz, dem er einst unentgeltliches Geleit durch die unsichere Schweiz gegeben, erwarben ihm nämlich im J. 1273 die Erhebung auf den Kaiserthron. Die Nachricht seiner Wahl empfing er, als er eben die Stadt Basel belagerte. Er selbst sowohl als seine Freunde und Feinde erstaunten. Bischof und Stadt Basel verzagten. Der Bischof rief im ersten Schreck: „Nun setz' dich fest auf deinem „Throne, lieber Herrre Gott! sonst stößt dich dieser Rudolf auch „herab!“ Allein Rudolf wollte edelmüthig seine neue Macht nicht missbrauchen. Den Baslern ließ er melden, der Kaiser habe alle Beleidigungen vergessen, die man dem Grafen Rudolf angethan, und anerbote Frieden. Basel öffnete seine Thore, und diese Stadt, so eben noch Rudolfs Feindin, war die erste, den neuen Kaiser freudig zu begrüßen. — So wie sich Rudolf auf dem Throne an seinen Feinden nicht rächte, so vergaß er auch seine alten Freunde nicht, und behandelte auf dem höchsten Gipfel menschlicher Ehre diejenigen mit Wohlwollen, die einst in seiner Kleinheit mit ihm gewesen. Als er zu Mainz Hof hielt, kam Jakob Müller, Bürger von Zürich, in die Stadt, und wünschte, den Kaiser in seinem Glanze zu sehen. Er trat in den Saal, sogleich erhob sich Rudolf vom Throne, eilte auf ihn zu

und umarmte ihn. Zu den Fürsten, die sich wunderten, warum der Kaiser einem so geringen Manne so herablassend begegne, sprach er: „Als ich noch der Zürcher Hauptmann war, wurde „ich in einem Gefechte verwundet und von den Meinigen für „tobt verlassen; da kam dieser Müller, schlug die Feinde zurück, „hob mich auf sein Pferd und rettete mich. Darum muß ich billig „diesen Mann so wie alle von Zürich hoch ehren, weil sie mir „beigestanden, als mein Glück noch klein war!“ Hierauf schlug Rudolf den Müller zum Ritter und entließ ihn fürstlich beschenkt.

Achtzehn Jahre lang besaß nun Rudolf mit großem Ruhme den Kaiserthron, und stellte Gerechtigkeit, Ruhe und Ordnung wieder her. Dem Lande Helvetien erwies er wenigstens im Anfange seiner Regierung große Wohlthaten. Seinen alten Bundesgenossen, den Zürchern, bezeugte er besonders große Huld. Manche andere Schweizerstädte verdankten ihm ansehnliche Begünstigungen. Den Waldstätten sicherte er die angeborne Freiheit und Reichsunmittelbarkeit. Aber im Besitze seiner Macht erwachte in ihm die Lust, sein Geschlecht auf dem Gipfel dieser Größe zu erhalten, sie bewog ihn, seine gerechten Gesinnungen gegen Helvetien zum Theile wenigstens zu ändern, und verleitete ihn, seine dortigen Besitzungen selbst durch Bedrückungen zu vergrößern. Schon hatte er seinen Söhnen die Herzogthümer Schwaben, Desterreich, Steiermark, Krain ertheilt, als er sein Auge auch auf Helvetien warf. Als Herr von Habsburg, Kyburg, Thurgau, Baden, Lenzburg, Aargau, Froburg, Zug, Zofingen war er in diesem Lande schon sehr mächtig; er wollte es aber ganz besitzen. Mit Geld, Freundlichkeit und Drohungen suchte er Edelleuten und Klöstern ihre Herrschaften abzulocken und freie Städte und Länder zur Unterwerfung zu bewegen. Gegen Widerspenstige wendete er Gewalt an und schonte selbst seine Verwandten nicht. So erhielt er Freiburg im Uechtland, Gräningen, Ittingen u. s. f. Die auffallendsten Gewaltthaten geschahen aber gegen Savoyen und Bern.

Unter dem Vorwande, das alte Königreich Burgund wieder herzustellen, begann Rudolf Krieg mit Savoyen. Die Grafen von Savoyen, namentlich Peter (1232—1268), der von seinen dankbaren Unterthanen der „kleine Karl der Große“ genannt wurde, und im romanischen Helvetien dieselbe entschiedene Rolle spielte, wie Rudolf von Habsburg seit 1240 im deutschen Helvetien, hatten nämlich nach und nach fast alles romanische Land (die Waadt, das Freiburgische und einen Theil von Wallis) für 300 Jahre unter ihre Gewalt gebracht. Selbst die Schirm-

vogtei über Bern erwarben sie mehreremale auf kurze Zeit. Rudolf von Habsburg hätte nun denselben jene Eroberungen gern wieder abgenommen. Er eroberte Gintges, verfehlte aber den Hauptzweck, und war nicht glücklicher gegen Bern. Es hatten die Berner aus ihrer Stadt für ewige Zeiten die Juden verbannt, der Vertriebenen nahm sich Rudolf an. Ein hartes Urtheil, das er gegen die Stadt sprach, wurde von Bern nicht beachtet, und als Rudolf zu den Waffen griff, beschloß auch die Bürgerschaft, sich so zu vertheidigen, daß der letzte Tag ihrer Freiheit auch der letzte des Lebens aller Bürger sein solle. Vergebens belagerte Rudolf im Mai des Jahres 1288 die Stadt mit 15,000 Mann. Bei einer zweiten Belagerung im August des gleichen Jahres versuchte er eine List. Brennende Flöße sollten die hölzerne Narebrücke, durch sie die ebenfalls hölzerne Stadt anzünden: den Schreck, die Verwirrung der Bürger wollte Rudolf zu einem allgemeinen Sturme benutzen. Aber die Bürger, seinen Plan merkend, hatten oberhalb der Brücke Pfähle ins Wasser geschlagen, an ihnen blieben die Flöße hängen und verbrannten unschädlich, auch der Sturm mißlang; beschämt mußte Rudolf zum zweiten Male abziehen. Schon im folgenden Frühling ward unternommen, die Stadt durch plötzlichen Ueberfall zu erobern. Dießmal rettete sie die außerordentliche Tapferkeit der Bürger, vorzüglich des Geschlechtes der Reunhaupte, die sich im Gefechte an der Schoßhalde, vor den Thoren Berns, bis auf den letzten Mann für die Vaterstadt aufopferten. Zwei Jahre später (im J. 1291) starb Rudolf zu Gernersheim, 74 Jahre alt. Sein Andenken erhielt sich lange und rühmlich unter dem deutschen Volke. Den Fürsten, der öfters in seinem weiten Reiche umher reiste, um Jedem ohne Ansehen der Person Recht zu sprechen, und der gegen den geringsten seiner Unterthanen so leutselig war, daß er einst die Wachen, die einem armen Manne den Zutritt zu ihm verweigerten, mit den Worten beschalt: „Glaubet ihr, ich sei Kaiser worden, um mich vor meinen Unterthanen einzuschließen?“ — diesen Fürsten ehrete das lang erhaltene Sprichwort: „Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht!“

Die Zeiten Kaiser Albrechts von Habsburg-Oesterreich.  
1291—1308.

Albrecht, Herzog von Oesterreich, Steiermark und Krain, Rudolfs einziger noch lebender Sohn, ward nun Haupt des österreichischen Hauses. Das Herzogthum Schwaben, welches nebst den elsassischen und schweizerischen Landen seinem zweijährigen

Neffen Johann angehörte, verwaltete er als Vormund. Albrecht besaß keine der lebenswürdigen Eigenschaften seines Vaters. Schon sein Aeußeres war häßlich. Sein finsternes Antlitz verkündete Stolz, Starrsinn, aufbrausende Heftigkeit. Seine Leidenschaften waren unersättliche Ländergier und Haß der gesellichen Schranken seiner Gewalt. Die Ausschweifungen floh er, das bürgerliche Recht hat er nie gebogen. Niemand liebte ihn, die eigenen Anverwandten und des Vaters treueste Freunde fielen von ihm ab. Auch Zürich, auch die Länder suchten, sich durch Bündnisse gegen seine gefürchteten Plane zu stärken. Durch seine Gewaltthaten gab er den ersten Anstoß zur Gründung des Schweizerbundes. Albrechts liebster Wunsch war der Kaiserthron; aber er wurde bei der Wahl übergangen und Graf Adolf von Nassau zum Kaiser erwählt. Albrecht unterwarf sich mit einem Herzen voll Rache. Nach wenig Jahren zeigte sich Möglichkeit der Befriedigung. Adolfs Entsetzung wird bewirkt und durch eine Partei Albrecht zum Kaiser erwählt. Ein großer Theil Deutschlands, mit Adolfs Entsetzung unzufrieden, ergreift zwar die Waffen für ihn und liefert im J. 1298 seinen Gegnern bei Worms eine Schlacht; in dieser fällt Adolf, und Albrecht erhält die Krone. Adolfs Unglück erschreckte besonders die helvetischen Lande, gegen die er sich sehr huldreich gezeigt, und die von Albrecht nicht viel Gutes erwarteten. Nur zu bald ging ihre Besorgniß in Erfüllung.

Albrechts Partei zog gegen Bern zu Felde. Bern hatte nur wenig Hülfe, hauptsächlich von Solothurn, stellte sich jedoch der Uebermacht muthvoll entgegen, und schlug unter Ulrich von Erlach den 21. Mai 1298 am Donnerbüchel seine Feinde so vollkommen, daß wenige Zeit nach dem Siege viele seiner ältesten und mächtigsten Feinde Burgrechte und Bündnisse mit ihm schlossen.

Vor Zürich, das er durch ein erlittenes Kriegsunglück ganz entkräftet glaubte, erschien im gleichen Jahre Albrecht selbst mit einigen Truppen; aber die Stadt war unerschrocken. Die Thore wurden nicht geschlossen, Markt und Gewerbe nicht eingestellt und der Kaiser durch eine Kriegslist über die Vertheidigungsmittel der Stadt getäuscht. Die Frauen und Jungfrauen thaten Harnische und Waffen an und durchzogen mit Trommeln und Pfeisen in kriegerischer Ordnung die Stadt. Ihren Zug sah der Kaiser von den Höhen, auf denen er lagerte. Er glaubte die Stadt mit Lebensmitteln und Mannschaft wohl versorgt, kam als Freund nach Zürich und bestätigte ihre Freiheiten.

Bald nach diesem Zuge eignete sich Albrecht durch List,

Gewalt an  
 Alle ihre  
 Glas, D  
 zählung  
 gebieten  
 dem im  
 Unterw  
 geschlossen  
 Angered  
 weigern  
 ihrer früh  
 er, sich j  
 ihre Frei  
 österrich  
 1304 wo  
 Truppen  
 daß es f  
 Aufstand  
 Es ist fa  
 henden. A  
 des Gottl  
 jüdisch  
 er die bo  
 den Ort  
 vorher, A  
 Jener a  
 Guer un  
 dullen, d  
 Uebermut  
 walden. J  
 ein einteig  
 sandender  
 Sohnes H  
 Da der G  
 Bern die  
 jhen" z  
 Jener u  
 Lanthe  
 theuerer  
 ihm die  
 nach il  
 Durch

Gewalt und Kauf viele helvetische und schwäbische Länder zu. Alle seine zahlreichen Kinder sollten herrschen mit Macht und Glanz. Darum verwickelte sich Albrecht in mannigfaltige Unternehmungen und nahm auch seines Vaters Plan wieder auf, ganz Helvetien als ein Herzogthum an sich zu bringen. So ließ er denn im J. 1298 den freien Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden, die bereits 1291 ihren ersten ewigen Bund geschlossen hatten, den Antrag machen, sich ihm zu unterwerfen. Außerordentliche Vortheile wurden ihnen verheißen; sie aber weigerten sich. Der Kaiser ergrimmete. Den Ländern schon wegen ihrer frühern Anhänglichkeit an Adolf von Nassau gram, glaubte er, sich jetzt gegen sie Alles erlauben zu dürfen. Er bestätigte ihre Freiheiten nicht, er wollte ihnen statt der Reichsvögte österreichische Beamte aufdringen, und als sie endlich im Jahr 1304 wieder Reichsvögte empfangen, waren es hassenswerthe Tyrannen, welche das Volk zur Verzweiflung zu bringen suchten, daß es sich entweder Oesterreich unterwerfe, oder durch einen Aufstand Gelegenheit gebe, seine alten Freiheiten zu vernichten. Es ist fast unglaublich, wie diese Vögte in dem armen Lande hausten. Hermann Gessler von Bruneck erbaute am Fuße des Gotthards aus dem Schweiße des Volkes eine Feste, die er spöttisch Twing-Uri nannte. In Worten und Geberden zeigte er die hochmüthigste Verachtung des Volkes. Einst ritt er durch den Ort Steinen bei Werner Staufachers neuem, schönem Hause vorbei. Neidisch fragte er den Besitzer: „Bessen ist dieses Haus?“ Jener antwortete bescheiden: „Es ist meines Herrn, des Königs, Guet und mein Lehen.“ Höhnisch rief der Vogt: „Kann man dulden, daß das Bauernvolk so schön wohnt?“ — Mit gleichem Uebermuthe waltete Beringer von Landenberg in Unterwalden. Im Melchthale lebte der Greis Heinrich an der Halden, ein eifriger und beliebter Bertheidiger der Freiheit. Diesen wollte Landenberg wegen eines geringen oder erdichteten Vergehens seines Sohnes Arnold von Melchthal um ein Joch schöner Ochsen büßen. Da der Gekränkte sich weigerte, fügte Landenbergs Knecht hinzu: „Wenn die Bauern Brod essen wollen, können sie den Pflug selber ziehen!“ Arnolds Zorn entbrannte, er zerschlug dem Knechte einen Finger und entfloß, weil er des Vogts Grausamkeit fürchtete. Landenberg ließ nun den greisen Vater fangen. Vergebens be-theuerte dieser, nicht zu wissen, wo der Sohn sei. Man nahm ihm die Ochsen. Man nahm von ihm eine starke Geldbuße. Man stach ihm für das Vergehen des Sohnes die Augen aus. — Durch solche Beschimpfungen und Mißhandlungen, durch uner-

schwängliche Abgaben, verbrecherische Plackereien und die stete Weigerung des Kaisers, die Beschwerden anzuhören, ermüdete endlich die Geduld des Volkes. Der gesuchte Aufstand kam, endete aber nicht, wie man gehofft hatte, zum Verderben des Volkes, sondern zu demjenigen seiner Dränger.

#### Der Bund im Rütli. 1307.

Werner Staufacher, Walter Fürst von Uri und Arnold von Melchtal sind die ewig denkwürdigen Namen jener drei Männer, denen unser Vaterland seine Freiheit verdankt. Als sie beschossen, das Unrecht nicht länger zu dulden, da fühlten sie wohl, mißlungener Widerstand könne grausame Rache nach sich ziehen; aber der Tod schien ihnen besser als ein fremdes Joch, und das Vaterland ohne die alte Freiheit verloren. In nächstlichen Zusammenkünften auf dem Rütli, einer einsamen Bergwiese am Bierwaldstättersee, rathschlagten sie über die Befreiung des Volkes. Endlich brachten sie Mittwoch vor Martini 1307 jeder zehn redliche Männer des Landes an den Ort ihrer geheimen Versammlungen. Diese 33 schwuren zu Gott, der alle Menschen zu gleicher Freiheit geschaffen, den heiligen Eid: „die Freiheit „des Volkes herzustellen, doch so, daß dabei Niemand Güter, „Rechte oder Leben verliere“. Bis zum Tage des Ausbruches war die strengste Verschwiegenheit verabredet.

#### Wilhelm Tell. 1307.

Indeß wurde der Landvogt Hermann Gessler durch den guten Bogenschützen Wilhelm Tell von Bürglen, einen tapfern, kühnen Freiheitsfreund, der mit auf dem Rütli gewesen, erschossen. Gessler hatte auf dem Markte zu Altorf eine Stange mit einem Hute errichten lassen, welcher Jedermann durch Hutabziehen Ehre erweisen sollte. Tell weigerte sich dessen, wurde gefangen und zur Strafe seines Ungehorsams, und weil er nichts von dem Rütli-bunde, von dem der Vogt einige Spuren hatte, offenbaren wollte, verurtheilt, seinem eigenen Knaben aus weiter Ferne einen Apfel vom Kopfe zu schießen. Tells Schuß gelang, mit ihm war Gott; der arglistige Vogt, statt ihn nun nach Versprechen frei zu lassen, sann auf neue Wege, ihm beizukommen. Er erblickt in Tells Köcher einen zweiten Pfeil und fragt: „Wozu dieser?“ Nach langem Drängen und nochmaligem Versprechen der Freilassung antwortete Tell: „Wenn ich mein Kind niedergeschossen hätte,

„wisse, Vogt, so war dieser zweite Pfeil für dich bestimmt!“  
 Entsetzt läßt Gessler den Tell gebunden in ein Schiff werfen und  
 über den Vierwaldstättersee nach Rütznacht führen. Er selbst steigt  
 mit in das Schiff. Ein Sturm bringt die Schiffenden in Gefahr  
 des Unterganges. Da befehlt Gessler, den Tell, einen trefflichen  
 Schiffer, loszubinden und aus Steuer zu stellen. Tell lenkt das  
 Schiff bis an den Fuß des steilen Aynberges, ergreift sein  
 Schießzeug, rettet sich durch einen kühnen Sprung auf einen  
 Felsen, noch heutzutage Tellensplatte genannt, und entflieht durch  
 das Land Schwyz. Auch der Vogt entfloß dem Sturme. Als er  
 aber bei Rütznacht gelandet, fällt er durch einen Pfeil, den Tell  
 auf ihn geschossen. Da, wo in der hohlen Gasse bei Immenfee  
 die Kapelle steht, endete der Vogt. Tells That erhöhte die Wach-  
 samkeit der Vögte. Die Verschworenen kamen in die größte Gefahr  
 der Entdeckung. Eine unheimliche Stille lag auf dem ganzen  
 Lande. So wurde das dreizehnhundertundsiebente Jahr vollendet.

Zweiter Theil.

## Die Heldenzeiten.

1308—1519.

---

Erstes Kapitel.

Die Stiftung der Freiheit.

1308—1412.

---

Der ewige Bund der vier Waldstätte. 1308—1334.

In der ersten Stunde des Jahres 1308 brach der Sturm los, den der Kaiser und seine Vögte über ihre Häupter herbei gerufen hatten. Die Burgen Rothberg und Sarnen, beide im Unterwaldner Lande, wurden mit List genommen. Zu Rothberg ließ sich ein Jüngling an einem Seile des Nachts in die Burg hinauf ziehen; auf gleiche Weise half er selbst zwanzig andern nach, die im Burggraben versteckt waren. Sie überfielen den Burgvogt und seine Diener, bemächtigten sich des Schlosses und hielten sich stille, bis Nachricht kam, daß auch Sarnen genommen sei. In Sarnen wohnte Landenberg selbst. Er ging am Neujahrsorgen vom Schlosse herab zur Kirche. Da begegnete ihm eine Schaar Männer mit Kälbern, Ziegen, Lämmern, Wildpret und Geflügel. Er, wähnend, sie bringen ihm ein Neujahrs-geschenk, heißt sie vergnügt in die Burg gehen, unbedenklich, weil sie nur lange Alpstöcke und keine Waffen trugen. Als sie unter dem Thore sind, stößt Einer ins Horn. Plötzlich langen Alle Spießeißen hervor und stecken sie auf die Stöcke. Aus einem nahen Gehölze rennen 30 Mitverschworne der Burg zu und über-

mannen die Besatzung. Jetzt erging der Landsturm von Dorf zu Dorf. Die Urner zerstörten Twing-Uri, die Schwyzer Schwanau und Rüschnacht. An diesem denkwürdigen Tage der Wiedergewinnung der Freiheit wurde von dem aufgeregten Volke kein Blut vergossen und Niemandem ein Recht genommen; denn man wollte Freiheit und nicht Rache. Vogt Landenberg wurde auf der Flucht gefangen genommen, aber ungehindert entlassen, nachdem er geschworen, das Land nicht mehr zu betreten.

Der zu befürchtenden Rache entgingen die Länder durch Kaiser Albrechts Ermordung. Derselbe verübte seines Bruders Sohn, Herzog Johann von Schwaben, dem Albrecht sein Erbe vorenthielt, mit einigen Verbündeten am 1. Mai 1308 bei Windisch. Ganz Helvetien gerieth durch diese That in große Unruhe. Jeder waffnete sich, weil er Krieg und alle Noth eines Interregnums befürchtete. Erst nachdem Graf Heinrich von Luxemburg zum Kaiser erwählt war, beruhigte man sich. Vergebens hatte sich das Haus Oesterreich bemüht, einen seiner Prinzen auf den Thron zu bringen. Nach der Kaiserwahl dachte Oesterreich auf Rache gegen Albrechts Mörder. Sie selbst waren spurlos entflohen. An ihrer Statt wurden ihre Verwandten, Freunde, Diener, Unterthanen unmenzlich verfolgt. Vorzüglich ließ Agnes, Königin von Ungarn, mit boshafter Lust Ströme von Blut fließen. Erschrecklich ist zu hören, daß diese Hartherzige „bei Gottes Gnade am jüngsten Tage“ vergebens um Schonung gefleht wurde und mit bloßen Füßen im Blute unschuldig Getödteter watete, jubelnd: „Heute baden wir im Maitheu!“ Nachdem eine Menge von Schlössern zerstört, das ganze Glück vieler zertrümmert und mehr als 1000 Unschuldige, sogar Kinder, durch Henkershand erschlagen waren, nahmen diese Unthaten ein Ende. Aus der Beute stiftete Agnes im Jahr 1311 auf dem Plage, wo der Mord geschehen war, das reiche Kloster Königsfelden, in welchem sie selbst mit vielem Scheine der Heiligkeit lebte; sie soll aber von einem frommen Einsiedler die herbe Wahrheit gehört haben: „Frau, es ist ein „schlechter Gottesdienst, wenn man unschuldig Blut vergießt und „aus dem Raube Klöster stiftet, Gott hat mehr Gefallen an „Gütigkeit und Erbarmen!“

Witterweile starb Kaiser Heinrich. Die einen Fürsten wählten an seiner Statt Herzog Ludwig von Baiern, die andern Herzog Friedrich von Oesterreich. Die Waldstätte hielten es mit dem ersten. Es gab Krieg, und Leopold, Friedrichs Bruder, zog mit großer Macht gegen die Waldstätte. Er stieß

fürchterliche Drohungen aus und nahm Wagen voll Stricke zur Hinrichtung oder Wegführung der Vorsteher mit. Ein dreifacher Angriff auf Einen Tag ward beschlossen. Das Hauptheer sollte von Zug her anrücken, Graf Otto von Strassberg über den Brünig, 1300 Luzerner bei Stansstad in Unterwalden einfallen. Die Schwyzer mit einigen hundert Urnern und Unterwaldnern legten sich, nur 1300 Mann stark, auf den Berg Sattel. Diese Stellung wählten sie, weil ihnen ein Freund im österreichischen Heere einen Pfeil mit einem Zeddel zugeschossen, worauf gestanden: „Hütet euch am Morgarten!“ Fünzig Verbannte, die mit ihnen kämpfen wollten, wiesen sie zurück; aber diese blieben bei dem Vorsatze, ihr Blut für die Freiheit zu vergießen, lagerten sich außerhalb der schwyzerischen Landmarken an einem günstigen Orte und sind keine geringe Ursache des Sieges geworden. Am 15. Wintermonat 1315 führte Herzog Leopold sein Heer heran. Er gedachte nicht der Wunder, welche die Begeisterung eines tapfern und einträchtigen Volkes für seine Freiheit thun kann, auch wenn es in regelmäßiger Kriegskunst minder geübt ist. In der Schlacht am Morgarten sollte er dies erfahren. Hier, wo der Raum zwischen dem Gebirge und den Gewässern des Aegerisees beengt ist, wälzten und schleuderten jene 50 Verbannten Baumstämme und Felsenstücke in Leopolds Schaaeren; der Schlachthauße der Eidgenossen aber benutzte die entstandene Verwirrung zu einem entscheidenden Angriffe. In anderthalb Stunden ward der Kern von Leopolds Heere vernichtet. Der Fürst selbst entfloß kümmerlich den Schrecken der Schlacht. Kein besseres Schicksal traf am Brünig den Grafen von Strassberg und die Luzerner bei Stansstad. Diesen Tag eines dreifachen Sieges beschlossen die frommen Vorfahren alljährlich durch ein Gedächtnißfest zu feiern. Den 50 Verbannten erlaubte man, wieder ins Land zu kommen, und am 9. Dezember 1315 wurde zu Brunnen durch die drei Länder der ewige Bund der Eidgenossen erneuert. Kaiser Ludwig bestätigte ihn; von da an heißen alle Schweizer die Eidgenossen. Drei Jahre später kam zwischen Oesterreich und den Eidgenossen ein mehrjähriger Waffenstillstand zuwege.

Herzog Leopold bekriegte nun andere Anhänger Ludwigs, und unternahm 1318 die Belagerung Solothurns. Da er die Stadt nicht bezwingen konnte, wollte er ihren Befehlshaber, den Grafen Hugo von Bucheck einschüchtern und drohte, dessen gefangenen Sohn zu enthaupten, wenn er die Stadt nicht übergebe; aber Vater und Sohn verachteten die Drohung und bewährten die Treue gegen die Vaterstadt. Einen zweiten Beweis

nicht mindere  
Belagerung  
der viele  
ellen den  
se und  
selbst edel  
Im  
Bund d.  
Von allen  
Oesterreich  
Baldstätt  
Eidgenossen  
ihn gewalt  
tete die  
verreicht.  
nen. Si  
seinem  
einer no  
den Ofe  
seinem  
Die Ver  
sagung  
an die  
und we  
bestimm  
Jahr 1  
den W  
Un  
deä. S  
milderen  
nahmen  
Bern,  
Städte  
Zeit mu  
wären  
oder  
wären  
Kraut  
als St  
Küpfen  
den B

nicht mindern Edelmuthe empfing Leopold während derselben Belagerung. Die angeschwollene Aare riß eine Brücke weg, auf der viele österreichische Krieger sich befanden. Die Solothurner eilten den Verunglückten zu Hülfe, retteten, erwärmten, speisten sie und ließen sie dann wieder frei. Das rührte den Herzog, der selbst edelmüthig war, und er schloß mit der Stadt Frieden.

Im Jahre 1332 trat Luzern in den eidgenössischen Bund. Die Stadt war im Jahr 1291 an Oesterreich gekommen. Von allen damals gemachten Versprechungen wurde keine gehalten. Oesterreichs Joch war drückend, und durch den Krieg gegen die Waldstätte erlitt Luzern schweren Verlust. Da schloß es mit den Eidgenossen einen zwanzigjährigen Waffenstillstand. Der Versuch, ihn gewaltsam zu hindern, hatte einen ewigen Bund mit den Waldstätten zur Folge. Ein Krieg, den Oesterreich erhob, erschütterte die Stadt nicht, und ein nächtlicher Mordanschlag wurde vereitelt. Ein Knabe bemerkte die schon versammelten Verschwornen. Sie fangen ihn und lassen ihn schwören, ihr Beisammensein keinem Menschen zu verrathen. Er entfernt sich und gelangt zu einer noch bevölkerten Trinkstube. Hier tritt er ein, stellt sich an den Ofen und erzählt ihm, was er gesehen und warum er es keinem Menschen entdecken dürfe. Die Zechgesellen machen Lärm. Die Verschwornen werden gefangen. Jetzt wird die Staatsversammlung geändert. Die Gewalt kommt von wenigen Geschlechtern an die Bürgerversammlung. Den Verschwornen wird verziehen, und wer sich in diese Aenderungen nicht finden kann, darf in bestimmter Zeit mit Habe und Gut abziehen. Im Frieden vom Jahr 1334 muß das erschöppte Oesterreich Luzerns Bund mit den Waldstätten anerkennen.

Ungeachtet aller dieser Unruhen stieg der Flor des Landes. Städte und Klöster wetteiferten, den Feldbau auch in den wildesten Gegenden zu verbreiten. Viehzucht und Gewerbsfleiß nahmen zu. Der Handel breitete sich aus. In Zürich, St. Gallen, Bern, Freiburg blühten Fabriken; im Jahr 1312 ward das Städtchen Neuenstadt am Bielersee gegründet. In eben dieser Zeit wurden noch immer viele neue Klöster gestiftet. Noch immer hielten viele Reichen solche Stiftungen für ein Zeichen außerordentlicher Frömmigkeit und das beste Mittel, im Andenken zu bleiben. In den Städten kam die Ansicht auf, es sei besser, für Kranke, Arme und Alte zu sorgen. Man fing an, Spitäler lieber als Klöster zu bedenken, welche immer mehr durch Unwissenheit, Müßiggang, Sittenlosigkeit, Bettelei und blinden Gehorsam gegen den Papst beschwerlich fielen. Wenn sie aber in Zeiten, wo der

Bann des Papstes auf den Eidgenossen lag, Haltung des Gottesdienstes verweigerten, ward ihnen gewöhnlich die Wahl zwischen Auswanderung oder Erfüllung ihrer Amtspflichten aufgethan, und sie pfligten meist die letztere vorzuziehen.

Die Brunische Staatsumwälzung in Zürich. 1335—1337.

Folgenreiche Begebenheiten im alten Zürich ziehen nun unsere Aufmerksamkeit auf sich. Zürichs ursprünglich freie Verfassung war im Laufe der Zeiten verdorben worden. Seit Langem war alle Gewalt bei wenigen Geschlechtern erblich. Von den großen Rechten der Bürgergemeinde war kaum noch die Rede. Die Bürgerschaft selbst dachte nicht an sie, so lange die Regierung ihre Pflicht nicht vergaß; als sich aber dieselbe Manches erlaubte, das gegen Ordnung und Billigkeit lief, erhoben sich die Klagen der Bürger über Eigennuz, Parteilichkeit, Gewaltthaten, Verschleuderungen. An der Spitze der Unzufriedenen stand Rudolf Brun, ein Mann von 50 Jahren, reich, von edler Geburt, Ritter und Rathsglied, der aber nicht denjenigen Einfluß genoß, welchen er seinen Verdiensten angemessen glaubte, und sich daher um die Gunst des Volkes bewarb. Kühnheit, Schlaueit, Einsicht, Wohlredenheit, Freundlichkeit gegen Jedermann, verbunden mit der Kunst, seine Absichten unter dem Scheine warmer Vaterlandsliebe zu verbergen, machten ihn wirklich zum ausgezeichneten Volksführer. Seine Klagen über die Regierung fanden tausend offene Ohren und sein Anhang mehrte sich täglich. Am 1. Mai 1336 trat man in der Bürgerversammlung mit Forderungen der Verbesserung auf. Der Rath erschrock, beschwichtigte mit Versprechungen, verzögerte aber die Erfüllung. Da ereignete sich nach sechs Wochen ein großer Aufruhr. Die meisten Rätthe entflohen mit vielen Freunden. Die Stadt gab sich eine Juntaverfassung, die den Bürgern viele ökonomische Vortheile, die meiste Gewalt dem Bürgermeister Rudolf Brun und einigen Volksführern einräumte. Die Entflohenen wurden hart bestraft; durch diesen übermüthigen Mißbrauch des Rechtes des Stärkern pflanzte man Feinde und Verräther. Die Verbannten gingen zu dem Grafen Johann von Habsburg auf Rapperschwil, der auch Bürger von Zürich war. Er schützte sie. Von seinen Bestzungen aus verübten jene viele Feindseligkeiten gegen Zürich. Unterdessen vermehrte Brun seine Macht, er hielt eine Leibwache und ergriff sehr gewaltthätige Maßregeln für seine und die öffentliche Sicherheit. Ueber Zürich lag ein wahrhaft despotisches Joch.

Gegen den Grafen von Habsburg ward ein Krieg begonnen. In einem Gefechte bei Grynau (1337) ward der Graf getödtet, hierauf durch Kaiser Ludwig und das Haus Oesterreich ein nicht lange dauernder Friede vermittelt.

Der Krieg um Laupen. 1338—1341.

Während zu Zürich innere Stürme wütheten, führte Bern schweren Kampf gegen äußere Feinde. Unter den Städten der westlichen Schweiz stand Bern am höchsten in Ehre und Ansehen. Ihm entschlüpfte nicht leicht eine Gelegenheit, sich zu vergrößern. Sein Geist war kriegerisch, Handel und Gewerbe wurden wenig betrieben. Die gefürchtete Stadt war standhaft in der Mitte zahlreicher Gegner. Dieselben machten im Jahr 1338 einen Anschlag, Bern zu verderben. Das Haus Oesterreich, Kaiser Ludwig selbst nahm Theil an dieser Vereinigung, und 17,000 Mann setzten sich gegen Bern in Bewegung. Der Sieg schien nicht zweifelhaft, Die Feinde wollten zu Bern keinen Menschen am Leben lassen. Jeder ihrer Führer hatte sich schon ein Haus ausersehen, das er nach dem Siege zu besitzen gedachte. Berns Bürger aber waren entschlossen, sich unter dem Schutte ihrer Stadt begraben zu lassen. Sechshundert Mann unter Johann von Bubenberg wurden nach dem unlängst erworbenen Städtchen Laupen gesandt, mit dem Befehl, diese Vormauer Berns bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Zum Oberfeldhern wählte Bern Rudolf von Erlach, Sohn jenes Ulrichs von Erlach, des Siegers am Donnerbüchel. Erlach war ein Held voll Weisheit und Muth und stand im kraftvollsten Alter. Neben dem Andenken an ruhmvolle Ahnen begeisterte ihn die glühendste Vaterlandsliebe. Sobald der Krieg gegen Bern losbrach, verließ er eine vortheilhafte Stelle bei dem Grafen von Nidau, einem der Feinde Berns. Höhnisch sprach der Graf beim Scheiden: „Von meinen vielen Kriegern kann ich wohl Einen Mann entbehren!“ Erlach erwiderte: „Als einen Mann will ich mich gegen Euch zeigen“.

Der Krieg begann mit einer harten Belagerung Laupens. Während Bubenbergs Tapferkeit die Feinde einige Zeit vor diesem Städtchen aufhielt, zog Bern die Hülfe seiner Verbündeten, unter ihnen 900 Mann aus den Waldstätten, an sich. Am 21. Juni 1339 marschirten 6000 Mann aus Bern, am Mittag standen sie vor Laupen. Unverweilt ordnete Erlach sein Heer zur Schlacht von Laupen. Den Waldstätten gab er den Ehrenkampf mit der feindlichen Reiterei, seinen Bernern

den Streit gegen das Fußvolf. Zum Dienste um seine Person wählte er eine Schaar auserlesener Jünglinge, indem er ausrief: „Wo sind jetzt die fröhlichen Jünglinge, die täglich zu Bern mit Blumen und Federbüschen geschmückt die ersten waren, den Feinden bei Tänzen und Gelagen Hohn zu sprechen? die sollen jetzt hervor zu mir treten an den Tanz und retten die Ehre der Stadt!“ Da traten zahlreiche Haufen, besonders aus den Zünften der Gerber und Fleischer hervor, riefen mit lauter Stimme: „Herr, wir wollen zu Euch stehen!“ und umgaben das Banner. Schon im Anfange des Gefechtes wendeten sich einige Feiglinge im Berner Heere zur Flucht. Es entstand Unordnung. In diesem gefährlichen Augenblicke rief Erlach: „Jetzt werden wir siegen, die Spreu ist vom Korne gestoben!“ schwang sein Schwert und befahl allgemeinen Angriff. Schwere eiserne Heerwagen mit Sichelu und Senen an den Rädern, mit auserlesenen Kriegeru beladen, stürmten voran; hinter ihnen folgte eng geschlossen das Fußvolf, begeistert, das köstliche Leben an das noch edlere Gut der Freiheit zu setzen. Nach kurzem Widerstande floh das feindliche Fußvolf; die Reiterei ward erst am Abend zum Weichen gebracht. Das adelige Heer litt schrecklichen Verlust; die Sieger aber zogen jubelnd wieder zu Bern ein. Hier ward der Bund mit den Waldstätten erneuert und durch eine jährliche gottesdienstliche Feier dieses Tages der Eifer zur Nachahmung so rühmlicher Thaten auch auf die Nachkommen fortgepflanzt. Nach diesem Siege wurden alle Feinde Berns aufs äußerste geängstigt; das mit ihnen verbündete Freiburg entging kaum dem Schicksale der Erstürmung. Aber auch Bern selbst empfand die Nachteile des Krieges und ein Bedürfnis nach Frieden; im Jahr 1341 wurde er geschlossen. — Neunzehn Jahre später ward Rudolf von Erlach, der Held, dessen Andenken ewig in allen Schweizerherzen leben wird, durch seinen verschwenderischen Tochtermann, Jost von Rudenz, ermordet. Von dem vergeblich verfolgten Mörder ward nachher nichts mehr vernommen.

#### Verfuch einer Gegenrevolution oder Mordnacht zu Zürich. 1350.

Vierzehn Jahre waren seit der Brunischen Staatsumwälzung verfloffen, aber der Haß der Vertriebenen noch nicht erloschen. Sie machten eine Verschwörung gegen Zürich. Alle Anstalten wurden vorsichtig getroffen. Einige hundert Söldner wurden mit mancherlei List in die Stadt gebracht und bei einverständenen Bürgern verborgen. Ein bestochener Thormächter sollte einem

Zuzuge von Rapperschwyl her ein Thor öffnen. Am Tage der Ausführung ritt viel verbürgerter Adel mit großem Gefolge zu Zürich ein. Unter dem Vorwande, ihnen einen Ehrentunk zu geben, versammelten sich die Verschworenen sogleich im Gasthose zum Strauß. Hier wurden ihre Verabredungen von einem Bäckerjungen, der hinter dem Ofen saß, belauscht. Er schlich sich weg und eilte zum Bürgermeister. Brun schickte den Bäcker an die Sturmglocke, er selbst eilt aufs Rathhaus. Sein treuer Knecht anbietet sich, in des Herrn Kleidung voranzugehen. Dies rettet dem Bürgermeister das Leben. Er und der Knecht begegnen nämlich einigen Verschworenen, die, durch die Verkleidung getäuscht, den Knecht erstechen, den Bürgermeister entfliehen lassen. Unter dieser Zeit hatte bereits auch der Graf von Toggenburg, einer der ersten Verschworenen, sein Leben eingebüßt. Er bereute das Unternehmen und wollte sich mit zwei Edelleuten zu Schiffe entfernen. Der Schiffer merkte aus etlichen Worten, daß etwas gegen die Stadt im Werke sei und warf das Schiff um. Die schwer gerüsteten Ritter extranken, er aber schwamm ans Land und machte Lärm in der kleinen Stadt. Ihre Bewohner eilten dem Rathhause zu, vor welchem zahlreiche Haufen der Verschworenen standen. Das Gefecht begann. Zu gleicher Zeit ertönte die Sturmglocke beim Grossmünster. Es kamen die Chorherren bewaffnet mit allen ihren Dienern. Es kamen aus dem Schlachthause mit Beilen, Knütteln die Metzger und ihre Knechte. Es kam Hülfe von allen Seiten. Die Verschworenen werden in die Marktgasse und in die engen Straßen des Niederdorfes zurück getrieben, wo ihnen Weiber, Kinder, Greise aus den Fenstern, von den Dächern Steine, Töpfe, Ziegel auf die Köpfe werfen. Sie werden endlich gänzlich vernichtet; nur wenige entinnen. Hülfsstruppen, auf die sie warteten, hatten sich, durch Nachrichten feiger Flüchtlinge verleitet, zu voreilig zurück gezogen. An den unglücklichen Gefangenen und einigen verrätherischen Bürgern nahm nun Brun eine fürchtbare, unmenschliche Rache.

Auch Rapperschwyl sollte seinen Zorn empfinden. Es wurde erobert; aber aus Furcht vor Oesterreich, das die Besitzungen seiner Verwandten nicht in Zürichs Gewalt sehen wollte, wieder verlassen. Zuerst aber führte man 60 angesehene Bürger als Geiseln nach Zürich, dann wurden die übrigen Bewohner in der härtesten Winterkälte aufs Feld getrieben, die Stadt geplündert und verbrannt, das Schloß zerstört. Diese That, an Unglücklichen ausgeübt, denen man bei der Uebergabe Freiheit, Gut und Leben zugesichert hatte, bleibt ewig ein Schandfleck für Zürich

und Brun. Nach Rapperschwyls Zerstörung wurde die Gefahr eines Krieges mit Oesterreich größer als zuvor. Darum trat Zürich am 1. Mai 1351 in den eidgenössischen Bund, und erhielt wegen seines Alters, seiner Größe, seines Wohlstandes, seiner Gelehrsamkeit unter den Bundesgliedern den ersten Rang.

#### Entstehung des Bundes der VIII alten Orte. 1351—1358.

Das Bündniß der Zürcher mit den Eidgenossen blieb nicht lange ungestört. Herzog Albrecht von Oesterreich, wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften der Weise, wegen eines körperlichen Gebrechens der Lahme genannt, unternahm mit 16,000 Mann die erste Belagerung Zürichs, (September 1351) welches Besatzung aus den Waldstätten eingenommen hatte. Durch Unterhandlungen wurde er zum Rückzuge und Friedensschlusse bewogen; da aber, des Friedens ungeachtet, stets Gewaltthatigkeiten gegen Zürich geschahen, griffen auch die Eidgenossen wieder zu den Waffen.

In diesem neuen Kriege mahnte der Herzog alle seine Unterthanen, unter ihnen das Land Glarus. Glarus aber hielt sich, kraft alter Verträge, nicht verbunden, dem Rufe zu folgen. Da wollte der Herzog das Land besetzen. Die Eidgenossen kamen ihm zuvor, der österreichische Landvogt entfloh, und zweihundert Glarner verstärkten die Besatzung von Zürich. Der vertriebene Vogt Walther von Stadion, welcher das Land durch schnellen Ueberfall wieder erobern wollte, wurde am 2. Februar 1352 im Gefecht auf dem Rütifelde geschlagen und getödtet. Bald darauf, am 4 Juni 1352, trat Glarus in den Bund der Eidgenossen.

Noch vor diesen Ereignissen hatten die Zürcher am 26. Christmonat 1351 den Sieg von Tätwyl erstritten. Um einige hundert Reiter aufzuheben, waren 1500 Mann unter Brun ausgezogen; die Feinde hatten sich aber entfernt. Als jedoch die Zürcher am Abend heim ziehen wollten, stellte sich ihnen bei Tätwyl eine dreifache Uebermacht entgegen. Brun verlor Muth und Besinnung und entfloh in aller Stille. Sein Unterfeldherr Rüdiger Manesse aber ermutigte das Volk zum Kampfe. Nach dreistündigem hartem Streite erschallte auf den nahen Anhöhen lautes Geschrei: „Sie Zürich!“ Die erschreckten Feinde wichen. Ursache ihrer Furcht waren nur 150 Mann vom Zürichsee, die zu den Zürchern stößen wollten. Am folgenden Morgen rüdten die Zürcher mit eroberten Bannern und großer Beute wieder in

die Vaterstadt ein. Den Unwillen über sein Benehmen wußte Brun durch allerlei Vorspiegelungen zu beschwichtigen. Das behörte Volk bestätigte den Listigen auf Lebenszeit in seiner Würde.

Oesterreichische Besatzung lag auch zu Zug. Die Eidgenossen belagerten diese Stadt. Als Oesterreich keine Hülfe geben wollte und der Herzog zugerische Gesandte mit den schönsten Worten abwies: „Die Zuger mögen sich den Bauern ergeben; ich werde „bald mit Heeresmacht kommen und Alles wieder gewinnen!“ trat am 27. Brachmonat 1352 Zug in den eidgenössischen Bund.

Indeß rüstete sich Herzog Albrecht, die Eidgenossen mit Einem Schlage zu besiegen. Mit 37,000 Mann erschienen er und seine Verbündeten, unter ihnen Bern, Solothurn, Basel, Schaffhausen, Freiburg, am 15. Heumonat 1352 zur zweiten Belagerung Zürichs. Aber die Tapferkeit der Eidgenossen und Mangel an Mundvorrath und Fütterung nöthigen ihn bald zum Abzuge. Eines Morgens standen nur noch die Zelte der Berner, welche einen heimlichen Abzug für schimpflich hielten. Am Tage brachen auch sie auf, von den Eidgenossen ungekränkt, welche wohl wußten, wie ungern Bern, durch alte Verträge gebunden, diesen Kriegszug gethan hatte. Im Herbstmonate ward Friede geschlossen und am 6. März 1353 trat Bern in den eidgenössischen Bund.

Mit seinem Beitritte war die Zahl der VIII alten Orte geschlossen. Seiner Macht und seines Ansehens wegen erhielt Bern unter den Bundesgliedern den zweiten Rang. Diese acht Kantone blieben nun 128 Jahre lang allein in ihrem Bunde und hießen darum die VIII alten Orte.

Herzog Albrecht, verbunden mit Kaiser Karl IV., unternahm im J. 1354 mit 44,000 Mann die dritte Belagerung Zürichs. Der größte Theil dieses Heeres hatte aber wenig Lust zum Kriege gegen die Eidgenossen, deren Bund ihnen gerecht schien. Zuletzt traten die Fürsten, Herren und Reichsstädte, welche dieser Meinung waren, vor den Kaiser und begehrten Frieden für die Eidgenossen. Oesterreichs Widerstand konnte die Auflösung des Reichsheeres nicht hindern; dasselbe zog so eilig und unordentlich ab, daß Niemand weiß, wer der Erste oder Letzte gewesen. Albrecht setzte nun den Krieg allein fort, welcher jedoch nach einigen verheerenden Streifereien erlosch. Zuletzt erfolgte im J. 1357 nach langen Unterhandlungen, in welchen Zürichs Handelsgeist sich beinahe zu einem gegen die Eidgenossen gerichteten Bündnisse mit Oesterreich hätte verleiten lassen, der thorbergische

Friede, durch welchen Herzog Albrecht das Bestehen der Eidgenossenschaft anerkennen mußte.

Ein Jahr später starb Herzog Albrecht, der Eidgenossen beharrlicher Feind, dessen Haupt Sorge stets gewesen, die Macht seines Hauses zu vergrößern; dessen Edelmut aber es verschmähte, hiezu gewisse günstige Gelegenheiten zu benutzen, die Andere an seiner Statt unbedenklich ergriffen hätten. Als im J. 1356 Feuer und Erdbeben die Stadt Basel und ihre Mauern in Trümmer gelegt hatten, rieth ein Höfling dem Herzoge, der eben damals Streit mit Basel hatte, die unbewehrte, von der Natur selbst geöffnete Stadt nun einzunehmen; da erwiederte der Herzog verweisend: „Da sei Gott vor, daß Albrecht von Oesterreich die „tödt, die der göttliche Arm verwundete!“ und befahl, daß 400 Mann aus dem Schwarzwalde hinziehen sollten, um auf seine eigenen Kosten den Baslern ihre zerstörte Stadt herstellen zu helfen. Den Krieg gegen die Eidgenossen hielt Albrecht für gercht.

Im Jahr 1360 starb Rudolf Brun, nachdem er sich noch am Ende seines Lebens an das Interesse des Hauses Oesterreich schmählich verkauft hatte.

#### Die Zeiten des thorbergischen Friedens 1358—1385.

In den Zeiten dieses Friedens wurden die Eidgenossen ihres Glückes froh. Sie verbesserten in freisinnigem Geiste ihre Verfassungen und stärkten ihre Macht. Der Troß, mit dem sich Bruno Brun, Probst zum Großen Münster in Zürich, nach bezangener Gewaltthat den zürcherischen Gerichten zu entziehen versuchte, veranlaßte 1370 alle Eidgenossen zum Abschlusse des sogenannten Pfaffenbriefes, durch welchen sie ihre Gesetze gegen alle fremde und einheimische Einmischung, und namentlich gegen die Anmaßungen der Geistlichkeit, welche sich selten den Landesordnungen unterziehen wollte, aufrecht zu halten trachteten.

Während sich die Eidgenossen ihrer Freiheit erfreuten, strebten auch die Städte Schaffhausen, St. Gallen, Basel, Solothurn und Lausanne und Sitten mit gutem Erfolge nach gleichem Glück. Dagegen sank die weltliche Macht der Geistlichkeit. Viele ihrer Unterthanen gehorchten kaum noch und weigerten sich mancher Lasten, die man ihnen nach und nach, oft sehr ungerecht, aufgebürdet hatte. Gleichermassen sank durch Krieg und Verschwendung der Adel, und das Haus Oesterreich ward geschwächt durch die Landestheilung, welche Albrechts des Weisen Söhne, Albrecht und Leopold, vornahmen. Dem Letztern

fieslen Aargau, Aargau, Elß und alle helvetischen und schwäbischen Herrschaften zu.

Während mit Oesterreich Friede war, hatten die Eidgenossen andere Anfälle feindlicher Gewalt abzutreiben. Arnold von Cervola, Springherz genannt, hatte nach damaliger Sitte unternehmender Krieger auf eigene Faust eine große Rotteliederlichen, beuteluftigen Gefindels gesammelt, mit der er sich bald Fürsten und Städten zu Führung ihrer Kriege vermietete, bald umherzog, sich auf Kosten der unglücklichen Länder zu nähren, die er durchstreifte. Er befehligte oft bis auf 40,000 Mann. Unter gräulichen Verwüstungen näherte er sich im Jahr 1365 der Stadt Basel, die, noch immer an den Nachwehen jenes furchtbaren Erdbebens leidend, eine leichte Beute schien. Basel aber suchte und fand Hülfe bei den Eidgenossen. Nach wenig Tagen zogen 1500 Berner und Solothurner in die Stadt. Beim Empfange in der Vorstadt sprach der Berner Hauptmann: „Wir sind gesendet worden, für euch Alles zu wagen, darum stellet uns an den Ort, wo die Gefahr am größten sein wird!“ Einen Tag später kamen 3000 auserlesene Krieger aus den andern Orten an, und Cervola, der die Tapferkeit der Eidgenossen kannte, fand nicht rathsam, einen Angriff zu wagen.

Ernsthafter war im Jahr 1375 das Erscheinen eines andern Abenteurers, Ingrams von Coucy. Bei seinem zahlreichen Heere befanden sich wohl beritten, mit kostbaren Rüstungen und Waffen, vergoldeten Helmen oder hohen Gugelhüten 6000 Engländer, von denen die ganze Schaar oft die Engländer oder die Gugler heißt. Die Furcht vor diesen Rotten vereinte sogar Oesterreich und die Eidgenossen zu einem Schutzbündnisse; aber man wagte keinen Widerstand. Man begnügte sich, dem Feinde durch Verheerung des flachen Landes die Nahrung zu entziehen, und floh hinter die Mauern der Städte. Coucy's Schaaren überschwemmten die ganze westliche Schweiz. Ihre Plünderungen, ihre Verwüstungen erzeugten solche Hungersnoth und Verödung, daß sich kleine Städtchen kaum noch der Wölfe erwehren konnten. Coucy's Heer selbst litt schrecklich unter dem allgemeinen Jammer, und seine Grausamkeiten brachten endlich das Volk zur Verzweiflung und zum Widerstande. In den Gefechten bei Ins, bei Büttisholz, bei Fraubrunnen wurden die Gugler kurz hinter einander geschlagen und bewogen, das Land von ihrer verderblichen Gegenwart zu befreien.

Wider gefährlich für die Eidgenossen war Berns Krieg gegen das Haus Habsburg = Kyburg auf Thun. Dieses

Haus war durch Verarmung zum Verlaufe des größten Theiles seiner Besitzungen gezwungen worden. In trostloser Verzweiflung gedachte Graf Rudolf des alten Glanzes seiner Vorfahren und entwarf den gewagten Plan, in Einer Nacht den Bernern Narberg und Thun wegzunehmen und die freie Reichsstadt Solothurn zu erobern. Alles mißlang. Zu Solothurn hatte Graf Rudolf zwar heimliche Einverständnisse, darum rückte er in der entscheidenden Nacht, voll froher Hoffnung, selbst auf die Stadt los; aber ein Bauer, Hans Rot, eilte auf Fußpfaden den gräßlichen Schaaren voran und warnte die Stadt, von der die Feinde beschämt wieder abziehen mußten. Statt der gehofften Vortheile ward dem Grafen ein Krieg gegen Bern und die Eidgenossen. Fünfehtausend Mann belagerten ihn zu Burgdorf. Er starb, ehe er den gänzlichen Fall seines Hauses sah; denn im Jahr 1384 mußten seine Brüder und sein Oheim ihre letzten Besitzungen an Bern übergeben und Bürger daselbst werden.

#### Sempacher und Näfelfer Krieg. 1385—1389.

In den 27 Jahren des thoberbergischen Friedens hatten sich wieder mannigfaltige Ursachen zu einem blutigen Streite zwischen Oesterreich und den Eidgenossen gehäuft. Beide Mächte klagten über Unrecht, beide nicht ohne Grund. Endlich entschloß sich Herzog Leopold III. zum Kriege, dessen ausgesprochener Zweck Zerstörung des trotzigigen Schweizerbundes war. Einhundertundsiebenundsechszig Absagebriefe wurden den Eidgenossen von allen Seiten zugesendet. Diese hatten keinen andern Beistand als ihren Bund, ihren Muth und ihren Gott. Selbst Bern vergaß der Hülfe, die es bei Laupen empfangen, und erschien nicht im Felde. Der Krieg entbrannte, in wenig Wochen hatten die Eidgenossen viel gewonnen. Da marschirte Herzog Leopold, ein schöner, feuriger, racherfüllter Held, mit ganzer Macht auf Sempach. Auf den Sieg baute er mit solcher Sicherheit, daß er Wagen mit Stricken und Haltringe mit Stacheln für die Gefangenen und die Häupter der Eidgenossen bei sich führte. Auf den nahen Anhöhen standen die Eidgenossen in vortheilhafter, sicherer Stellung. Am 9. Heumonath 1386 geschah zwischen ihnen und dem Herzoge von Oesterreich die Schlacht von Sempach. Die Eidgenossen waren nur 1400 Mann stark, ungefarnischt, meist schlecht, durchaus ungleich bewaffnet, und wagten nicht mit den Rittern, so lange sie zu Pferde saßen, auf der Ebene zu streiten. Da hieß Leopold seine Ritter absteigen, und ordnete sie in ein großes, eng geschlossenes Viereck. Dieß schien

den Eidgenossen die rechte Zeit, von den Höhen herab zum Kampfe zu kommen. Zuvor warfen sie sich auf die Kniee zum Schlachtgebete; dann rannten sie mit laut hallendem Geschrei an den Feind und wurden von dessen Spießen, wie von einer ehernen Mauer, empfangen. Lang stritten sie vergebens. Schon sechszig Eidgenossen lagen erschlagen, noch kein Feind. Die Schlacht schien verloren. Da trat Arnold von Winkelried von Unterwalden hervor, rief: „Ich will euch eine Gasse machen, liebe Eidgenossen, sorget für mein Weib und meine Kinder!“ umschlang mit starken Armen einige Spieße und drückte sie im Fallen mit sich zu Boden. Ueber seinen Leichnam drangen die Eidgenossen in die Reihen der Feinde. Die feindliche Schlachtordnung wurde zertrennt, die Ritter in ihren unbeholfenen Rüstungen konnten sich einzeln gegen die leicht bewaffneten Eidgenossen nicht gut vertheidigen, viele erstickten vor Durst und Hitze unverwundet in ihren Harnischen. Das Glück des Tages hatte sich gewendet. Da ward Herzog Leopold von den Seinen gebeten, sein Leben zu retten; er aber sprach wehmuthsvoll: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen, ich will mit ihnen ehrlich sterben!“ ergriff das Banner seines Hauses, schwang es hoch, suchte und fand den Tod. Jetzt wendete sich mit einem Male Oesterreichs ganze Macht zur Flucht, die Edeln schriean nach ihren Pferden, sie erblickten nur noch von ferne den Staub des flüchtigen Troffses. Ihnen blieb jetzt nichts mehr übrig, als ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. In dieser Todesnoth stritten mit besonderm Muth die Bürger der österreichischen Städte. Die von Schaffhausen, Aarau, Mellingen, Lenzburg, Bremgarten fielen meist, so viel ihrer waren, rings um ihre Banner. Es fiel mit den Zofingern der Schultheiß Nikolaus Thut. Das Banner, das er trug, riß er, damit es nicht den Eidgenossen in die Hände falle, in Stücke und stieß diese in den Mund. Dort ward es gefunden, als man zu Zofingen seinen Leichnam zur Beerdigung rüstete. Sie bewahren es noch. Die Eidgenossen endigten den Kampf aus Ermüdung. So groß war der Fall der Ritterschaft, daß es hieß: „Gott sei zu Gericht geseßen über den Troß der Herren vom Adel!“ Eine Kapelle zu Sempach und ein jährliches Fest verkünden noch heutzutage den Eidgenossen die Großthaten ihrer Väter.

Leopold IV., genannt der Stolze, Sohn des bei Sempach erschlagenen Fürsten, setzte noch einige Monate mit schlechtem Glücke den Krieg seines Vaters gegen die Eidgenossen fort. Endlich ward ein anderthalbjähriger Waffenstillstand geschlossen. Er hieß der böse Friede, weil man die ganze Zeit zu neuen

Rüstungen verwendete. Damals hegten die Eidgenossen solchen Haß gegen Oesterreich, daß sie nicht einmal den Namen dieses Hauses ohne Zorn nennen hörten. Hätte Einer Pfauensedern, das Feldzeichen der Herzoge von Oesterreich, getragen, er würde durch die Wuth des Volkes sein Leben eingebüßt haben. Das Wort „Pfauenschwanz“ wurde der entehrendste Schimpfname.

Die Eidgenossen hatten in den letzten Tagen des Sempacher Krieges Wesen mit Sturm erobert und dennoch verschont. Zum Danke machten die Wesener im Einverständnisse mit Oesterreich einen verrätherischen Anschlag gegen die eidgenössische Besatzung in ihrer Stadt, der mit nächtlicher Ermordung derselben endete. Nach dieser Unternehmung zogen sich österreichische Schaaren an den Grenzen von Glarus zusammen. Die Eidgenossen konnten dem gefährdeten Lande nicht zu Hülfe ziehen; einen billigen Frieden, den Glarus suchte, verweigerte Oesterreich, und am 9. April 1388 griff Graf Johann von Werdenberg mit 6000 Mann die Schanze an, welche bei Näfels quer über das Thal gezogen war. Diese Schanze wurde erstürmt, die Glarner getrennt, Werdenberg glaubte, das Land gewonnen zu haben; aber am Rautberge sammelten sich unter Matthias am Büel die zerstreuten Glarner, entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Die österreichische Reiterei stieß sie an, von einem Steinhagel empfangen, muß sie in Verwirrung zurück. Die Glarner mit Siegesgeschrei ihr nach. Auf der Ebene ändert sich das Glück, die Glarner werden wieder zum Weichen gezwungen. So wechselt Sieg und Flucht zehn Male. Dem eilften furchtbaren Anfälle widerstehen die österreichischen Schaaren nicht. Sie ergießen sich in wilder Flucht nach Urnen und Wesen. Außerhalb Wesen zerbricht die schwache Brücke unter der Last der Andringenden, eine unbekannte Menge endete im Wasser. Mit dem österreichischen Heere flohen auch die Wesener. Sie thaten wohl daran. Am folgenden Morgen brannte ihre Stadt. Die Glarner aber stifteten zu Näfels ein jährliches Gedächtnißfest dieses Sieges.

Hierauf schlossen die Herzoge von Oesterreich, durch anhaltendes Kriegsunglück erschöpft, am 22. April 1389 mit den Eidgenossen und Solothurn einen den letztern durchaus vortheilhaften Frieden auf sieben Jahre. Derselbe ward nachher auf 20 und im Jahre 1412 auf 50 Jahre verlängert.

Das Aufblühen der Eidgenossenschaft nach dem siebenjährigen Frieden. 1389—1412.

Es erfreuten sich die Eidgenossen in diesem Zeitraume ihrer muthvoll und glücklich geretteten Freiheit. Auch von den Kaisern, deren Rechte sie durch Kauf und Schenkungen an sich brachten, wurden sie immer unabhängiger. In allen Städten der Eidgenossenschaft kam bessere und freiere Verwaltung empor. In diesem günstigen Zeitpunkte einzig auf Erhöhung des Wohlstandes, Erweiterung ihres Gebietes und auf wesentliche Verbesserungen der Verfassung bedacht, that jede Stadt und jedes Ländchen des Bundes, was zur Förderung dieser Zwecke am dienlichsten schien. Eine Verrätherei zu Zürich, fürchtbare Feuersbrünste zu Bern, mehr aber noch schwere Unruhen im Lande Zug, an denen sich, wiewohl unblutig, der erste Bürgerkrieg der Eidgenossen entzündete, störten das Glück dieser Jahre. Von Uri und Obwalden ward im Laufe derselben das Livinenthal erobert. Es schwur ihnen, als seinen Herren, Gehorsam. Hier und in den erkauften Herrschaften der Städte sah man die ersten Untertanen in der Eidgenossenschaft. Mit den Eidgenossen wetteiferten in Freiheit, Glück und Wohlstand die ihnen befreundeten unabhängigen Städte Solothurn und Basel. Ruhmvoll führte Basel in den Jahren 1409—1411, unterstützt von den schweizerischen Städten, eine Fehde gegen Oesterreich und einen zahlreichen feindseligen Adel. — Während so der eidgenössische Bund aufblühte, sank Oesterreichs Macht in Helvetien und verging ein altes Herrenhaus nach dem andern. Oesterreich mußte manche wichtige Besetzung verpfänden. In wenig Jahren wurden ohne Krieg mehr als 40 Herrschaften Oesterreichs und seiner Anhänger an die Eidgenossen und ihre Freunde gebracht. Auch die österreichischen Städte, z. B. Zofingen, Schaffhausen, erwarben bedeutende Rechte. Den Freiburgern mußte der Abschluß eines ewigen Bürgerrechtes mit Bern verstattet werden, welches die alte Feindschaft dieser Städte endigte. — In eben diesem Zeitraume bildeten sich im Osten des Landes zwei neue Eidgenossenschaften und suchten die Freundschaft der alten. Nätien (Graubünden) war die eine, Appenzell die andere. Nätiens Aufstreben war noch schwach; aber bald sollte auch hier die Knechtschaft gebrochen werden. Entschiedener erhob sich das Land Appenzell, um auf Leben und Tod für die Freiheit zu streiten.

## Die Befreiung Appenzells. 1400—1412.

Ueber dieses kleine Gebirgsland herrschte im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts Cuno von Staufeu, Abt von St. Gallen, hart und streng. Seine Amtsleute raubten dem Lande alle Freiheiten, drückten es durch neue, unerschwingliche Steuern, schonten Niemandes Glück und Ehre und verübten viel grausamen Muthwillen. Der Obervogt zu Schwendi hatte auf Milch, Butter und Käse einen starken Zoll gelegt und ließ durch zwei große Hunde Jeden anfallen, der ohne Bezahlung dieses Zolles vorbei gehen wollte. Der Vogt zu Appenzell, dem beim Tode eines Leibeigenen nach einem alten barbarischen Rechte aus der Verlassenschaft das beste Stück (der sogenannte Todsfall) zukam, ließ einst ein Grab öffnen und das Kleid rauben, mit welchem arme Kinder die Leiche ihres Vaters geschmückt hatten. Solchen Unfuges geschah viel. Die Appenzeller konnten sich nicht in den ungewohnten Druck finden, und weil Vorstellungen nichts halfen, erhoben sie sich zur Erhaltung ihrer Rechte, bemächtigten sich der Burgen, verjagten die Vögte, suchten und erwarben die Freundschaft der Stadt St. Gallen. Der Abt von St. Gallen, für den Augenblick unfähig zum Widerstande, verließ mit seinen Mönchen das Kloster und zog nach Wyl. Von hier aus bot er einen Vergleich an, den die Stadt St. Gallen annahm, die Appenzeller verwarfen. Da mahnte Abt Cuno seine Unterthanen und Bundesgenossen zum Kriege gegen Appenzell. Den Appenzellern zogen die Schwyzer zu, mit denen sie ein Landrecht hatten, und 200 Freiwillige von Glarus.

Am 5. Mai 1403 brach die Macht des Abtes von St. Gallen, 5000 Mann stark, auf, zur Vertilgung der jungen Freiheit im Gebirge. Sie ward von den Appenzellern im Gefechte am Speicher nach kurzem Widerstande geschlagen und bis vor die Thore von St. Gallen verfolgt. Später schlossen die Appenzeller mit dieser Stadt wieder einen Bund; Abt Cuno aber rief den Herzog Friedrich von Oesterreich um Hülfe an.

Während Oesterreich sich rüstete, kam zu den Appenzellern Graf Rudolf von Werdenberg, welchem Oesterreich kurz zuvor seine Besitzungen entziffen hatte. Er legte die Rüstung, die Ritterzeichen und die Pracht seines Standes von sich, kleidete sich in einen leinenen Kittel wie einer der Hirten und ward von ihnen zum Anführer erwählt.

Der Herzog von Oesterreich sandte 3000 Mann nach Altstätten. Am 17. Juni 1405 rückten diese bei regnerischem Wetter

an den Stoß hinauf. Hier gelangten die Oesterreicher zu einer Schanze, die sie mit Mühe durchbrachen, so daß nur wenige Mann neben einander durch die Oeffnung ziehen konnten. Der kurze, glatte, schlüpfrige Rasen des Alpenbodens erlaubte ihnen nicht, fest aufzutreten, sie mußten sich ihrer Spieße statt Stöcke bedienen. Von der Höhe herab rollten ihnen die Appenzeller Steine und Holzblöcke entgegen. Viele wurden gelähmt oder zerschmettert. Ohne Ordnung drangen sie vorwärts. Als sie die Höhe bald erreicht hatten, zeigte sich die Schlachtordnung der Appenzeller. Die österreichischen Schützen wollten schießen; aber die Sehnen ihrer Bogen waren durchnäßt. Jetzt griffen die Appenzeller an. Sie waren, um fest aufzutreten zu können, alle barfuß und stürzten sich mit Nachdruck auf die fast wehrlosen Feinde. Die Oesterreicher flohen um so baldiger, da ihnen von einer nahen Anhöhe eine zweite Schaar Appenzeller in den Rücken zu fallen drohte. Es waren zwar nur Weiber; aber diese mannhaften Töchter der Alpen hatten den Entschluß gefaßt, ihren Vätern, Männern, Brüdern, Söhnen zu helfen, und um die Oesterreicher zu täuschen, hatten sie Hirtenkittel über ihre Kleider angezogen. Die Oesterreicher verloren auf der Flucht viel Volk. Das größte Unglück wartete ihrer an der Schanze. Sie waren in derselben wie in einem Neze gefangen, und Hunderte fielen, ehe endlich die wilde Flucht ins Rheinthal gelang.

In diesem Kampfe hatte Ulrich Rotach von Appenzell eine bewundernswürdige Tapferkeit gezeigt. Von 12 Feinden umringt, stellte er sich mit dem Rücken an eine Hütte, erschlug mit seiner Hellebarte fünf Feinde und vertheidigte sich gegen die andern, bis die Hütte angezündet wurde; er starb lieber in den Flammen, als daß er sich ergeben hätte. Weil die alten Schweizer so stritten, konnten sie die Freiheit gründen, deren wir jetzt noch uns freuen.

Diese Niederlage demüthigte den Herzog völlig; er wünschte diesen Krieg und ging über den Rhein nach Tyrol zurück; die Appenzeller aber gedachten, an ihm und dem Adel weitere Rache zu nehmen.

Im Jahr 1405 zogen sie ins Rheinthal, durchstreiften Sax und Sargans und eroberten ihrem Hauptmanne, dem Grafen Rudolf von Werdenberg, das Erbe seiner Väter wieder. Bei Zihlschlacht schlugen sie den thurgauischen Adel und verwüsteten seine Besitzungen. Die untere March am Zürichsee eroberten sie und gaben sie aus Dankbarkeit Schwyz zum Geschenke, von welchem sie sofort als ein Unterthanenland beherrscht wurde.

Auch im folgenden Feldzuge (1406) leitete das Glück die Schritte der Appenzeller. Sie eroberten fast ganz Tyrol und alle vorarlbergischen Herrschaften. Allenthalben schwur das Volk zu ihnen. Bloß dadurch, daß sie dem Volke die Freiheit anboten, eroberten sie ganze Landschaften ohne Widerstand. Sie verließen aber ihre Eroberungen, zogen vor das Städtchen Wyl und zwangen den Abt Cuno, seinen Sitz wieder in St. Gallen aufzuschlagen. Mitten unter den Schaaren seiner Gegner, von vielfältigen Spottereien geneckt, welche edler Denkende so viel möglich verhinderten, ritt der Abt, vor Alter und Leid grau, todtbläß, ausgemergelt, mit niedergeschlagenem Blicke in St. Gallen ein und wurde sammt seinem Stifte von der Stadt und dem Lande Appenzell in Schutz genommen. — Mit den ersten Tagen des Jahres 1407 durchstreiften die Appenzeller verheerend den Thurgau und die Grafschaft Kyburg. Nur ihre Unerfahrenheit in der Belagerungskunst rettete Konstanz, nur eine zürcherische Besatzung Winterthur. Am 8. Christmonat desselben Jahres unternahm sie die Belagerung von Bregenz.

Trotz der Ungunst des Winters, in welchem strenge Kälte mit Thaumetter und Ueberschwemmungen schnell wechselte, lagen sie manche Woche vor der festen Stadt, bis sie am 13. Januar 1408 von den schwäbischen Fürsten und Herren mit 8000 Mann angegriffen und hier in der Ebene, wo die feindliche Uebermacht, namentlich die geharnischte Reiterei ihre Stärke anwenden konnte, mit großem Verluste geschlagen wurden. Sie zogen sich indeß so wohl geordnet zurück, daß der Feind sie nicht zu verfolgen wagte. Das Belagerungszeug vermochten sie nicht zu retten. Nach kurzer Zeit kam ein Friede zu Stande, in welchem die Appenzeller ihre Eroberungen zurück gaben und Anerkennung ihrer Freiheit erhielten. Zur Sicherung derselben suchten sie in den eidgenössischen Bund zu kommen; sie erhielten aber im Jahr 1411 nur ein Burg- und Landrecht mit sieben Orten.

Am 28. Mai 1412 schloß Herzog Friedrich mit allen Eidgenossen den fünfzigjährigen Frieden. Hundert Jahre waren verlossen, seit Oesterreich mit Stolz und Uebermuth den Kampf gegen die Freiheit der Eidgenossen begonnen. Jetzt war die Oberhand für die letztern so entschieden, daß Oesterreich froh sein mußte, von ihnen einen nachtheiligen Frieden anzunehmen. Das war so gekommen, weil damals noch in der Eidgenossenschaft meist Jeder nicht nur auf seinen besondern Nutzen, sondern auf den Vortheil des Ganzen sah, und weil Jeder mit selbstverläugnender Aufopferung die Pflichten treu erfüllte, die ihm der ewige

Band unter  
belehrt, eben  
noch durch d

Nur  
Gütekeit,  
Vergrößerung  
der andern  
gellisten  
lichen Hei  
blieb nicht  
Folge,  
den Eid  
In  
nisse ein  
deutsche  
(Conci  
Häute, d  
und die  
Dieß ge  
XXIII,  
verdränge  
von Rom  
schlimm  
hätt thun  
fiel die  
Friede  
mahnte  
entschied

Bund auferlegte. So lange dieser Geist die Eidgenossenschaft befeelte, eben so lange konnte ihre Freiheit weder durch die List noch durch die Gewalt fremder Mächte vernichtet werden.

---

## Zweites Kapitel.

### Untertanen- und Bürgerkriege.

1414—1450.

---

Die Eroberung des Aargau's 1414—1418.

Nur zu bald trat an die Stelle des eidgenössischen Sinnes Eitelkeit, Eigennuz, Selbstsucht. Die Kantone fingen an, nach Vergrößerungen zu streben. Das Glück der einen weckte den Neid der andern. Man kam, wenn mehrere nach der gleichen Erwerbung gelüsteten, mit einander in Zerwürfniß. Die Bande der brüderlichen Liebe erschlafften, und der traurige Lohn dieser Verirrung blieb nicht lange aus. Ein furchtbarer Bürgerkrieg war ihre nächste Folge, die zweite, daß der Geist wahrer Eintracht nie mehr zu den Eidgenossen zurückkehrte.

In der christlichen Kirche waren große Unruhen und Aergernisse eingerissen. Ihnen abzuhelpfen, berief im Jahr 1414 der deutsche Kaiser Siegmund eine Kirchenversammlung (Concilium) nach Konstanz. Sie fing damit an, die drei Päpste, die es damals gab, von denen jeder der rechte sein wollte, und die sich und ihre Anhänger gegenseitig verdamnten, abzusetzen. Dieß gefiel Vielen übel, am übelsten dem Papste Johann XXIII., welcher in der Hoffnung, seine beiden Nebenbuhler zu verdrängen, nach Konstanz gekommen war. Darum trachtete er, von Konstanz wieder nach Italien zu entfliehen, wo er den Beschlüssen des Conciliums getrozt haben würde. Zu dieser Flucht half ihm Herzog Friedrich von Oesterreich. Zur Strafe fiel dieser in Acht und Bann. Der Kaiser erklärte alle mit Friedrich bestehenden Verträge und Bünde für aufgelöst und mahnte zum Kriege gegen ihn ganz Deutschland und besonders ernstlich die Eidgenossen. Sie weigerten sich lange, weil sie vor

drei Jahren erst den fünfzigjährigen Frieden mit Oesterreich geschlossen. Als aber Kaiser und Kirchenversammlung auch ihnen mit Acht und Bann drohten, gehorchten sie. Nur Uri trat nicht bei und wollte auch nachher keinen Theil an den gemachten Eroberungen. Zuerst brach Bern auf und nahm den Aargau bis an die Reuß. Zürich gewann die Herrschaft Knonau, Luzern Sursee mit der Umgegend. Gemeinschaftlich eroberten die Eidgenossen die Grafschaft Baden und die freien Ämter. Auch die Stadt Schaffhausen befreite sich von Oesterreichs Oberherrschaft. Herzog Friedrich war bald so arm und hülflos, daß er den Spottnamen Friedrich mit der leeren Tasche erhielt. Er unterwarf sich, und der Kaiser befahl den Eidgenossen, ihre Eroberungen zurück zu geben. Da er ihnen aber vor dem Beginne des Krieges alles Eroberte zum bleibenden Eigenthume verheißt, so weigerten sie sich und behielten diese Länder. Die Freiheit schenkten sie ihnen nicht, sondern machten sie zu Unterthanen einzelner Kantone oder zu gemeinen Herrschaften. Es gab übrigens vielen Streit, ehe sich die Eidgenossen über die Theilung dieser Eroberungen verständigen konnten.

#### Ereignisse im Wallis und in Italien. 1414—1426.

Während dieser Zeit fielen im Wallis Ereignisse vor, die der Eintracht der Eidgenossen noch viel größere Gefahr drohten. Der stolze und mächtige Freiherr Guiscard von Raron kam in den Verdacht, die Freiheit zu hassen, und war das Opfer einer Volksbewegung. Seinen Sturz führte man durch die alte Landesfeste der Mazze herbei. Es rissen Einige einen jungen Baum aus, steckten in seine zusammen gebundenen Äste die Figur eines weinenden Menschenantlitzes, umwanden das Ganze mit Dornen, und jeder Theilnehmer schlug zum Zeichen der Treue einen Nagel in den Baum. Diese Figur, Mazze genannt, wurde des Nachts an einen Ort geschleppt, wo sich auf großen Volkszulauf rechnen ließ. Zeigte sich das Volk zu unruhigen Bewegungen, Plünderungen, Gewaltthaten geneigt, so trat einer aus den Thätern hervor, stellte das Bild neben sich und fing an mit ihm zu reden: „Mazze! diese guten Leute wollen dir helfen, wen fürchtest du? ist's der Sillinen, der Apherling, der Raron?“ Sowie er den Namen dessen nannte, den die Volkswuth treffen sollte, wurde das Bild vor der Versammlung geneigt und der Mazzenmeister rief: „Es ist euch geklagt! Wer der Mazze helfen will, hebe die Hand auf!“ Wenn sich die Mehrheit zu Gunsten der Mazze

erklärte, ging der Lärm durch das ganze Land. Mit der Mazze zog das empörte Volk vor die Häuser, Burgen, Bestizungen der Gemazeten und ihrer Freunde, Anhänger, Verwandten, plünderte, raubte, zerstörte; nur schnelle Flucht rettete das Leben der Angefallenen. So that man im Jahr 1414 gegen Naron und seine Freunde. Er floh nach Bern, wo er Bürger war, forderte und erhielt Hilfe. Die Walliser hingegen machten einen Bund mit Luzern, Uri, Unterwalden, welche nun behaupteten, Bern habe sich um die Angelegenheiten des Walliser Landes nicht zu bekümmern. So ging der Streit auf die Eidgenossen über und drohte bald, in einen Bürgerkrieg auszubrechen, in welchem Bern an der Seite von Savoyen gegen einige seiner Eidgenossen würde gefochten haben. Mit Mühe konnten jene drei Stände beredet werden, die Waffen ruhen zu lassen, als Bern, ohne auf ihre Einwendungen zu achten, ins Wallis einfiel. Die Walliser, obwohl sie ihr Land mit großem Heldennuthe glücklich vertheidigten, wurden dennoch im Jahr 1420 zu einem ungünstigen Frieden gezwungen. Sie mußten dem Hause Naron seine Bestizungen zurückstellen und überdieß an die Geschädigten, an Bern, an die Eidgenossen große Geldsummen bezahlen.

Zu den Nachwehen dieses Ereignisses muß die schmähliche Führung des ein Jahr später ausgebrochenen Krieges der Eidgenossen gegen Mailand gerechnet werden, in welchem zwar von ihnen an mehreren Orten und namentlich am 30. Brachmonat 1422 in der Schlacht von Arbedo gegen zehnfache Uebermacht mit bewundernswürdiger Tapferkeit gefochten, aber durch den Frieden von 1426 die kurz zuvor errungenen italienischen Bestizungen um geringe Geldentschädigungen hingegeben wurden.

#### Der alte Zürichkrieg. 1436—1450.

Die nächsten Jahre verflossen den Eidgenossen in Ehre, Sicherheit und Glück; aber nachdem jede Gefahr von außen verschwunden, kam ein Zeitpunkt, in welchem sie ihre ruhmschmückten Waffen gegen sich selbst wendeten und in langjährigem, blutigem Bürgerkriege sich selbst mehr Unheil zufügten, als die bittersten Feinde über sie hätten bringen können.

Es starb im Jahr 1436 der mächtige Graf Friedrich von Toggenburg kinderlos und ohne einen nahen unzweifelhaften Erben. Er war lange mit den Eidgenossen in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden, im Jahr 1405 Bürger zu Zürich, im Jahr 1416 Landmann zu Schwyz geworden, und beide Stände

hofften, nach Friedrichs Tode mit seinem Gebiete in ausschließliche Verbindung zu kommen, nicht um die Zahl ihrer Bundesgenossen, wohl aber um die ihrer Untertanen zu vermehren. Friedrich selbst begünstigte Anfangs Zürich, später das Land Schwyz. Viele glauben, er habe hinterlistig die Eidgenossen, zu denen er sich mehr aus Noth als aus Liebe hielt, und die er im Herzen bitterlich haßte, in Streit zu verflechten gesucht. Nährte er wirklich diesen Plan, so gelang er ihm nur zu wohl. Unter den Eidgenossen herrschte nicht mehr die Gesinnung, in der Zürich im J. 1410 nach der Eroberung des Eschentales zu den Ländern sprach: „Euch zum Beistande, liebe Eidgenossen! sind wir über den Gotthard gezogen; ein Land aber von fremder Sprache und Sitte wollen wir nicht beherrschen. Nehmet ihr es, ihr wohnet näher, seid also ihr Regenten daselbst!“ Länderhuch war an die Stelle dieses Edelmuthes getreten, und sie entzündete sogleich nach Friedrichs Tode grimmigen, blutigen Streit zwischen Zürich und Schwyz.

Damals waltete zu Zürich Rudolf Stüssi, Bürgermeister, zu Schwyz Ital Reding, Landammann. Beide durch Geistesgaben, Muth, Stolz, Thatendurst, Erfahrung in Krieg und Frieden ausgezeichnet; beide in ihrem Lande die wichtigsten Männer, auf Tagsatzungen und bei fremden Fürsten von großem Einflusse; beide beflissen, ihrem Lande und mit dem Lande sich selbst den ersten Rang in der Eidgenossenschaft zu verschaffen; beide diesen Zweck mit Festigkeit verfolgend, Stüssi hitzig und starrsinnig, Reding mehr gewandt und schlau; beide ihr vorzüglichstes Augenmerk auf Friedrichs reiche Erbschaft richtend; aber auch beide über ihrem persönlichen Haße und der Begierde, sich und ihren Kanton zu erhöhen, das Heil des gemeinsamen Vaterlandes vergessend. Geleitet von diesen Männern, eilten Schwyz und Zürich sogleich nach des Grafen Tode, einzelne Stücke seiner Besitzungen, die er ihnen bei Lebzeiten geschenkt hatte, an sich zu reißen und ihre Verbindungen mit den übrigen Landestheilen zu befestigen.

Die meisten der toggenburgischen Länder liebten es mehr, von Schwyz als von Zürich abzuhängen, verweigerten alle Annäherungen an diese Stadt, ließen auch durch die Noth einer Kornsperrre ihre Abneigung nicht bezwingen und schlossen ein Landrecht mit Schwyz und Glarus. Die zehn Gerichte in Rhätien aber legten im Jahr 1436 durch Beschwörung des Lehngerichtenbundes den Grund zur bleibender Freiheit. Zwölf Jahre früher war in Rhätien auch der Obere oder Graue Bund

gestiftet wor  
bund, und  
1471 zu des  
Das F  
Friedrichs  
länder erob  
genossen m  
ihrodenen  
einen kurz  
war die  
Neigung z  
nicht über  
sinn gereiz  
durch weld  
terung na  
ihnen für  
hängliche  
ding's Ge  
zu vereitel  
und über  
tigen Land  
höchste.  
der Anlag  
höhere W  
ordentlich  
war auf  
Jeder si  
andern G  
Hunger  
neue Grm  
anzuf von  
Stroh. W  
leute form  
das Girt  
war etwa  
wider Girt  
that der  
Zurwende  
sah der  
Glarern  
rung; a  
Wittnen

gestiftet worden. Schon längere Zeit bestand der Gotteshausbund, und diese drei Bünde vereinigten sich dann im Jahr 1471 zu dem Staate, der Graubündten genannt wird.

Das Thun der im entfernten Bündten liegenden Besitzungen Friedrichs kummerte Zürich nicht; aber die Schritte der nähern Länder erbitterten es so sehr, daß es zu Felde zog und die Eidgenossen mahnte. Gleiches thaten Schwyz und Glarus. Die erschrockenen Eidgenossen suchten zu vermitteln, erzielten aber bloß einen kurzen Aufschub des Krieges. Schwyz und Glarus legten zwar die Sache willig in ihre Hand, zeigten viele Mäßigung und Neigung zu einem billigen Vergleich, Zürich hingegen wollte von nichts hören. Da fällten die Eidgenossen, durch Zürichs Starrsinn gereizt, im Februar 1437 zu Luzern einen Schiedspruch, durch welchen Zürich so viel als Alles verlor. In ihrer Erbitterung nahmen die Zürcher gegen die Abmahnungen der von ihnen für parteiisch gehaltenen Eidgenossen das ihrer Stadt anhängliche Sarganser Land ein, und als ihnen hierauf Redings Gewandtheit ein Bürgerrecht mit dem Abte von St. Gallen zu vereiteln, denselben in ein Landrecht mit Schwyz zu ziehen und überdies seinem Kanton durch Verpfändung viele der streitigen Lande zu erwerben wußte: so stieg ihre Gereiztheit aufs höchste. Raslos arbeiteten zwar die Eidgenossen an Versuchen der Ausgleichung; allein um dieser Sache eine immer verderblichere Wendung zu geben, traten im Jahr 1438 auch noch außerordentliche Naturereignisse ein. Die geringe leztjährige Ernte war aufgezehrt. Mit Angst sah man einer Hungersnoth entgegen. Jeder sicherte sich, so gut er konnte. Nach dem Beispiele vieler andern Städte schlug Zürich Kornkauf und Durchfuhr ab. Die Hungersnoth stieg auf einen fürchterlichen Grad, als auch die neue Ernte fehl schlug. Die hungernden Leute hatten die Aeihren unreis von den Halmen gepflückt. Man erntete häufig nur das Stroh. Aller Verkehr mit Lebensmitteln hörte auf. Die Landleute konnten in den Städten kein Brod kaufen. Glücklich war das Hirtenland, wo es Wolken und Käse gab. Im Bauernland war etwas Kraut in Milch gesotten ein seltenes Wohlleben. In viele Häuser kam ein halbes Jahr lang kein Brod. Die Wohlthat der Erdäpfel lernte man erst Jahrhunderte später kennen. Tausende mußten eines grausamen Todes sterben. Vergebens befohl der Kaiser den Zürchern, die Zufuhr den Schwyzern und Glarnern zu öffnen. Die eigene Noth entschuldigte ihre Weigerung; aber das war unnütze Grausamkeit, daß man armen Wittwen aus jenen Kantonen den sauer verdienten Schnitter-

lohn, den sie sich in Korn ausbedingt hatten, versagte und sie mit leeren Händen trostlos zu ihren hungernden Kindern heim sandte. Solche Nachsicht erzeugt nur der Bürgerzwist! Durch viele solche gegenseitig verübte Handlungen ward nach und nach die letzte Friedenshoffnung zertrümmert. Schwyz und Glarus gaben zwar der eidgenössischen Vermittlung Gehör; aber Zürich verwarf in trauriger Verblendung alle Vergleichsvorschläge und achtete selbst die Drohung nicht, es werden sich die Eidgenossen mit aller Macht gegen den ungehorsamen Theil wenden. Am 3. Mai 1439 zogen beide Parteien zu Felde, und beide mahnten die Eidgenossen. Die Gesandtschaften derselben warfen sich zwischen die kampflustigen Heere, und wiewohl sie ein Gefecht nicht verhindern konnten, gelang es doch noch, auf ein Jahr Waffenstillstand zu schließen. Völliger Friede ward nicht erzielt. Selbst die Heimsuchung einer fürchterlichen Pest minderte die Entzweiung nicht. Tausend Unschuldige raffte die Seuche des Jahres 1439 dahin; die schuldvollen Urheber noch größeren Jammers blieben am Leben. Im Weinmonat 1440 begann der Krieg. Er war kurz und schmähslich für Zürich.

Zürich stand wohl gerüstet mit 7000 Mann im Felde. Die schreckensvolle Nachricht, alle Eidgenossen seien auf die Seite von Schwyz getreten, zerstreute dieses Heer ohne Schwertstreich. Die Zürcher bargen sich hinter ihren Mauern. Sie wagten kaum noch, mit bewaffneten Schiffen das eidgenössische Lager am See zu beschließen. Als aber diese für jeden Schuß ein Haus anzündeten, wurden die in der Stadt liegenden Landleute unwillig, und auch diese unbedeutenden Unternehmungen fanden ein Ende. Das ganze Gebiet der Stadt fiel wehrlos an die Eidgenossen, die es mit Feuer und Schwert verheerten und in ihrem Grimme selbst Kirchen entweiheten. In der Stadt selbst herrschte Uneinigkeit, Zuchtlosigkeit, Furcht. Man mußte die durch ihre Verluste erbitterte Menge der dort zusammen geströmten Landleute fast mehr noch als die Feinde fürchten. Niemand war vor diesen Leuten seines Eigenthumes sicher. Allen ihren Bedarf nahmen sie, wo sich Gelegenheit fand, ohne Bezahlung mit der Aeußerung weg, sie haben um der Stadt willen mehr und Besseres verloren. Kaum konnte noch die Regierung ein dürftiges Ansehen behaupten.

Unter solchen Umständen hörte das entmuthigte Zürich, nachdem der Krieg kaum einen Monat gedauert, gern auf Einladungen zum Frieden. Derselbe fiel billiger aus, als diese Stadt hoffen durfte. Schwyz und Glarus hätten ihr zwar gern das ganze Gebiet weggenommen; nur aus Furcht, von den Eid-

genossen verlassen zu werden, verstanden sie sich zu leidlichem Bedingungen. Zürich mußte auf die toggenburgische Erbschaft verzichten und vom eigenen Gebiete ein Stück oben am See an Schwyz abtreten. So endete der erste Krieg der Eidgenossen gegen Zürich, und wir würden vielleicht keinen zweiten kennen, wenn Schwyz großmüthig genug gewesen wäre, von Zürich keine Eroberungen anzunehmen. So aber entstand ein Haß, der bald in fürchterliche Flammen ausbrach.

Schon die nächste Zeit sah dieses Unglück; denn Zürich konnte den Schaden, die Schmach, die Schande nicht vergessen, und der Spott und Jubel der Länder, das gesunkene Ansehen auf den Tagelazungen nährten täglich und stündlich die schmerzende Erinnerung. Bald durstete Zürich, voraus Stüzi und der Stadtschreiber Graf, seine Leiter und Lenker, nach Rache an den Eidgenossen. Diese Leidenschaftlichkeit verleitete im Jahre 1442 zu einem Bunde mit Oesterreich, in welchem Zürich die Grafschaft Kyburg an Oesterreich wieder abtrat und die Abtretung anderer Herrschaften (z. B. Stäfa, Regensberg, Andelfingen, Grünigen) verheiß, auch sich verpflichtete, die Rückgabe der Grafschaft Baden an Oesterreich zu befördern, wogegen es die toggenburgische Erbschaft erhalten und Haupt einer andern neu zu stiftenden Eidgenossenschaft werden sollte. So wurden aus Haß schöne und sichere Besitzungen gegen geringere und ungewisse Hoffnungen, und ein brüderlicher Bund gegen die gefährliche Vereinigung mit einer überlegenen, zweideutig gesinnten Macht dahin gegeben; dennoch frohlockte darüber die Verblendung. Das Gerücht von diesem Bunde vertilgte alles Zutrauen der Eidgenossen gegen Zürich. Als vollends Kaiser Friedrich III. selbst mit Pracht und Glanz gen Zürich kam und mit Jubel empfangen wurde; als er von den Eidgenossen Rückgabe des Aargau forderte; als alle Ermahnungen an Zürich, vom österreichischen Bunde abzusehen, fruchtlos blieben; als Zürich und Rapperschwyl österreichische Besatzungen einnahmen; ein Theil des Landvolkes aus eigenem Antriebe die Grenzbesetzungen bemannte; zu Zürich im Jahr 1443 der österreichische Bund öffentlich beschworen, die weißen eidgenössischen Kreuze mit rothen österreichischen vertauscht wurden: stieg das Mißtrauen so hoch, daß Zürich auf den Tagelazungen nicht mehr zugelassen ward. Furchtbar wuchs die Erbitterung. Zu Schwyz, das doch im Anfange dieses Streites, als Oesterreich seinen Planen günstig schien, Annäherung an diese Macht nicht gescheut, hätte jetzt ohne Todesgefahr Niemand von derselben löblich reden dürfen. Beide

Parteien sehnten sich nach dem Ausbruche des Krieges. Mit Jubel eilte die Besatzung von Rapperschwyl hinaus, als sie meinte, das Banner von Schwyz heran ziehen zu sehen. Sie fand aber nur eine Schaar Kinder mit langen Ruthen auf den Schultern, welche sich einen großen Lappen vortragen ließen und auf der Brücke kriegerisches Spiel trieben. Zuletzt brachen Schwyz und Glarus am 20. Mai 1443 ohne Wissen und Wollen der übrigen Eidgenossen auf zu einem neuen Kriege gegen Zürich. Nach wenig Stunden stand das erste Dorf in Flammen. Zwei Tage später wurden die Zürcher im Gefechte bei Freienbach geschlagen. Den 23. drangen 5000 Zürcher und Oesterreicher gegen Zug vor. Auf der Ebene von Baar fanden sie unerwartet eidgenössische Banner, vor welchen sie ohne Schwertstreich zurück wichen. Die Eidgenossen aber beschloßen, die zürcherischen Verschanzungen am Hirzel zu stürmen (24. Mai).

In der wichtigen Schanze am Hirzel, gegen welche 4000 Eidgenossen anrückten, befanden sich bloß 1100 Mann. Sie sandten eilig um Hülfe, erhielten aber nur eine geringe Verstärkung, denn der Bürgermeister war den Seelenten ungünstig, weil sie seine Leitung des Krieges getadelt und ihm den Gehorsam verweigert hatten. Er, dessen racherfülltes Herz die Kriegesflamme in der ganzen Eidgenossenschaft entzündet, er opferte nun, ebenfalls aus persönlicher Abneigung, die Schutzwehr des Landes und ihre tapfern Vertheidiger hin, welche mit einem Theile seines überflüssigen und müßigen Volkes leicht hätten errettet werden mögen. Durch die Wuth ihres Volkes wurden die eidgenössischen Hauptleute genöthigt, den Angriff noch vor Einbruch der Nacht zu unternehmen. Mit blindem Grimme wurde die Schanze gerade da bestürmt, wo sie am festesten war. Jedem abgeschlagenen Sturme folgte ein neuer, furchtbarer. Endlich ward die Schanze erstiegen, die fliehende Besatzung verbreitete die schreckenvolle Nachricht in den Dörfern des Sees. Die Freude der Sieger ward durch die Trauer um den Verlust vieler und vorzüglicher Männer beinahe überwogen. Laut wurden die erschlagenen Ständeshäupter, die weisen Führer im Rathe und in den Schlachten, beweint, und fürchterliche Rache Zürich und den Seinen geschworen. Zu bald nur und schrecklich ging dieser Schwur in Erfüllung. Am folgenden Morgen brachen die Banner der Eidgenossen über die Seedörfer ein, und ihre unglücklichen Bewohner erduldeten alle Gräuelp, welche erbarmenlose Krieger zu erfinden und zu üben fähig sind.

Noch hatte sich Bern nicht erklärt; da kamen zu seinem

Heere Gesandte von Schwyz und rissen durch begeisternde Reden die Krieger hin, auf ihre Seite zu treten. Hierauf bemeißerte man sich des Zürcher Gebietes. Die Fürbitten der Berner schickten das Land vor Verheerung. Nach drei Wochen schloß man den Feldzug. Die Banner der Städte zogen schonend ab, die Länder bezeichneten ihren Heimweg mit gräßlichen Verwüstungen. Zu Rütli wühlten sie sogar Gräber auf und trieben Schauder erregenden Muthwillen mit Leichen. Auch die Gebeine Friedrichs von Toggenburg wurden in ihrer Ruhe gestört.

Einen Monat später griffen die Länder mit 5000 Mann Zürich selbst an. Als sie anrückten, eilte die ganze Stadt zu den Waffen und lagerte sich hinter der Sihl. Weiber, Kinder, Greise kamen als Zuschauer. Man aß, trank, trogte. Endlich zog man im Uebermuth über den Fluß bis zur Kapelle von St. Jakob. Hier geschah die Schlacht. Sie war kurz und entscheidend. Zuerst flohen die österreichischen Reiter, ihnen folgte das zürcherische Fußvolk, als es fürchten mußte, durch eine feindliche Abtheilung, die es mit List umgangen, von der Stadt abgeschnitten zu werden. In dieser äußersten Gefahr verteidigte Stüssli mannhast die Sihlbrücke und büßte mit einem heldenmüthigen Tode die Verirrungen seines Lebens. An den Thoren Zürichs wurden Bewaffnete und Unbewaffnete, Männer, Weiber, Kinder, Greise erschlagen, erdrückt, zertreten. Freunde und Feinde drangen unter einander ein. Die Geistesgegenwart einer Frau rettete die Stadt. Sie ließ das Fallgitter des Thores nieder. Die wenigen eingedrungenen Feinde wurden erlegt. Das Geschütz entfernte die übrigen. Draußen vor der Stadt waren Glarner von des Bürgermeisters Verwandtschaft beschäftigt, den Verhafteten noch im Tode zu mißhandeln. Nachdem sie einander in Unmenschlichkeiten überboten, warfen sie den zerstückten Leichnam in die Sihl. Hierauf wurde die Vorstadt und die umliegende Gegend geplündert, verheert, verbrannt. Die Sieger setzten sich auf Leichname, machten Haufen erschlagener Feinde zu ihren Tischen, jubelten und zechten, und in ihren Jubel donnerte das zürcherische Geschütz. Das ist Bürgerkrieg!

Nach dieser That vermittelte der Bischof von Konstanz einen Waffenstillstand; er heißt der elende oder faule Friede, weil er weder Sicherheit noch Ruhe gab. Zu Baden ward zwar unterhandelt, und freudig brachten die zürcherischen Gesandten Meiß, Bluntschli, Trinkler einen billigen Friedensentwurf nach Hause; aber den Zürchern leuchtete wieder einige Hoffnung. Es war Aussicht auf mächtige Hülfe von Frankreich. Der

große Rath verwarf den Frieden. In einem Tumulte wurden jene drei Männer ergriffen und aufs Blutgerüst geschleppt. Der Tag zu Baden löste sich auf, und die Zürcher schwelgten in süßen Träumen von Sieg und Rache. (April 1444.)

In dem heftiger als je wieder ausbrechenden Kriege ward Rapperschwyl 31 Wochen lang so hart belagert, daß die Besatzung Angesichts des Sees Wassermangel litt und mitten in einem gesegneten Lande mit Pferden, Hunden und Katzen den Hunger zu stillen genöthigt war. Bürger und Besatzung aber blieben muthig und die Stadt unbezwungen.

Während dieser Belagerung rückte das eidgenössische Hauptheer vor Greifensee (1. Mai.). Die schwache Besatzung verließ das Städtchen, vertheidigte aber mit ausgezeichneter Tapferkeit das Schloß. Die Eidgenossen, denen ein verrätherischer Bauer eine schwache Stelle gezeigt, fingen an, die Burg zu untergraben. Ein herabgewälzter Altarstein zerschmetterte die Arbeiter und ihr Schirmdach. Unter einem stärkern Dache ward die Arbeit fortgesetzt, die Mauer fing an zu sinken, die Besatzung mußte sich ergeben; aber weder ihre Tapferkeit, noch das empfangene Ehrenwort, noch der Widerstand biederer Eidgenossen, noch das jammervolle Flehen hilfloser Väter, Mütter, Weiber, Kinder der Gefangenen konnte den blutdürstigen Landammann Ital Reding den Jüngern und die von ihm aufgehezte Menge abhalten, sie zum Tode zu verurtheilen. Muthvoll bot der Anführer Wildhans von Landenberg zuerst sein Haupt dem Schwerte dar, nach ihm die Andern. Ost hielt der Scharfrichter inne, für die noch lebenden flehend. Barsch und spöttisch befahl Reding jedesmal die Fortsetzung der Hinrichtung. Die Erde schluckte das Blut nicht mehr. Der Tag hatte sich geneigt. Reding ließ Fackeln bringen. So wurden 62 gerichtet. Endlich entfernte sich Reding. Wer da noch lebte, war gerettet. So schauderhaft schien diese That, daß die Eidgenossen noch lange nachher, wenn Unglück sie traf, es der göttlichen Rache für den Mord von Greifensee zuschrieben.

Nach Greifensees Eroberung zogen die Eidgenossen heim; aber Streifzüge der Zürcher und das Gerücht von der Ankunft französischer Heere reizten aufs neue ihren Zorn. Mit 20,000 Mann unternahmen sie die Belagerung Zürichs (22. Juni). Die Stadt sollte zum Frieden gezwungen oder vernichtet werden. Zürich war unerschrocken, reich an Vertheidigungsmitteln, wohl besetzt, gut befehligt. Die Thore wurden nie verschlossen. Die Krieger tanzten auf den Werken und höhnten die Feinde. Durch beson-

dem Heldenmuth glänzte eine Gesellschaft von 60 Männern, die Böcke genannt. Sie beunruhigten die Gegner durch stete Ausfälle und Streifzüge und wurden zu den kühnsten Unternehmungen gebraucht. Beinahe zwei Monate hatte die Belagerung schon gedauert. Die Eidgenossen wurden überdrüssig, ihre Stürme wurden abgeschlagen, ihre Beschießung that keinen Schaden, eine furchtbare Nachricht endigte plötzlich die ganze Belagerung.

Während der Belagerung Zürichs verübte der Freiherr Thomas von Falkenstein eine Verrätherhandlung an Brugg (30. Juli). Er, Bürger und scheinbarer Freund dieser Stadt, kam in dieselbe und ward um so freudiger empfangen, als er erzählte, er hole den Bischof von Basel, der die Friedensvermittlung übernehmen wolle. Zwei Tage später forderte Falkenstein mitten in der Nacht Einlaß, der Bischof sei bei ihm. Als sich der Thormächter über die Zahl seines Begleites wunderte, empfing er den Todesstoß. Hierauf sprengten einige hundert Reifige in das Städtchen, fingen die Bürger, raubten Brugg aus, brachten alles Geplünderte, sogar die Thorketten, auf Schiffe, trieben Weiber und Kinder aus der Stadt, zündeten sie an und enteilten mit ihren Gefangenen der Rache des nachjagenden Aargau. Gegen diese Gefangenen zeigte sich Falkenstein so blutdürstig, daß einige besser Denkende ihre Ermordung kaum verhindern konnten. Den Urheber dieses Greuels traf bald die Vergeltung der Eidgenossen. Seine Schlösser wurden zerstört, seine Gemahlin gefangen, er selbst zu Farnsburg hart belagert und jedes Anerbieten einer bedingten Uebergabe verworfen. Ihn rettete das gleiche Ereigniß, welches die Belagerung von Zürich endigte.

Es nahte sich das von Zürich und dem Adel erwartete französische Heer, über 40,000 Mann stark, die Armagnaken genannt. Unter fürchterlichen Verwüstungen und Erpressungen durchzogen diese Schaaren den Elsaß und Sundgau. Alles zitterte vor ihnen, nur die Eidgenossen erwarteten mit stolzem, trotzigem Muth auch diesen Feind. Die Franzosen lagerten sich bei Basel hinter der Birs, einige Abtheilungen schoben sie über den Fluß vor, die Vorhut stand außerhalb Prattelen. Die Belagerer von Farnsburg sendeten 1600 Mann auf Rundschaft, mit dem ernstesten Befehle, jedes Gefecht zu vermeiden und in keinem Falle über die Birs zu gehen. Diese stießen auf einen Vorposten von 100 Mann, er ward leicht geworfen. In der Freude vergaß man alle Befehle und griff eine Schaar von mehreren tausend Mann, auf die sich jener Posten zurückzog, mit solchem Feuer an, daß auch sie zum

Weichen genöthigt ward. Gleiches Schicksal hatte eine neue Abtheilung von 12,000 Mann. Alle diese Tausende wurden von nicht so vielen Hunderten mit bedeutendem Verluste über die Birs getrieben. An ihrem Ufer angekommen, wollten die eidgenössischen Führer ihre Krieger zurückhalten. Vergebens. Wuthentbrannt stürzten sie sich in den Fluß und in ihr Verderben. Das Feuer des französischen Geschüzes lichtete ihre Reihen, sie geriethen im Wasser in Unordnung, wurden, ehe sie sich am jenseitigen Ufer aufstellen konnten, durch den Andrang der gesammten feindlichen Macht zertheilt, 500 Mann auf eine Birsinself gedrängt und dort aufgerieben. Die übrigen warfen sich hinter die Mauern eines Krankenhauses, von welchem dieser Kampf die Schlacht bei St. Jakob an der Birs heißt (26. August). Hier wurden sie durch die Ueberzahl der Feinde und die Flammen des Gebäudes bezwungen. Gefangen gab sich keiner. Sie fielen bis auf den letzten Mann; und nach zehnstündigem Streite deckten neben anderthalb tausend Eidgenossen über 8000 Feinde das Schlachtfeld. Von den Eidgenossen waren 16 Mann entflohen, die in der Heimath zur Strafe ihrer Feigheit mit lebenslänglicher Verachtung gebrandmarkt wurden und kaum der Hinrichtung entgingen. — Diese ruhmvolle That zwang dem französischen Feldherrn laute Bewunderung ab, und kühlte seine Lust, sich weiter mit den Eidgenossen zu messen; er verließ ihr Gebiet und führte sein Heer über den Rhein nach Deutschland.

Nach der Schlacht ritt Burkard Mönch von Mönchenstein mit andern Edeln auf der Wahlstatt umher. Beim Anblicke eines mit dem Tode ringenden Eidgenossen rief er spottend: „Heute baden wir in Rosen!“ Der gehöhnte Held raffte sich mit der letzten Kraft auf: „Friß auch eine der Rosen!“ rief er und schleuderte stark und richtig einen Stein. Mit zerschmetterten Augen, Nase, Mund, blind und sprachlos sank Burkard Mönch vom Pferde, litt noch drei Tage, dann starb er. Er war einer von denen gewesen, welche die Franzosen ins Land gerufen hatten.

Dem Unglücke bei St. Jakob folgte die Aufhebung der Belagerungen von Zürich und Farnsburg. Zürich erhielt die Nachricht von der Schlacht durch einen Käufer, der sich glücklich durch das eidgenössische Lager geschlichen. Mit einem Male wurden alle seit mehreren Wochen stille gestellten Glocken geläutet, Trompeten, Pauken, Musik, Freudengeschrei erschallten. Die Belagerer spotteten des Jubels, bis sie selbst Nachricht empfingen. Da übermannte sie der Schrecken. Sie hoben die

Belagerung mit solcher Eile auf, daß nicht einmal das Lager ganz abgebrochen ward, und neben Karten und Bürseln auch Waffen, Zelte und Geld zurück blieben. Die Belagerer von Farnsburg aber hatten sich gänzlich aufgelöst und nicht einmal ihr Geschütz gesichert.

Von da an verwandelte sich der Krieg in eine Reihe von Gefechten und Streifzügen, die nichts entschieden und Glend und Erbitterung immer höher steigerten. Beendigt wurde er am 6. März 1446 durch die Schlacht von Ragaz, in welcher 6000 Feinde durch 1100 Eidgenossen schmächtig geschlagen wurden. Diese Schlacht nahm den Gegnern den Rest ihres Muthes, und wurde dadurch folgenreicher als alle frühern.

Die großen Kosten, die unerseßlichen Verluste dieses Krieges hatten schon längst alle Theilnehmer ermüdet; der Friede war ein Werk der Nothwendigkeit. Zwischen Zürich und den Eidgenossen ward er am 4. Juli 1446 abgeschlossen, und die Entscheidung der zwei Fragen, ob sich Zürich den eidgenössischen Bundesverträgen unterziehen müsse, und ob der Bund mit Oesterreich fortbestehen könne, sowie die Festsetzung der eigentlichen Friedensbedingungen Schiedsgerichten zugewiesen. Die erste dieser Fragen entschied am 27. Februar 1447 der Obmann Peter von Argun, Bürgermeister zu Augsburg, bejahend; die zweite zu Einsiedeln, in gleicher Eigenschaft, Heinrich von Bubenberg, Schultheiß von Bern, am 13. Juli 1450 verneinend. Im Uebrigen lautete der Friede völlig wie derjenige von 1440. Obwohl er den Zürchern keine weitem Nachtheile zufügte, standen sie dennoch am Rande des Verderbens. Die große, reiche Grafschaft Kyburg war nutzlos an Oesterreich dahin gegeben; der Krieg hatte die für jene Zeit ungeheure Summe von 1,070,000 Gulden verschlungen; aller Kredit war dahin, das Gebiet verödet oder so verwüftet, daß Haus und Hof im Schutte lagen und Felder, Weingärten und Wiesen durch hoch aufgeschossenes Unkraut fast unkenntlich wurden. In dieser Lage hätte Zürich bei längerer Fortsetzung des Krieges entweder durch Oesterreich oder die Eidgenossen seine Freiheit verloren; aber kaum mit den letztern ausgesöhnt, war es wieder so stark, daß ihm Oesterreich der eigenen Ruhe wegen die Grafschaft Kyburg für 24,000 Gulden wieder abzutreten für gut fand.

Von dem Frieden blieben die zürcherischen Böcke ausgeschlossen. Sie verließen das Land, kauften das Schloß Hohenkrähen in Schwaben und hielten sich dort stille, auf Milderung

des Unwillens der Eidgenossen hoffend. Viele bemitleideten sie, und der Landammann Fries von Uri sprach, man könnte diesen Leuten neue Feindseligkeiten und selbst die Gefangenenehmung eines angesehenen Eidgenossen nicht verargen. Nach kurzer Frist machten sie den Landammann selbst zum Gefangenen. Erstaunt sagte er: „Euch ist gut rathen, liebe Gefellen! ich habe aber nicht gemeint, daß es mich selbst angehen sollte!“ Sie behandelten ihn zu Hohenkrähen wohl, und die Eidgenossen mußten nun den Böcken nebst dem Frieden 300 Gulden Lösegeld geben.

Vier Jahre nach Abschluß des Friedens brach der noch glimmende Haß in eine Gewaltthat aus, die ein Schandfleck in den Jahrbüchern der vaterländischen Geschichte ist. Auf der Fastnacht des Jahres 1454 wurde zu Zürich von erhitzen Jünglingen aus den Ländern der Chorherr Felix Hammerlin (Malleolus) in seinem Hause überfallen und gefangen dem Bischof von Konstanz überliefert. Der biedere gelehrte Greis hatte sich durch ernste Rügen der Mißbräuche und Aergernisse in der Kirche und durch politischen Eifer den Klerus und die Eidgenossen zu Feinden gemacht. Sein Loos war traurig. Jahre lang aufs übelste behandelt, erlangte er erst gegen das Ende seines Lebens ein etwas milderer Schicksal, die Freiheit nie wieder.

---

### Drittes Kapitel.

#### Die letzten Freiheitskriege.

1450—1501.

---

Die Zeiten vor dem burgundischen Kriege. 1450—1474.

In diesem Zeitraume suchten die Eidgenossen vorzüglich die Bunden zu heilen, die der lange unselbige Bürgerkrieg ihnen geschlagen. Sie strebten, das alte Glück wieder herzustellen, wo möglich zu vergrößern. Daher bieten die meisten Kantone ein Bild innern Friedens und rastlosen Bemühens um Vermehrung des öffentlichen und Privatwohlstandes dar. Wir finden auch einige Versuche zu Höherhebung der tief stehenden Bildung und Wissenschaft. Nur zu Bern und Zürich wurde durch innern Zwist

die Ruhe getrübt. Zu Bern war Kampf zwischen städtischer Aristokratie und Demokratie, in welchem nach kurzem Siege die letztere unterlag. Den Zürchern verweigerte die Herrschaft Wädenschwyl die Theilnahme an einer nothwendigen allgemeinen Landsteuer. Es kam zum Aufstand. Der Empörten nahm sich Schwyz an. Schon lagen Zürich und Schwyz gegen einander im Felde, als die Eidgenossen diesen Streit mit Billigkeit schlichteten.

Von den Verbündeten und Schutzverwandten der Eidgenossen stärkte im Jahr 1471 das Land Bündten durch Vereinigung seiner drei Theile zu Einem Ganzen seine Freiheit. — Appenzell nährte einen stets unruhigen Geist. — Ulrich Rösch, Abt von St. Gallen, hob den Flor und die Macht seines Stiftes, und kaufte, als die Eidgenossen mit einem Kriegszuge beschäftigt waren, zu ihrem großen Aerger die Grafschaft Toggenburg, um deren willen sie sich so lange zerfleischt hatten, für 14,500 Gulden. — Basel sah seine Universität entstehen, und Freiburg im Uechtlande, nachdem es, der österreichischen Herrschaft treu, im Kriege gegen Bern unglücklich gewesen, ward von Oesterreich frei. Unterstützt von Bern, wäre es schweizerisch geworden; weil aber Bern selbst nach der Herrschaft über Freiburg trachtete, ergab sich diese Stadt lieber Savoyen.

Merkwürdig sind die Verhältnisse der Eidgenossen gegen das Ausland. Es regte sich bei den Eidgenossen ein Geist der Freiheit, der oft in Troß und Gewaltthat ausartete. Häufig war Erhaltung von Ordnung, Ruhe und Recht der Obrigkeiten schwerstes Geschäft. Die freitbare Jugend lief ohne Wissen der Regierungen nach allen Seiten in den Krieg, bald des Gewinnes wegen, bald um Rache zu üben, und bald um solchen zu helfen, die ihr ungerecht bedrückt schienen. Die Obrigkeiten selbst waren viel zu gierig nach Eroberungen, als daß ihnen der Friede heilig gewesen wäre, und so ist denn in manchen Unternehmungen dieser Zeit viel Muth und Kühnheit, desto weniger Rechtlichkeit zu entdecken.

Mit Italien standen die Angelegenheiten so, daß die Urner Unordnungen im Mailändischen benutzten, um im Jahr 1447 das Livinenthal wieder zu erobern, welches ihnen auch ein im Jahr 1467 mit Mailand geschlossener Freundschaftsvertrag, Capitulat genannt, bleibend zusicherte.

Höchst mannigfaltig waren die Berührungen mit Deutschland. — Zuerst schützten die Eidgenossen die Stadt Schaffhausen, welche sich zur Zeit der Konstanzer Kirchen-

versammlung frei gemacht, gegen die Anfechtungen Oesterreichs  
 und des Adels, und sicherten im Jahr 1454 Schaffhausens Frei-  
 heit durch ein Bündniß auf 25 Jahre. — Auf einem  
 Freischießen zu Konstanz im Jahr 1458 nannte ein Kon-  
 stanzer eine ihm dargebotene Berner Münze höhnisch „Ruhplap-  
 part“. Hierob ergrimmt alle eidgenössischen Schützen; es gab  
 Zank und Schlägereien, in denen die Eidgenossen unterlagen. Sie  
 alle hielten das Gastrecht verletzt, ihre Volksehre beleidigt und  
 verließen Konstanz ungesäumt. Kaum waren sie zu Hause ange-  
 kommen, so zogen alle Eidgenossen aus und überfielen mit  
 4000 Mann die konstanzischen Besitzungen im Thurgau. Nur eine  
 bedeutende Geldsumme versöhnte die Erzürnten und rettete Kon-  
 stanz selbst. Diesen Zug nennt man den Plappartkrieg. —  
 Als das eidgenössische Heer heimzog, nahmen die Urner, Schwyzer,  
 Unterwaldner ihr Nachtlager in Rapperschwyl. In dieser Nacht  
 riß sich Rapperschwyl von Oesterreich los und trat in den Schutz  
 jener drei Kantone, die sich nicht scheuten, mitten im Frieden diesen  
 Vortheil über Oesterreich zu erlangen, weil es zu schwach war,  
 den Friedensbruch zu rächen. — Bald sollte dieses Haus durch  
 die Eidgenossen noch größern Verlust erleiden. Herzog Sig-  
 mund fiel im Jahr 1460 in den Bann des Papstes. Damals  
 saßen in der Eidgenossenschaft die Brüder von Gradner,  
 ehemals Günstlinge Sigmunds, nachher von ihm ihres Vermö-  
 gens beraubt und vertrieben. Sie benutzten den auf Sigmund  
 geschleuderten Bann zur Rache. Unter dem Vorwande, der Kirche  
 zu gehorsamen, brachen sie mit viel freiwilliger Jugend auf; ihnen  
 folgten die Banner der Eidgenossen. Fast ohne Blut wurde der  
 Thurgau erobert und blieb von da an eine eidgenössische  
 Gemeinherrschaft. — Die einzige Stadt Winterthur leistete  
 entschiedenen Widerstand. 20,000 Eidgenossen belagerten sie. Vom  
 Heiligenberge wurden 80 Pfund schwere Steine gegen die Mauern  
 geschleudert, die Stadt durch Feuerkugeln an drei Orten ange-  
 zündet, die Pfeile der Belagerer erreichten die Bewohner mitten  
 in der Stadt; zuletzt ward ein Sturm angeordnet, von dem das  
 Schrecklichste zu befürchten stand. Die Bürger aber blieben un-  
 erschrocken. Die Männer waren auf den Mauern und bei den  
 Thoren, Knaben mußten Steine zusammen tragen. Es wurden  
 Pferdemühlen und eine Kornrelle in der Stadt errichtet, in denen  
 je 20 Weiber unter einer Hauptmännin drei Stunden lang in  
 guter Ordnung arbeiteten, während andere auf der Mauer neben  
 ihren Männern den Feind mit eisernen Gabeln, die Kinder aber  
 eben denselben mit heißem Wasser empfingen. So leisteten diese

Bürger neun Wochen lang unter Gefang und Jubel entschlossenen Widerstand, bis am 2. November die Belagerung aufgehoben wurde. Sieben Jahre später verpfändete Herzog Sigmund Winterthur um 10,000 Gulden an Zürich. Von da an blieb es mit großen Freiheiten bei dieser Stadt. Mit Winterthur hatte das Haus Oesterreich, welches 145 Jahre früher ganz Helvetien zu unterjochen gedachte, durch den ununterbrochenen Siegeslauf der Eidgenossen seine letzte Besizung innerhalb der altschweizerischen Grenze eingebüßt. — Ebenfalls im Jahre 1460 wandte sich ein Kellermeister des Abtes von Rempten, den dieser unverdient der Untreue bezichtigte, um Hülfe an die Eidgenossen. Im tiefen Winter zogen 334 Freiwillige mit ihm. Sie schlugen 1300 Mann, die ihnen der Abt entgegen stellte, und er war genöthigt, dem Beleidigten und seinen Beschüzern reichen Ersatz zu leisten. — Im Jahre 1468 suchte die von Oesterreich und dem Adel gedrängte Stadt Mühlhausen im Elsaß Schutz bei den Eidgenossen; er ward um so williger gewährt, als die gleichen Gegner auch Schaffhausen so ängstigten, daß außer den Thoren keine Sicherheit mehr war. 15,000 Eidgenossen zogen ins Elsaß. Mit Feuer und Schwert zeichneten sie ihren Marsch. 33 Städte, Schlösser und Dörfer wurden unter Verübung vieler Grausamkeiten zerstört; in diesem flachen Lande wagte der Adel, der so oft sich vermessen, auf den Ebenen die Eidgenossen siegreich bestreiten zu wollen, nicht dieselben anzugreifen. Durch eine starke Besazung ward Mühlhausen vor fernerer Beeinträchtigung gesichert, eine zweite Besazung war nach Schaffhausen gelegt worden, und die eidgenössische Hauptmacht belagerte Waldshut. Ein Friede, der den Eidgenossen ansehnliche Geldsummen zusicherte, rettete die Stadt. Nicht Alle freuten sich dieses Friedens, vorzüglich mißvergnügt war Bern, das den Schwarzwald gern eidgenössisch gemacht hätte „Geld!“ sprach es, „ihr Eidgenossen! wird euer Untergang sein; laßt ihr euch mit Geld befriedigen, man wird euch nicht mehr fürchten!“ Selbst der gemeine Krieger murrte: „Man sei nicht ausgezogen, Geld heim zu bringen, sondern Städte und Schlösser für das gemeine Wesen zu erobern“.

Krieg gegen Herzog Karl den Kühnen von Burgund.  
1474—1477.

Durch Krieg und üble Wirthschaft war Herzog Sig-  
mund von Oesterreich arm geworden und suchte Geld. Für  
eine bedeutende Summe verpfändete er im Jahr 1469 dem  
Herzog Karl dem Kühnen von Burgund, einem gewaltigen,  
kriegerischen, ehrgeizigen Fürsten, Elsaß, Sundgau, Breis-  
gau, die vier Waldstädte am Rheine, den Schwarz-  
wald, Frickthal u. s. f. Mit Freuden empfing Karl diese  
ihm besonders wohl gelegenen Länder, durch die er sein Reich  
bis an die Grenzen der Eidgenossenschaft erweiterte, und ahnte  
nicht, daß er durch diese Verpfändung Werkzeug der Rache Oe-  
sterreichs gegen die Schweiz werden sollte, deren Untergang man  
durch den streitbaren Karl herbei zu führen hoffte. Die neuen  
Nachbarn standen Anfangs in gutem Vernehmen, bis der bur-  
gundische Landvogt, Peter von Hagenbach, auf bern-  
erischem Boden burgundische Fahnen aufpflanzen ließ. Die Miß-  
stimmung über diesen Vorfall benutzte der listige, verschlagene  
König Ludwig XI. von Frankreich, Karls Todfeind,  
um die Schweizer gegen Karl zu reizen. Der deutsche Adel,  
ebenfalls Krieg zwischen Karl und den Eidgenossen wünschend,  
suchte die Letztern durch Friedensbrüche und gewaltsame Thaten,  
die er unter Burgunds Schutz verübte, noch mehr zu erbittern.  
Endlich wendeten sich die verpfändeten, durch Hagenbach schwer  
bedrückten Länder mit Klagen an die Eidgenossen. Bald hernach  
kam Herzog Karl selbst mit großer Pracht in diese Gegenden.  
Eine eidgenössische Gesandtschaft, die über Hagenbach Beschwerde  
führte, behandelte er mit Geringschätzung und entließ sie ohne  
Antwort. Die Schweizer entbrannten in heftiger Feindschaft gegen  
ihn, und bald hatten französische Umtriebe und Bestechungen,  
namentlich zu Bern, eine Partei zusammen gebracht, die nach  
Krieg schrie. Von diesem Zeitpunkte an haben wir den verderb-  
lichen Einfluß französischer Sitten und Thaler auf unser Vater-  
land zu rechnen. Gegen Burgund geschah eine Reihe feindseliger  
Schritte. Man schloß im Jahr 1474 einen Bund mit Oesterreich  
und verhiess ihm wieder zu seinen Landen zu verhelfen. Reichsstädte  
schlossen die Pfandsomme vor, und sie ward zu Händen Karls  
zu Basel niedergelegt. Aber Hagenbach traf Anstalten, seinem  
Herrn den Besitz dieser Länder zu sichern. Die Grausamkeit, mit  
der er diese Anstalten betrieb, erregte einen Aufstand zu Breisach;  
Hagenbach ward gefangen, das Land ergab sich wieder an Sig-

mund. Ein unbefugtes Gericht, dem auch eidgenössische Gesandte beimohnten, sprach Hagenbach das Leben ab, und acht Scharfrichter stritten sich um die Ehre, den Verhafteten abzutöten. Sein Tod, ein Werk der Rache, ward die Lösung zum Kriege.

Karl wurde von Bestürzung und Ingrimm gefoltert. Kaum konnte er sich entschließen, die Feindseligkeiten gegen die Eidgenossen, da er schon in einen andern wichtigen Krieg verwickelt war, weiter hinaus zu schieben. Die Eidgenossen aber stärkten sich durch Bündnisse mit Frankreich, Oesterreich, Mailand, Savoyen, Lothringen und deutschen Reichsstädten. Noch waren nicht alle Friedenshoffnungen verschwunden. Ludwigs Geld gab den Ausschlag. Bern hatte von den Eidgenossen Vollmacht empfangen, einen Bund mit Frankreich zu unterhandeln. Die französische Partei zu Bern dehnte diese Vollmacht auf eine Kriegserklärung an Burgund im Namen aller Eidgenossen aus. Der Widerstand mancher Häupter in den übrigen Kantonen wurde durch französische Jahrgelder gebrochen, das Mißvergnügen des Volkes erstarb unter den nachherigen Siegen. Als Karl den Absagebrief der Eidgenossen empfing, überwältigte ihn der Zorn. Bläß, sprachlos, knirschend stand er eine Weile, ehe ihn die Wuth zu Worten kommen ließ; dann rief er, in seinem Herzen den Untergang der Stadt schwörend: „O Bern, Bern!“

Am 25. Oktober 1474 brachen 19,000 Eidgenossen nach der Freigrasschaft Burgund auf. Bei dem Städtchen Ericourt stießen sie auf ein überlegenes feindliches Heer. Es kam zur Schlacht. Die Eidgenossen stelen den Feind mit äußerster Hestigkeit an, sie beobachteten keine Ordnung, hörten auf kein Kommando; aber durch ihr furchtbares Geschrei und das Schreckliche ihres Angriffes wurden die Burgunder mit Angst, Entsetzen und Verzweiflung erfüllt. Das Fußvolk floh bald; nach tapferm Widerstande ward auch die Reiterei zum Weichen gezwungen. Mit reicher Beute zogen die Eidgenossen heim, und der erste Feldzug war geendet; gespornt durch die französischen Jahrgelder und lüstern nach neuer Beute, rüsteten sie sich aufs eifrigste zur Fortsetzung des Krieges.

Nach wenig Wochen waren die Eidgenossen wieder auf, und das Jahr 1475 verfloss unter mehreren Streifzügen voll tapferer Kriegsthaten. Siegreich durchzogen die Eidgenossen einen Theil der Freigrasschaft Burgund. Siegreich unterwarfen sie sich fast die ganze Waadt mit 46 Städten und Schlössern. Kein Feind war ihnen gewachsen, keine Burg ihnen zu fest. Aber ihre Verwüstungen, Grausamkeiten, Mezeleien, Hinrichtungen von

Gefangenen wurden die Lösung zu ähnlichen Unmenschlichkeiten, die sich Karl später gegen sie erlaubte. Er hatte einen Zug mit ganzer Macht gegen die Eidgenossen bereitet. Da erschraaken alle mit ihnen verbündeten Fürsten, fielen ab und machten Frieden mit Karl. Nur die Reichsstädte und Herzog Renat von Lothringen, dem Karl sein Land entrißen, blieben ihnen treu. Zu Nancy sammelten sich 60,000 Burgunder. Sie zogen einher, wie wenn es auf die Feier eines Freudentages und nicht auf den Kampf mit den Söhnen der Helden von Morgarten, Sempach und Laupen abgesehen wäre. Neben einer ungeheuern Kriegsrüstung und überflüssigen Vorräthen brachte Karl den größten Theil seines Hofes, seine glänzende Dienerschaft, alle seine Schätze und Kostbarkeiten, sehr viele Kaufleute, Köche, große Waarenlager und eine Menge unnützen Trosses mit sich, durch den sein Heer vielleicht auf 100,000 Mann anschwell. Des Sieges glaubte er sich gewiß; Stolz und Rachsucht ließen ihn aller Barmherzigkeit und Gerechtigkeit vergessen. Eidgenossen, die ihm in die Hände fielen, ließ er hinrichten, mit der Bemerkung: „das werde das Schicksal aller eidgenössischen Gefangenen sein“. So kam er vor Granson, das von den Eidgenossen besetzt war.

Karls Lager vor Granson glich an Glanz und Ueberfluß mehr einer reichen Handelsstadt oder einer üppigen Residenz als einem Waffenplaze. Es war regelmäßig in weite Gassen eingetheilt. In zahllosen Zelten und Buden wurden die reichsten und mannigfaltigsten Vorräthe von Gegenständen des Bedürfnisses, der Prachtliebe und Bequemlichkeit zur Schau ausgelegt. Auf einem Hügel in der Mitte des Lagers standen des Fürsten kostbare Gezelte. Von hier aus überschaute Karl mit wonnevollem Stolze seine zahllosen Schaaren, nicht ahnend, daß so viel Pracht und Herrlichkeit nach wenig Tagen werde zergangen sein. — Das Schloß zu Granson gerieth durch Beschiesung, Stürme, Mangel und Verlust der ersten Anführer bald in eine gefährliche Lage. Einige tausend in der Nähe stehende Eidgenossen konnten nicht helfen; ihr Versuch, die Burg von der Seeseite zu verproviantiren, wurde vereitelt. Der Untergang der Burg beim nächsten Sturme schien gewiß. In dieser verzweiflungsvollen Lage ergab man sich, als ein Betrüger im Namen des Herzogs Schonung des Lebens verhiess. Aber als die Eidgenossen ins burgundische Lager kamen, wurden sie verspottet, gebunden und vor Karl geführt. Von jenem Unterhändler und seinem Versprechen wollte er nichts wissen; Gransons tapfere Besatzung übergab er den Henkern. Die meisten wurden noch desselben Tages an Bäume aufgehängt, die übrigen

am folgenden Morgen an langen Stricken durch den See geschwemmt, bis ihr Leben entfloß. Sie alle starben still und männlich. Ihr Todestag war der letzte Tag der Ehre Karls und seines Glückes.

Am gleichen Tage war die eidgenössische Hauptmacht, 20,000 Mann stark, bei Neuenburg versammelt. Sie hörte von dem Morde und durstete nach Rache; der nächste Tag sollte der Schlachttag von Granson sein. Karls Heer stand in einem wohlverschanzten Lager. Im Uebermüthe verließ er es, um den Eidgenossen in eine Gegend entgegen zu rücken, wo er Geschütz, Reiterei und Uebermacht nicht anwenden konnte. Am 3. März 1476 stand das eidgenössische Vordertreffen, 9000 Mann, den Burgundern gegenüber. Der Tag war trüb und neblig, es schneite stark. Die Eidgenossen fielen nach ihrer Väter Sitte auf die Knie zum Gebet. Der Feind hielt dieß für Schrecken vor seiner Uebermacht, Flehen um Barmherzigkeit, und erhob grimmiges Hohngelächter. Die Kürassiere sprengten an, wurden aber übel zurückgeworfen. Von da an ward hart und mit zweifelhaftem Erfolge gestritten bis um die dritte Stunde Nachmittags. Jetzt vernahmen die Burgunder ein fürchterliches Geschrei auf den nahen Höhen. Es war die Hauptmacht der Eidgenossen, die den Feind umgangen hatte. Als sie eben die Berge bedeckte, klärte sich der Himmel auf, und die Sonne beleuchtete die schimmernden Waffen. Und als die Eidgenossen heran rückten, und aus den Hohlwegen und hinter dem Buschwerke immer neue Schaaren hervor stiegen, da verbreitete sich über die burgundische Macht Entsetzen. In höchster Verwirrung ergriff sie die Flucht. Vergebens suchte Karl an der Spitze einiger Reiterei die Fliehenden aufzuhalten. Er selbst ward mit in die allgemeine Flucht fortgerissen. Noch einen Blick warf der unglückliche Fürst auf seine 400 Geschütze, auf den alten Reichthum, auf die untergehende Pracht seines Hauses; dann sprengte er, seinem Schicksale fluchend, mit nur fünf Gefährten durch den nächsten Jurapaß. Erst mitten in Hochburgund fand er wieder einige Ruhe und einigen Trost. Nach der Schlacht fielen alle Eidgenossen zum Dankgebete nieder; hierauf wurden Ehrenbelohnungen an die ertheilt, deren Tapferkeit am meisten geglänzt hatte.

So rühmlich für die Eidgenossen die Schlacht von Granson gewesen war, so verderblich ward ihnen die unermessliche Beute. Sie gab ihnen Mittel zu Verschwendung und Ueppigkeit und verwandelte die einfachen Sitten unsers Volkes in Ausschweifung und Leichtfertigkeit. Zwar wußten die Eidgenossen den wahren Werth dieser Beute nicht einmal zu schätzen. Nur

zu den Werkzeugen und Vorräthen für den Krieg trugen sie Sorge; alles Uebrige ward verschleudert. Seidene Zeuge achteten die Krieger wie Landtuch und trugen sie, bis sie zerrissen. Die kostbaren, mit Seide, Gold und Perlen kunstvoll gestickten Stoffe der fürstlichen Gezelte wurden wie im Kramladen ausgemessen, die Geldvorräthe theilte man mit Hüten. Um wenige Groschen verkauften sie silberne Teller, die sie für Zinn hielten. Diamanten, Millionen an Werth, wurden für Glas angesehen und um einen Gulden etwa hingegeben. Der größte Theil der Beute wurde verschleppt, gestohlen. Schon beim Anfange der Flucht hatten die Freiwilligen und der Troß geplündert; ihrem Beispiele folgte bald das ganze Heer, und nur gering wurde der Eid geachtet, Alles zu gemeinsamer Vertheilung an die Beutemeister redlich abzuliefern. Auch die Wirthe und Bewohner der Umgegend kümmerten sich nicht viel um den Befehl, Niemandem etwas abzukaufen. So war in wenig Stunden ein Reichthum nach allen Winden zerstreut, zu dessen Sammlung manches Menschenalter erforderlich gewesen.

Die größte Freude über Karls Niederlage empfand Ludwig XI.; denn er gedachte, den Sieg der Eidgenossen wohl zu benutzen. Heuchler, wie er war, ließ er dem Herzoge sein Bedauern bezeugen, während er an die Eidgenossen Geschenke und Zusagen verschwendete, um sie zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen. Es hätte dessen nicht bedurft; Niemand verlangte dieselbe eifriger als Karl selbst. Nachdem er einige Tage einsam geblieben, keine Speise genossen, vor Wuth gestampft, geknirscht, sich in die Finger gebissen, Flüche und Gotteslästerungen ausgestoßen und sich so benommen, daß man Verlust seines Lebens oder seines Verstandes besorgte, raffte er sich wieder auf, um die angestrengtesten Rüstungen zu betreiben. Alle brauchbare Mannschaft ward aufgeboden, die Untertanen mit furchtbaren Kriegssteuern bedrückt, sogar Glocken und Küchengeschirr für die Stückgießereien weggenommen. Selbst seine Hofleute erklärten für Eigensinn, was Karl allein für männliche Festigkeit hielt. Aber weder das Murren des Volkes, noch die Rätthe der Klugheit, noch die Bitten der Wohlmeinenden änderten seinen Sinn. Schon nach drei Monaten stand Karl wieder an der Spitze eines mit vielem Geschütze versehenen Heeres von 60,000 Mann. Mit demselben kam er verwüstend bis nach Murten.

Auch die Eidgenossen, besonders Bern, blieben nicht müßig. Bern warf eine tapfere Besatzung unter Adrian von Rubenberg nach Murten. 1000 Eidgenossen unter Waldmann sicherten Freiburg. Die Tagsatzung bot ein Heer auf und erließ eine scharfe Kriegs- und Beuteordnung. Als Karls Heer anrückte, rief

der Land  
Gefahren  
Die Ma  
der Za  
Güte von  
Wittler  
Er fand  
ges mach  
der Berf  
wüthete.  
durch ich  
Tage ich  
vertheilung  
Wer lebt  
und Th  
sich so,  
Murten  
Da  
word mit  
Stadt B  
Bedrängn  
rücken J  
dieser ich  
war de  
brannte  
schmäht  
und den  
„Die G  
mohnt,  
und zu se  
nung für  
neze freud  
derselben  
Unter die  
Beurtheilung  
regnete se  
berend,  
Grenzen  
stand m  
nosfen d  
Nachdem  
zum Ge

der Landsturm alle waffenfähige Mannschaft von Bern, Freiburg, Solothurn zusammen, und Hilboten mahnten die Eidgenossen. Diese Mahnung endete alle Uneinigkeit, welche bis dahin auf der Tagelagerung gewaltet. Die Eidgenossen brachen auf, es kam Hülfe von Oesterreich, von Lothringen, von den Reichsstädten. Mittlerweile unternahm Karl die Belagerung Murtens. Er fand den furchtlosesten Widerstand. Die Schrecken des Krieges machten so wenig Eindruck, als Drohungen oder die Künste der Verführung. Alle Stürme wurden abgeschlagen. Der Herzog wüthete. Seinen Zorn ließ er an seinem Heere aus, das sich durch schonungslose Mißhandlung des Landvolkes rächte. Acht Tage schon hatte sich Bubenberg mit 2000 Mann gegen 60,000 vertheidigt; da schrieb er nach Bern: „So lang in uns eine Ader lebt, gibt keiner nach!“ Aber die Noth wuchs. Mauern und Thürme waren übel zerschossen; die Schanzgräber naheten sich so, daß bereits die Schwerter unter der Erde zusammentrafen; Murtens Untergang schien gewiß.

Das Heer der Eidgenossen war versammelt; nur Zürich ward mit banger Ungeduld erwartet. Waldmann sendete seiner Stadt Boten über Boten und schilderte Murtens Gefahr und Bedrängniß. Endlich am Morgen des 22. Brachmonats 1476 rückten 5000 Zürcher ins eidgenössische Lager ein. Beim Anblick dieser schönen, zahlreichen Verstärkung riefen Viele freudig: „Es war des Wartens wohl werth!“ und die Kampfbegierde entbrannte mit solchem Ungestüm, daß Viele das Morgenbrod verschmähten. Der Vorschlag deutscher Heerführer, sich zu verschanzen und den Angriff des Feindes zu erwarten, wurde verworfen. „Die Eidgenossen“, sprach Felix Keller von Zürich, „sind gewohnt, den Feind, wo und wie stark er auch sei, aufzusuchen und zu schlagen!“ So bildeten denn die Eidgenossen ihre Ordnung für die Schlacht von Murten. Auch Herzog Karl ordnete freudig sein Heer in höchst vortheilhafter Stellung. Vor derselben lag ein durch einen Graben gedeckter dicker Zaun; hinter diesem stand das Geschütz. Der Herzog selbst mit den Kerentruppen besetzte die Anhöhen. Der Himmel war bewölkt, es regnete sehr stark. Die Eidgenossen zögerten mit dem Angriffe, hoffend, der Herzog werde seine vortheilhafte Stellung, wie bei Granson, verlassen; er aber zeigte hiezu keine Lust. Sechs Stunden stand man so im heftigsten Regen. Endlich wagten die Eidgenossen den Angriff. Ihre Vorhut führte Hans von Hallwyl. Nachdem er seine Krieger mit Begeisterung angerebet, knieten sie zum Gebete. Indem sie beteten, drang die Sonne in voller

Bracht durch die finstern Wolken. Da sprang Hallwyl auf, schwang sein gewaltiges Schwert, rufend: „Gott leuchtet uns zum Siege!“ und das Gefecht begann. — Das burgundische Geschütz ward genommen. Während Hallwyl die flüchtige Bedeckung verfolgte, drangen Waldmann und Wilhelm Herter mit dem eidgenössischen Gewaltshaufen auf die burgundischen Kerntuppen ein, beschäftigte Bubenberg durch einen Ausfall die ihm nahe stehenden Schaaren und suchte Kaspar von Hertenstein mit seiner Abtheilung den Feind zu umgehen. Entschieden wurde die Schlacht in der Nähe Herzog Karls durch ein äußerst lebhaftes Gefecht, in welchem seine auserlesensten Truppen mit vorzüglicher Tapferkeit stritten. Erst als ihr Anführer fiel, verließ sie ihr Muth. Karl selbst verlor die Hoffnung des Sieges. Er wandte sich viel zu frühe zur Flucht, 3000 der besten Pferde mit ihm. Bald zerstreuten sich diese, so daß der Fürst außer sich, sprachlos, mit kaum 30 Mann, Tag und Nacht, am liebsten des Nachts reitend, am Genfersee ankam. Seine Flucht brach allen Widerstand und über dem verlassenem Heere walteten nun alle Arten des Todes. Die Eidgenossen schenkten Keinem das Leben. Bis über Wisflisburg hinaus lagen 15,000 Mann. Hierzu kamen noch einige tausend Kürassiere, die der See verschlungen, und eine große Menge Vermißter. Auf mehr als 30,000 Mann wird Karls Verlust an diesem Tage angegeben. Ohne Anstand floh Jeder heim, wie er konnte. Tausende dieser elenden Flüchtlinge wurden von dem mißhandelten Landvolke, oder von den Wallisern erschlagen, in Abgründe und Gewässer gesprengt. Auf der Wahlstatt verrichteten die Eidgenossen ein Dankgebet; dann gingen Gilboten ab, und bald verkündete ein allgemeines Freudengeläute durch das ganze Land den rettenden Sieg.

Die Beute von Murten war Kinderspiel gegen die von Granson und doch sehr reich. Im Taumel der Freude ward die Beuteordnung der Tagsatzung wenig beachtet. Einige Rassen und das Geschütz wurden ordnungsmäßig getheilt, sonst lud Jeder auf Wagen, was er konnte und mochte. Auf dem Schlachtfelde ward später für die Knochen der erschlagenen Burgunder ein Beinhaus mit folgender Inschrift errichtet: „Ehre sei Gott dem „Allmächtigen! Das Heer, mit welchem der berühmte und tapfere „Karl, Herzog von Burgund, Murten belagerte, hat, von den „Eidgenossen vernichtet, dieses Denkmal seines Daseins hinterlassen. 1476“. Dieses Beinhaus ward am 2. März 1798 durch die Franzosen zerstört. — Nach der Schlacht wurde die Waadt erobert, und Savoyen mußte sich glücklich preisen, mit bedeutenden

Abtretungen an Bern und Freiburg den Frieden erkaufen zu können.

Seinen Aufenthalt nahm Herzog Karl zu Ger in einem abwechselnden Zustande von Wuth und Geistesabwesenheit. Oft saß er lange schweigend, mit Vernachlässigung der Kleidung und der Reinlichkeit, ohne Speise, ohne Hunger, an Leib und Seele krank; dann sprang er auf, knirschend, sich raufend, durch Zorn und Gram sich selbst und den Seinen fürchtbar. Vertrauen zeigte er nur noch zu Schmeichlern; hingegen verschmähte er den Umgang mit redlichen Dienern und die Erhebung zu Gott. Er wollte zu neuem Krieze sich rüsten und stellte an die schon erschöpften Unterthanen unerhörte Forderungen. Die burgundischen Landstände verweigerten das Begehrte; da schrieb er in gleicher Weise an die Niederlande.

Mittlerweile ging, von König Ludwig eingeladen, eine Gesandtschaft der ersten eidgenössischen Helden nach Frankreich. Niemand dachte an die Gefahr der Verführung, die ihnen an Ludwigs üppigem Hofe drohe. Sie wurden wie Fürsten gehalten, der Feste und Lustbarkeiten war kein Ende; aber der listige Ludwig verlor auch seinen Hauptzweck, Verhütung des Friedens, völlige Vernichtung Karls, nicht aus den Augen. Beim Abschiede gab er den Gesandten Geschenke für ihre Städte und Länder, reiche Geschenke auch für sie selbst. Damals wurden viele Herzen für Frankreichs Plane gewonnen; dennoch vermochten des Königs verschwenderische Lockungen die Eidgenossen zu keinem Angriffskriege.

Während Karl den Rest seines Heeres sammelte, empfing er mit Unwillen die Nachricht, daß auch die niederländischen Stände sich neuer Opfer weigern, und daß Herzog Renat von Lothringen sein Erbland wieder eingenommen habe. Ungefäumt unternahm Karl die Wiedereroberung von Lothringen; er sah sich aufgehalten durch die Belagerung Nancy's. Renat aber suchte Hülfе bei den Eidgenossen und erhielt sie durch Waldmanns Verwendung. Es strömten über 8000 Mann zusammen; 1000 junge Knaben mußten mit Gewalt zurück gehalten werden; Waldmann führte dieses Heer, das unterwegs auf 20,000 anwuchs. Der Marsch war beschwerlich, die Kälte außerordentlich, an Lebensmitteln Mangel, aber die Munterkeit blieb, denn die Anführer theilten mit dem gemeinen Manne jede Noth, und an der Spitze des Heeres zog Herzog Renat zu Fuß, eine Fellebarde auf der Achsel. So näherte man sich Nancy, welches mit Hunger

schon in solchem Grade kämpfte, daß Pferde und Hunde, selbst Ragen und Mäuse verzehrt wurden.

Karl verbarg den Anmarsch eines schon an Zahl überlegenen Heeres der Sieger von Granson und Murten seiner durch Kälte und Mangel erschöpften Mannschaft so lange als möglich. Als sich die Sache nicht länger verhehlen ließ, riefen alle treuen Hauptleute zum Rückzuge. Nur Karl und ein Verräther, dem er ganz vertraute, wollten den Kampf. In höchstem Zorne schrie Karl: „Diese Nacht wird Nancy gestürmt, morgen schlagen wir uns!“ So geschah es. Im Sturme auf Nancy verschwendete Karl die letzte Kraft seines Heeres. Herzog Renat aber, der die Schüsse hörte, die Nothfeuer auf den Thürmen sah, führte sein Heer zum entscheidenden Streite. Vor dem Anfange der Schlacht kamen zu den Eidgenossen zwei verbannte Landsleute, die aus Verdruss burgundische Dienste genommen, und versprachen, den leichtesten Angriffspunkt zu zeigen, wenn man ihnen Verzeihung auswirke. Um Blut zu schonen, wurde ihr Anerbieten angenommen. Als aber Karls bisheriger Vertrauter, Graf Cola Campobasso, den der Herzog mit Wort und That beleidigt hatte, die burgundischen Feldzeichen abriß und mit 800 Lanzen zu den Eidgenossen überging, weigerten sie sich, an der Seite eines Verräthers zu streiten und sendeten ihn weg. Die Schlacht von Nancy war kurz. Karls Stellung wurde umgangen, und ein einziger kraftvoller Anfall der Eidgenossen zersprengte sein Heer. Herzog Karl stürzte auf der Flucht mit dem Pferde und kam nicht mehr empor. Ein nachjagender Lothringer erschlug ihn, ohne ihn zu kennen. Am folgenden Tage wendete ein Weib, das die Leichname beraubte, Karls auf dem Antlitz liegenden Körper um und erkannte ihn mit Mühe. Die Leiche war gefroren, mit geronnenem Blute bedeckt, im Gesichte geschwollen, von Hunden oder Füchsen angefressen. Zu solchem Ende führten Herrschsucht und Starrsinn einen gewaltigen Fürsten von vielen vortrefflichen Eigenschaften. Er war der letzte seines Stammes; zu Nancy liegt er begraben.

Die Zeiten des Nikolaus von der Flüe. 1477—1481.

König Ludwigs Freude über Karls Tod war ohne Grenzen. Er beschloß, von der Verlassenschaft so viel als möglich in Besitz zu nehmen und bemächtigte sich sogleich einiger Länder. Nach Andern trachtete er, namentlich nach der Freigravenschaft Burgund; allein diese hätte sich lieber den Eidgenossen in die Arme geworfen. Die erste Frucht der burgundischen Siege war nun ein heftiger

Streit über die Frage: ob man dieses korn- und salzreiche Land annehmen wolle oder nicht. Die besonders von den Berg- und Waldkantonen vertheidigte Meinung, daß eine große Ausdehnung für die Eidgenossenschaft verderblich sei, siegte. Man nahm das Land nicht an und gab es um ein Stück Geld dem König Ludwig preis. Aber da sich die Volksstimme in der Schweiz gegen des Königs Plane aussprach, und einige tausend Mann ohne Willen der Obrigkeiten den Burgundern zuliefen, so bereute man jene Abtretung und suchte durch Friedensvermittlung zwischen Frankreich und Karls Erben die Sache rückgängig zu machen. Die eidgenössische Gesandtschaft wurde in den Niederlanden mit hohen Ehren, in Frankreich mit vielem Uebermuth empfangen. Es kam so weit, daß der Gesandte Adrian von Bubenberg, welcher sich nicht nach Frankreichs Planen biegen wollte, zur Sicherung seines Lebens in der Kleidung eines wandernden Spielmanns entfliehen mußte. Die Uebrigen ließen sich durch Geschenke und Pensionen an Frankreichs Interesse fesseln; aber die Eidgenossen, durch Ludwigs Benehmen beleidigt, schlossen im Jahr 1478 mit Burgund Frieden und entsagten um 150,000 Gulden allen Ansprüchen auf burgundische Länder. König Ludwig dagegen sparte keine Mühe, die Eidgenossen wieder an sein Interesse zu fetten. Er warb die erste Schweizergarde und besaß sich der größten Genauigkeit in Bezahlung des Soldes, der Pensionen und Hülfsgelder, ertheilte auch den Eidgenossen bedeutende Handelsfreiheiten. Bald wurde die Werbung durch sechszehn mit Geld beladene Maulesel, welche im Jahr 1480 zu Bern einzogen, befördert; bald brachten einige Tausende, die in drei Wochen einen Feldzug gethan, einen dreifachen Monatsold in lauter Gold nach Hause; bald wurden Hülfsgelder und Pensionen erhöht oder neu ertheilt. So begann bei den Eidgenossen die Sitte, fremden Fürsten als Niethstruppen zu dienen, eine Sitte, deren mehrhundertjährige Dauer dem Vaterlande an Sittlichkeit, Freiheitsstun, Bürgertugend und Nationalehre einen Schaden gethan, der die oft so hoch gepriesenen Vortheile solcher Dienste bedeutend überwiegt.

Kaum war die Ruhe von außen hergestellt, so zeigte ein beunruhigendes Ereigniß, in welchem Grade die burgundischen Kriege in der Eidgenossenschaft alle Bande der Ordnung und Gefeglichkeit gelöst hatten. Eine Geldsumme, um welche Genf im Kriege von den Eidgenossen Schonung erkaufte hatte, blieb länger aus, als der gemeine Mann erwartete. Es entstand Verdacht, die Regenten haben diese Geldsumme unterschlagen. Da

verabredeten im Jahr 1477 zu Zug auf der Fastnacht übermüthige Jünglinge, dieses Geld in Genf abzuholen. Nach wenig Tagen waren 700 beisammen. Vergebens warnte die Tagsatzung, da die Länder diese unbefugte Bewaffnung öffentlich begünstigten. Die Schaar nannte sich das tolle oder thörichte Leben und stieg auf 2000. Sie kam bis gen Freiburg. Da hielten Genfer Gesandte sie auf, gaben für die Schuld Unterspänder, jedem Theilnehmer am Zuge zwei Gulden, Allen einige Fässer Wein. So endete eine Unternehmung, bei der zwar keine Gewaltthat begangen, aber in ganzer Eidgenossenschaft ein Auflauf befürchtet wurde. Gegen Bern hatten die Auszügler so laute Drohungen ausgestoßen, daß die Stadt eine Besatzung einnahm und von allen ihren Angehörigen, die über vierzehn Jahre alt waren, einen Eid forderte, an keinen unerlaubten Bewaffnungen Antheil zu nehmen. Auch die Tagsatzung verbot sehr ernstlich alle Eigenmacht und Selbst-  
rache.

Ein Jahr nach diesem Zuge (1478) erhob Uri wegen eines Kastanienwaldes Krieg gegen Mailand, in den alle Eidgenossen verwickelt wurden. Die Einwohner des Livinenthales behaupteten das Eigenthum eines Waldes, in welchem mailändische Unterthanen Holz gefällt hatten. Ihre Klage fand bei den Urnern leichten Eingang. Muthwillige Jugend eilte ungesäumt über den Gotthard, die Mailänder zu schädigen. Um sie nicht zu verlassen, brach Uri ohne bessern Grund mit dem Banner auf und mahnte die Eidgenossen, denn es hoffte, Bellenz wieder zu erobern. Weder auf die Vermittlung der Eidgenossen, noch auf die Anerbietungen Mailands wurde geachtet. Zuletzt zogen Uri zulieb alle Eidgenossen mit 10,000 Mann zu Felde. Mailand stellte ihnen 18,000 Mann entgegen. Man griff sogleich Bellenz an, obschon sich noch eidgenössische Vermittler dort befanden. Diese retteten kaum das Leben vor dem Jorne der Italiener. Auch im eidgenössischen Lager wurden sie mit Vorwürfen empfangen, weil sie sich mit dem Feinde eingelassen. Da aber Bellenz eine wichtige Niederlage für den eidgenössischen Handel war, deren Einnahme und Plünderung Vielen nicht wünschbar schien, so wußten einige Führer alle fernern Angriffe zu vereiteln. Der Winter kam, man zog heim. Nicht ganz 200 Mann besetzten Giornico am engen Ausgange des Livinenthales. Diese geringe Zahl, die durch den Landsturm des Thales auf nicht mehr als 600 Mann anwuchs, wurde am 28. Dezember 1478 durch 15,000 Mailänder in ihren Berschanzungen angegriffen; aber die Eidgenossen hatten eine feste Stellung in den Engpässen, deren Stärke sie erhöhten, indem sie

Das B  
weit hin  
genossen  
hingegen  
und wur  
Theilig  
1500 B  
viele Ta  
sie den  
einen d  
Eid  
genossen  
so barg  
Sitten  
bekannte  
wurde  
Strafen  
gen. D  
fäuflich  
ernorben  
lufenes  
mendem  
der jäh  
erwachte  
machte  
Erwerbs  
kamen i  
werfer se  
Beute zu  
Reisla  
verleiten  
Goldes u  
welche der  
Vaterland  
um Eidge  
erhält so  
so kündete  
wärmst  
Feldes an  
die Mitt  
der Dri  
Eine Ta

Das Wasser des Tessin auf die Felder leiteten, wodurch diese weit hinab mit einer dicken Eisrinde überzogen wurden. Die Eidgenossen, die sich mit Fußeisen versahen, konnten fest auftreten; hingegen die Mailänder verloren auf den Eisfeldern alle Haltung und wurden von den Eidgenossen unter Stanga und Frischhans Theilig fast wehrlos in die Flucht geworfen. Es fielen etwa 1500 Welsche, viele ertranken; aber auch die Eidgenossen hatten viele Tapfere eingebüßt, voraus den klugen Stanga, dessen Rätthen sie den Sieg zuschrieben. Diese Schlacht von Giornico führte einen den Eidgenossen vortheilhaften Frieden herbei.

So glänzend der Schimmer des Glückes war, der den Eidgenossen in den burgundischen Kriegen und seither geleuchtet, so barg er doch nur mühsam das innere Elend. Feilheit und Sitten verderben, Verachtung der Geseze, viel vorher unbekanntes Laster waren die unseligen Früchte dieser Siege. Gold wurde der Göze, dem man Alles aufopferte. Man konnte nicht Strafen genug verhängen, um alle groben Vergehungen zu züchtigen. Das Uebel ergriff alle Stände. Die Staatshäupter waren käuflich, die Bürger trotzig, unbändig, ausschweifend. Der schnell erworbene Reichthum erzeugte Pracht und ein wüstes, ausgelassenes Leben. Die Wirths- und Schenkhäuser waren mit lärmendem, händelsüchtigem und liederlichem Gefindel angefüllt. Als der schnell gewonnene Reichthum schnell wieder vergeudet war, erwachte eine unerfättliche Gierde nach neuem Gewinn. Arbeit machte so verwöhnten Leuten Unlust; darum suchten sie ihre Erwerbsquelle in fremden Kriegsdiensten. Ackerbau und Gewerbe kamen in Verfall. Der Bauer verließ seinen Pflug, der Handwerker seine Werkstätte, um sich in fremden Ländern Geld und Beute zu ersuchen. Viele Magistrate begünstigten dieses sogenannte Reislauen. Staatshäupter ließen sich von Geld- und Ehrgeiz verleiten, Anführer solcher Züge zu sein, oder das Vaterland um Goldes und der Fürstengunst willen in Bündnisse zu verstricken, welche der Freiheit schadeten, den Nationalgeist erstickten und dem Vaterlande ein schimmerndes Verderben brachten. Man marktete um Eidgenossen wie um Schlachtvieh, und wer das Meiste bot, erhielt so viel er wollte. Gab es keinen Krieg und keine Beute, so kündeten die Tausende, die an ein üppiges Leben gewöhnt, nahrungslos im Lande umher strichen, jedem fremden Eigenthume Fehde an und verschafften sich durch Diebstahl, Raub und Mord die Mittel, ihren Lüsten zu fröhnen. Nur das festeste Benehmen der Obrikeiten konnte Ordnung und Sicherheit wieder herstellen. Eine Tagfagung zu Baden erließ das strenge Gebot: „Wer

so viel gestohlen, als ein Strick werth ist, soll ohne Gnade hängen". Dieß wurde im Jahr 1480 an 1500 vollzogen, von denen allein zu Zürich 500 ihr Ende fanden. Von da an mochte ein Weib oder ein Kind die größten Kostbarkeiten sicher durch die ganze Eidgenossenschaft tragen. Andern Ausschweifungen suchten die Obrigkeiten durch ernste Sittengesetze, durch Benützung eines alten Ehrgefühles und Belebung regerer Gottesfurcht vorzubeugen. Diese väterliche Bemühung wurde nicht selten durch den Eigennutz und die Politik der Päpste vereitelt, die durch Ablaß den Unordnungen neue Nahrung gaben. Als man im Jubeljahre 1479, das Papst Sixtus IV. den Eidgenossen gewährte, um Geld für alle Sünden Verzeihung haben konnte, ward das ausgelassene Volk wie neu belebt; man eilte, aufs neue zu sündigen. Mit dem Papste aber wurde aus Dankbarkeit im Oktober desselben Jahres ein von ihm lange vergeblich gesuchter Bund abgeschlossen.

Neben den geschilderten Verderbnissen gefährdeten das Wohl unsers Vaterlandes, sowohl im Schooße einzelner Kantone, als in den gemeinsamen Bundesverhältnissen, heftige Parteiungen, erzeugt durch den Kampf der Demokratie mit der Aristokratie und durch die Eifersucht der Länder gegen die Städte. Den ersten Anstoß gab die Theilung der burgundischen Beute. Die Städte wollten alles Eroberte und Erbeutete nach der Kopfzahl der gestellten Krieger, die Länder wollten es gleichmäßig auf die Kantone vertheilt haben. Es fürchteten ferner die Länder, neben den stets mächtiger werdenden Städten in Verachtung und durch den Eroberungsgeist derselben in Gefahr auswärtiger Kriege zu kommen, und so schien es ihnen denn zweckmäßig, Luzern von der Partei der Städte abzuziehen und keine Städte mehr in den eidgenössischen Bund aufzunehmen. Gerade damals aber strebte Bern, die Städte Freiburg und Solothurn in den Bund zu bringen. Beide hatten den Eidgenossen in den Burgunder Kriegen treu geholfen, beide wollten jetzt durch den Eintritt in den Schweizerbund ihre eigene Freiheit befestigen; vorzüglich wünschte dieß Freiburg, welches erst im Jahr 1477 durch Savoyen frei erklärt worden war. Auf die Weigerung der Länder schlossen Zürich, Bern und Luzern mit diesen zwei Städten ein besonderes Bündniß, das die Länder sehr erbitterte. Bald war die gegenseitige Stimmung so gereizt, daß Auflösung der Eidgenossenschaft gedenkbar wurde. Schon hielt Luzern für nöthig, die Seeseite der Stadt gegen Ueberraschung aus den Ländern zu befestigen. Da beförderten einflußreiche Männer aus den Ländern gegen Luzern einen Plan,

nach welchem Peter am Stalden, ein Anführer aus dem Entlibuch, dieses Thal von Luzern trennen, sich daselbst zum Landammann aufwerfen, Luzern zu einem Dorfe, seine Verfassung zu einer Demokratie umbilden sollte. Durch eigene Unvorsichtigkeit verrieth sich dieser Mann; er starb auf dem Blutgerüste.

Unter solchen Umständen trat im Jahr 1481 zum letzten Versöhnungsversuche eine Tagsatzung zu Stanz zusammen. Beide Parteien versuchten hitzig ihre Meinung. Die Auflösung der Tagsatzung, mit ihr die letzte Stunde des eidgenössischen Bundes schien bereits eine traurige Gewißheit. Mit Entsetzen hörte dieß Heinrich im Grund, Pfarrer zu Stanz, und eilte in die Wildniß, den frommen, allgemein verehrten Einsiedler Nikolaus von der Flüe herbei zu holen. Derselbe lebte in der Einöde unweit Saxeln im Unterwaldner Lande. Von Jugend auf durch Ernst und Enthaltbarkeit ausgezeichnet, hatte er im fünfzigsten Jahre den Entschluß gefaßt, Weib und Kind zu verlassen, um in der Einsamkeit ein gottseliges Leben zu führen. An eine kleine Kapelle lehnte sich seine elende Hütte, in der er kaum aufrecht zu stehen vermochte. Ein Brett war sein Bett, ein Stein sein Kopfkissen. Hier lebte er zwanzig Jahre lang in äußerster Mäßigkeit, Einige sagen, ganz ohne Speise. Er galt für heilig, Wunder werden ihm zugeschrieben. Aus seiner Zelle ging er hervor, Retter und Vermittler der hoch erzürnten Eidgenossen zu sein. Als er würdevoll in die Versammlung der Tagherren trat, erhoben sich alle von ihren Stühlen; er aber sprach: „Eidgenossen! aus der Einsamkeit komme ich hieher, mit euch zu reden vom Vaterlande!“ Hierauf schilderte er mit ergreifenden Worten des Landes Noth und Gefahr, machte Vorschläge zur Güte, und Gott gab Gnade zu seinen Worten, daß in einer Stunde aller Streit verglichen ward. Vom Danke aller Redlichen begleitet, ging er wieder in seine Einöde und endete im Jahr 1487 nach kurzer, schmerzhafter Krankheit sein Leben, 70 Jahre alt.

Freudengeläut, wie nach der Schlacht von Murten, verkündete durch die ganze Eidgenossenschaft die gelungene Versöhnung. Die Tagherren aber schlossen das Stanzner Verkommniß, welches Jahrhunderte lang Grundgesetz der Eidgenossenschaft geblieben ist. Durch diesen Vertrag sollte neben Anderm auch kräftige Behauptung obrigkeitlichen Ansehens gegen Aufwiegelungen, Rotirungen, schnelle Gewalt und rechtlose Unordnung, welche die

Auflösung aller Staaten sind, erzielt werden, wohlthätige Anordnungen, die späterhin öfters zu bloßer Aufrechthaltung der Regierungsmacht gegen den Unwillen des in seinen Freiheiten geschmälernten Volkes mißbraucht worden sind.

#### Waldmanns Macht und Sturz. 1480—1489.

Dieser berühmte Mann war der Sohn armer Eltern aus dem Dorfe Blickenstorf im Lande Zug. Als achtjähriger Knabe kam er gen Zürich, lernte das Gerberhandwerk und kaufte im Jahr 1452 um vier Gulden das Bürgerrecht. Die Sitten seiner Jugendjahre waren sehr locker. Ausschweifungen, an die er sich früh gewöhnte, verließen ihn erst mit dem Leben. Er mußte mehrmals eingekerkert werden. In den besonnenern Jahren mied er die auffallendsten Verirrungen, lag mit Glück seinem Hauswesen ob und strebte eifrig nach der Gunst seiner Mitbürger. Durch glänzende Talente stieg er schnell zu hohen Würden. Umsonst versuchten neidische Gegner, den Emporkömmling niederzuhalten. Im burgundischen Kriege war er ein Hauptanführer. Er galt sehr viel bei den auswärtigen Mächten; ihre Geschenke und Jahrgelder machten ihn zum reichsten Eidgenossen. Zu Zürich erlangte er die zweite Staatsstelle, trachtete aber nach der bürgermeisterlichen Würde. Er empfing sie im Jahr 1483 durch den Sturz des bisherigen Bürgermeisters Heinrich Göldlin und der aristokratischen Partei. Durch die Härte, mit der Waldmann von da an seine Gegner unterdrückte, zog er sich den Haß aller edlen Geschlechter zu, mit denen sich bald der einflußreiche, von ihm ebenfalls schwer gekränkte Klerus verband. Waldmann, um alles dieses unbekümmert, faßte große Pläne zur Erhebung, Veredelung und Vergrößerung des zürcherischen Gemeinwesens. Die Barschheit und Uebereilung, mit der er diese Pläne betrieb, raubte ihm die Volksgunst. Er war des Volkes Liebling, so lang er gegen Aristokratie und Klerus zu Felde zog; aber schnell änderte sich die Stimmung, als Waldmann seine Thätigkeit auch gegen die Mißbräuche, die Ausgelassenheit und Verschwendung des Volkes richtete und sogar dessen Erwerbmittel, Besitz und Freiheiten beschränkte. Durch Eigenmächtigkeiten und Gewaltthaten, vor Allem aus durch die ungerechte Hinrichtung Frischhans Theiligs, des Siegers von Giornico, brachte er auch die Eidgenossen gegen sich auf. Mit Freuden bemerkten Waldmanns Gegner diese allgemeine Mißstimmung. Sie selbst schmiedeten schon längere Zeit heimliche Pläne zu seinem Verderben. Von ihnen ward er

zu immer auffallendern Mißgriffen, zu immer größerer Nichtachtung der Volkswünsche und Rechte angereizt; sie benutzten auch seine sittlichen Gebrechen, um ihn nach und nach in der öffentlichen Meinung zu vernichten, und Waldmanns Arglosigkeit ahnte die List seiner Feinde nicht. Nur zu bald gelangen deßhalb ihre finstern Absichten. Sie hatten Waldmann zu Erlassung eines scharfen Jagdgesetzes verlockt, dessen Vollziehung das Landvolk an einigen Orten Gewalt entgegen setzte, und welches zurück genommen werden mußte. Nachdem man einmal die Schwäche der Regierung erkannt, war das Zeichen zur Lösung der gesetzlichen Ordnung gegeben. Bald erfolgten Angriffe gegen die Sitten- und Luxusgesetze. Es bestanden Beschränkungen über den Besuch von mancherlei Festen und Lustbarkeiten des Volkes; dieselben wurden am See nicht mehr beachtet. Zu Tausenden strömte man an verschiedenen Orten zusammen, und die Unzufriedenheit sprach sich bei diesen Anlässen laut aus. Die Regierung, aus Besorgniß eines Aufstandes, traf Vertheidigungsanstalten und reizte dadurch den Volkswillen noch mehr. Am 4. März 1489 erschien der ganze See, mit einziger Ausnahme der Gemeinde Kilchberg, bewaffnet vor der Stadt. Durch eidgenössische Vermittlung wurde diese Unruhe beigelegt, und ohne Waldmanns verkehrtes Benehmen hätten sich schwerlich neue Bewegungen erzeugt. Eigenmächtig ließ er nämlich in der Vergleichsurkunde verschiedene seinen Stolz kränkende Ausdrücke abändern, erzürnte dadurch die Eidgenossen und erbitterte das Landvolk. Dennoch glaubte er sich Sieger und eilte in lustiger Gesellschaft nach Baden. Der zweite Ausbruch des Aufstandes im ganzen Lande rief ihn schleunig nach Hause. Zürich verlangte bundesgemäße Hülfe; aber die Eidgenossen sendeten nicht, wie erwartet wurde, Truppen, sondern bloß Gesandte, deren meiste dem Bürgermeister oder der Stadt abgeneigt waren. In der Stadt selbst war Waldmanns Ansehen so gesunken, daß sein vertrautester Diener am hellen Mittage auf offener Straße, mitten unter zahlreichen Menschengruppen, wegen unbesonnener Drohreden ungestraft erstoßen wurde. Entfernung hätte den Bürgermeister und seine Freunde retten können. Er zog es vor, einen Besuch zur Begütigung der Bürgerschaft zu machen. Die Zünfte wurden besammelt, er wollte ihnen der Reihe nach Rechenschaft seines Thuns geben. Schon waren drei befriedigt; als er die vierte besuchte, erklang unerwartet die Rathsglocke. Waldmann mußte auf das Rathhaus eilen, die Zünfte gingen unmutig auseinander. Schaaren der Bürger drängten sich dem Rathhause zu, und Waldmanns Feinde trieben deren Spannung aufs Höchste. Be-

sonders thätig war Lazarus Göldlin, des gestürzten Bürgermeisters nächster Verwandter und persönlich von Waldmann an seiner Ehre gekränkt. Bald erhob sich Auflauf in allen Gassen, Alles drängte wild dem Rathhause zu. Kaum vermochten die eidgenössischen Gesandten das Erbrechen der Thüren und ein allgemeines Blutbad zu verhindern. Aus den Fenstern des Rathhauses redete Ludwig Seiler, Schultheiß von Luzern, zu den erbitterten Bürgern. Statt aber kräftig zur Ruhe zu mahnen, fragte er: „Wen wollet ihr denn?“ „Waldmann!“ riefen sie. Unflug oder böswillig wird die verderbliche Frage mehrmals wiederholt. Die auf der Straße schreien wild durch einander fast nach allen Rathsherren; unbeschreiblich war der Tumult. Endlich traten die eidgenössischen Gesandten in die Rathsstube, wo die erhitzten Parteien auf dem Punkte standen, an einander selbst Thätlichkeiten auszuüben. Sie kündeten dem Bürgermeister und seinen Freunden Gefangenschaft an und brachten sie nach dem Wellenberg. Auf das nicht Mitleid oder der Gedanke an des Bürgermeisters Verdienste in den Herzen der Bürger erwache, stachelten nun seine Feinde die Gemüther durch mannigfaltige Lügen zu noch größerer Erbitterung.

Diese Ereignisse erfüllten das vor der Stadt liegende Landvolf mit Freude. Es verlangte, weil jetzt Alles einig sei, Einlaß. Dieser schien jedoch nicht rätlich; um aber die Landleute zu beschwichtigen, sandte man in ihr Lager reichlich Wein und Speise. Die Unkosten wurden aus Waldmanns Vermögen bestritten; Einziehung desselben war eines der ersten Geschäfte der neuen Regierung gewesen. Sie bestand aus sechszig ungebildeten, zum Theile schlechten und vöbelhaften Menschen, ward wegen ihrer Dummheit und Unbändigkeit bald allgemein verachtet und verhaßt, und mit dem Spottnamen der hörnerne Rath belegt. An ihrer Spitze stand mit dem Titel eines Stadthauptmanns Lazarus Göldlin.

Waldmann lag im Wellenberg mit Ketten beladen, im scheußlichsten Mörderloche. Bei seinen Verhören wurde er furchtbar gefoltert. Diese Behandlung und das gänzliche Vergessen seiner glorreichen Thaten, seiner Liebe für Zürich zerrissen ihm das Herz. Am 6. April saß über ihn ein Blutgericht. Während der Sitzung kamen Boten, athemlos, von Schweiß durchnäßt, mit der Schreckensnachricht, Desterreich sei bei Eglisau verheerend über den Rhein gedungen, sie haben die Flammen Eglisau's gesehen und das Jammergeschrei derer, die ermordet worden, gehört. Sogleich erging das Todesurtheil und ward ungefümt vollzogen. Die

Stübline  
damit auch  
müß; über  
Alle um  
Biele we  
Kerzeugung  
von der  
losgeriffen  
war ein  
sein Hau  
Desterrei  
man, in  
deren erl  
schlechtig  
als kümme  
tigkeit i  
begraben  
Dessman  
Die beid  
aber die  
währen  
Vaterland  
Ba  
Folterau  
Geldbuß  
Freunde  
kamte  
die hoch  
viele gere  
eingräum  
der Stadt  
Befriedig  
manns ge  
beladen d  
der hörner  
Wänderun  
Parteien  
nur die  
Schindig  
der llanz  
die Anz  
aber es j

Blutbühne war auf einer Wiese außerhalb der Stadt errichtet, damit auch das Landvolk am Schauspiel seines Todes sich weiden möge; aber der Anblick des sterbenden Helden, sein Rufen an Alle um Vergebung und Fürbitte brach die Herzen des Volkes. Viele weinten laut. Waldmanns Feinde zitterten, eine Volksbewegung zu ihres Opfers Gunsten war zu befürchten. Er aber, von der Zeitlichkeit und dem Gedanken an gewaltsame Rettung losgerissen, kniete zur Enthauptung nieder. Sein letztes Wort war ein Gebet für das Heil der undankbaren Stadt. Nachdem sein Haupt gefallen, ward dem Volke angekündigt, es sei kein Desterreicher über den Rhein gegangen. Noch heutzutage weiß man, in welchen Brunnen nahe bei der Stadt jene Schändlichen, deren erlogene Schreckensbotschaft Waldmanns Todesurtheil beschleunigte, ihre Hemden genäst, um sich den Schein zu geben, als kämen sie in Schweiß gebadet aus weiter Ferne. Diese Schleichthätigkeit ist ungestraft geblieben. Waldmann ward im Fraumünster begraben; 157 Jahre nach seinem Tode ward sein Leib, bei Oeffnung seines Grabes, noch frisch und unverletzt gefunden. Die beiden Göttdin lebten noch lange in Ehren und Würden; aber die Geschichte nennt ihre Namen mit verdienter Schmach, während diejenige ihres Schlachtopfers unter den Helden des Vaterlandes glänzt.

Waldmanns trauriges Schicksal theilten mit Todesstrafen, Folterqualen, Gefangenschaft, Verbannung, unerschwinglichen Geldbußen, Ausschließung von Ehre und Würden viele seiner Freunde. Mit dem Landvolke wurde am 9. Mai 1489 der bekannte Waldmannsche Spruch abgeschlossen, durch welchen die Hoheitsrechte der Stadt bedeutend geschwächt, dem Volke viele gerechte und billige, aber auch manche schädliche Freiheiten eingeräumt, jedoch der Wunsch nach völliger Gleichstellung mit der Stadt vereitelt wurde. Die Deckung der Unkosten und die Befriedigung vieler habgierigen Forderungen verschlangen Waldmanns großes Vermögen, erschöpften die öffentlichen Kassen und beluden die Stadt mit Schulden. Nach wenigen Wochen ward der hörnerne Rath entlassen und die alte Verfassung mit einigen Abänderungen wieder angenommen. Nicht so leicht ließen sich Parteiwuth, Zuchtlosigkeit und Verachtung der Gesetze beschwören; nur die ernsthaftesten Drohungen der Eidgenossen und einige Hinrichtungen vermochten dieß. Uebrigens verbreitete sich ein Geist der Unruhe über die ganze Eidgenossenschaft. Laut äußerte sich die Unzufriedenheit wegen mancher auffallenden Mißbräuche; aber es zeigte sich auch Ungehorsam gegen die nützlichsten Verord-

nungen. Von Vielen wurde damals schon die Auflösung aller aristokratischen Verfassungen in der Eidgenossenschaft und die Aufhebung des Stanser Verkommnisses, als eines die Volksrechte beschränkenden Vertrages, gefordert. Erst nach Langem stillten sich diese Stürme.

#### Der Norschacher Krieg. 1489 und 1490.

Einen Ausbruch dieser Stürme schildert uns die folgende Begebenheit. Der thätige Fürst-Abt Ulrich Rösch von St. Gallen, mit der freien und eifersüchtigen Stadt in manchen Streit verwickelt, faßte den Plan, seinen Sitz ihrer Nachbarschaft zu entrücken, verständigte sich mit Kaiser und Papst, und begann im Jahr 1487 bei Norschach den Bau eines neuen Klosters. Mit Besorgniß blickten die Stadt St. Gallen und das Land Appenzell auf diese Unternehmung. Sie befürchteten Verlust an Nahrung und Errichtung einer lästigen Zollstätte. Bestimmte Einwendungen wurden aber erst nach zwei Jahren, als der Bau schon weit vorgeückt war, erhoben und von dem Abte abgewiesen. Da überfielen, plünderten und verbrannten am 28. Juli 1489, unterstützt von Rheinthälern und Gotteshausleuten, 1500 Appenzeller und St. Galler den neuen Bau. Die Stadt St. Gallen und das Land Appenzell machten die gefezlose Sache dieser Auszügler zu der ihrigen, brachten alle Unterthanen des Abtes auf ihre Seite, ernteten aber bald die von Vielen gefürchteten Früchte solcher Thaten. Die vier Schirmorte des Klosters (Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus) entschieden sich sogleich zu Gunsten des Abtes, und das Benehmen der St. Galler und Appenzeller, welche von ihren heftigen Führern, Bürgermeister Wambühler und Landammann Hermann Schwendiner, verleitet, die Entscheidung der Eidgenossen ausschlugen, einen Bund unter sich schlossen, auswärtige Hülfe suchten und eine Besatzung der Schirmorte zu Norschach angriffen, entfremdete ihnen auch die übrigen Stände. Anfangs 1490 rückten 8000 Mann aus den Schirmorten ins Feld. Zu Wyl kamen ihnen die Gotteshausleute mit Kreuz und Fahnen, Erbarmen flehend, entgegen. Als auch andere Kantone zu den Schirmorten stießen, baten die Appenzeller um Frieden. St. Gallen schloß erst einen Vergleich, nachdem man es einige Tage belagert und beschossen hatte. Die Eidgenossen hausten während dieses Feldzuges wie in Feindesland, plünderten, sengten und traten dann mit schwer beladenen Wagen den Rückzug an. Deffentlich wurden diese Ausschweifungen getadelt. Im Frie-

den verloren die Appenzeller das Rheinthal, die Stadt ihr ganzes kleines Gebiet. Beiden, so wie den Gotteshausleuten, wurde die Zahlung bedeutender Summen und mancherlei Beschränkungen auferlegt. Das Rheinthal ward eine Gemeinherrschaft der zu Felde gezogenen Orte; das Gebiet der Stadt St. Gallen verkauften sie dem Abte und theilten dann nach ärgerlichem Streite alle erhaltenen Summen. Barmbühler und Schwendiner starben in der Verbannung. Der Bau zu Rorschach ward wieder begonnen; es durfte aber das Kloster von St. Gallen nicht dorthin verlegt werden.

Nach dem Schlusse dieses Friedens finden wir eidgenössische Reisläufer thätig in den Kriegen zwischen Frankreich und dem deutschen Kaiser. In der Eidgenossenschaft verursachten diese Kriege großen Zwist; denn die Länder neigten sich zu Frankreich, die Städte zu Oesterreich. Das Reisläufen wurde zwar verboten, aber Tausende, gierig nach Beute und zügellosem Leben, strömten mit Verachtung aller Verbote zu den verschiedenen Heeren. Der Friede zu Senlis endete dieses Unwesen. Es erneuerte sich, als König Karl VIII. von Frankreich zu einem Zuge gegen Neapel in der Eidgenossenschaft warb. Die Städte suchten abermals die kriegslustige Jugend zurück zu halten; aber spottend erklärte der französische Gesandte, was die Regierungen nicht bewilligen, werde er vom Volke zu erlangen wissen, und allenthalben, wo nur französische Fahnen wehten, standen ungehorsame eidgenössische Söldner. Abgeordnete der Tagsatzung, welche sie zurück rufen sollten, wurden von den Franzosen nicht einmal zu dem Heere gelassen, und die Ausgezogenen saßen gegen die Städte solche Erbitterung, daß diese sich bereit halten mußten, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Von den Ausgezogenen sahen aber wenige ihre Heimat wieder. Viele starben auf dem Schlachtfelde. Die größere Zahl endete in harter Kriegsgefangenschaft, fiel unter den Dolchen der Italiener, oder verblieh durch Hunger, Durst, Gift und Seuchen, von keinem Menschen gepflegt, auf Heuschobern, auf offener Landstraße, auf freiem Felde, auf Misthaufen, und die, welche abgezehrt und unkenntbar sich heim schleppeten, verpflanzten nach dem Vaterlande eine ansteckende Seuche, gegen die man keine Heilmittel kannte und welche unter allem Volke fürchtbar um sich griff.

#### Der Schwabekrieg. 1495—1499.

Ein langer Friede hatte mit Oesterreich und Deutschland bestanden. Dieses glückliche Verhältniß ward im Jahr 1488 ge-

hört, als die Eidgenossen den Beitritt zu dem neu gestifteten schwäbischen oder stählernen Bunde vom St. Georgen-Schilde verweigerten. Schon damals drohte Krieg; er brach aus, als sich die Eidgenossen den Beschlüssen des deutschen Reichstages nicht unterziehen wollten. Man fand diese Weigerung in Deutschland unerträglich. Auf dem Reichstage zu Lindau, wo die Eidgenossen im Jahr 1496 zur Annahme der Reichstagschlüsse beredet werden sollten, erhob sich heftiger Wortwechsel. Der Reichskanzler, Erzbischof von Mainz, sprach zu den eidgenössischen Gesandten: „Schicket euch in die Sachen; denn der Weg ist gefunden, euch einen Herrn zu geben, und das werde ich mit der Feder in meiner Hand zu Stande bringen!“ Ihm ward entgegnet: „Was ihr drohet, ist vormals Andern mißlungen, die es mit Hellenbarten versuchten, welche mehr zu fürchten sind als ein Gänsekiel!“ Es war ein eitles Beginnen, durch eine drohende Sprache ein kriegerisches, fleggewohntes Volk einschüchtern zu wollen. Selbst päpstliche Bannbriefe änderten den Sinn der Eidgenossen nicht. Unererschrocken riefen sie den Ausspruch einer Kirchenversammlung an. Als Kaiser Maximilian I. im Zorne sprach: „Man werde die Eidgenossen zum Gehorsam zwingen, und er einer der Vordersten sein, wenn man ihr Land einnehme“, warnte ihn Konrad Schwend, Bürgermeister von Zürich, „ja nicht unter den Vordersten zu sein; denn das Volk sei so grob und unwissend, daß er fürchte, es würde nicht einmal der kaiserlichen Krone schonen!“ — Im Angesichte eines schweren Krieges suchten und fanden die Eidgenossen ein Schutzbündniß mit Frankreich. Dagegen verscherzten sie, durch den unbefugten Kriegszug einer zusammen gelaufenen, raublustigen, von den Ländern unterstützten Schaar gegen Konstanz, die Erwerbung dieser wichtigen Stadt; denn im Augenblicke der ersten Erbitterung trat Konstanz im Jahr 1497 in den schwäbischen Bund. Mit den Eidgenossen aber verbündete sich im Jahr 1498 der größte Theil des Landes Rhätien. — In eben diesem Jahre brach zwischen Frankreich und Kaiser Maximilian Krieg aus, und bald sah sich die Eidgenossenschaft durch französische Werbung von aller waffenfähigen Mannschaft so entblößt, daß die solothurnische Regierung schrieb: „Unser Land ist so verödet und leer, daß wir kaum so viel Männer darin haben, daß man möchte einen Todten zur Kirche tragen und läuten!“ Zum Glück für die Eidgenossen ging dieser Krieg zu Ende, ehe Maximilian durch den schwäbischen Bund einen Angriff auf die Eidgenossenschaft richtete.

Die erste feindselige Handlung war die Aufhebung des kai-

selichen  
bische  
Wärter  
aber  
und den  
die Eidgen  
12. Februar  
von Luz  
genössische  
ins Verat  
Betrug  
Bertrugem  
gerathen  
von 10,000  
nach der  
bete. Die  
ihr Gesch  
der Gewalt  
bedientes  
sie den W  
ende we  
mit über  
steht. Di  
nem verla  
mögen; a  
im Har  
Umgegend  
Gleich  
Streif  
feinen; ab  
genössische  
breitung  
zeit von ad  
im Haupte  
Kunden tre  
nicht, dem  
Junge wurd  
Kirchen bot  
Krieger we  
ihre eigene  
zu klänge  
von beiden

ferlichen Rathes Gossenbrot im Bade zu Pfäfers; der schwäbische Bund antwortete mit einem Einfalle ins bündnerische Münsterthal. Die Bündner erobern das Thal wieder, werden aber zum zweiten Mal geschlagen und verlieren Meyensfeld und den wichtigen Paß Luziensteig. Auf ihre Mahnung eilen die Eidgenossen von allen Seiten ins Feld. Am 10. und 12. Februar 1499 werden die Schwaben in den Gefechten von Luziensteig und Triesen geschlagen und der eidgenössische Boden von Feinden befreit; 8000 Eidgenossen rücken ins Vorarlbergische ein und dringen längs dem Rheine gegen Bregenz vor. In der Gegend von Fuhach stoßen die eidgenössischen Vortruppen auf einen feindlichen Vortrab, treiben ihn zurück und gerathen im Nebel unvermerkt an die schwäbische Hauptmacht von 10,000 Mann. Sie verlieren den Muth nicht und fallen nach der frommen Väter Sitte auf die Kniee zum Schlachtgebete. Die Schwaben brennen unter Schmähen und Hohnlachen ihr Geschütz los; aber die eidgenössische Vorhut hält Stand, bis der Gewalthause nachgerückt ist. Jetzt wird den Feinden ihr übel bedientes Geschütz im Sturme abgenommen; mit ihm verlieren sie den Muth und werfen sich in wilde Flucht. Mehrere Tausende werden erschlagen, versinken in den nahen Sümpfen, gehen mit überladenen Schiffen unter, oder erfrieren, im Schilf versteckt. Die Stadt Bregenz ward von allen wehrhaften Einwohnern verlassen und hätte ohne Schwertschreich erobert werden mögen; aber die Eidgenossen verweilten nach dieser Schlacht im Hard drei Tage auf dem Schlachtfelde, brandschatzten die Umgegend und gingen dann über den Rhein zurück. (20. Februar.)

Gleichzeitig mit der Schlacht im Hard ward ein verheerender Streifzug ins Hegau unternommen. Widerstand fand man keinen; aber bald gab es Uneinigkeit, man ging nach der Eidgenossenschaft zurück, und der Zug führte zu nichts als zur Verbreitung großen Elendes unter den hilflosen Einwohnern. In Zeit von acht Tagen waren mehr als 20 Dörfer und Schlösser im Rauche aufgegangen; Schaaren von Greisen, Weibern und Kindern irrten ohne Nahrung und Kleidung umher und wurden meist, dem Feuer kaum entronnen, Opfer der Kälte. Auf dem Zuge wurden weder Mannszucht noch Kriegsgefeß beobachtet; Kirchen hatte man aufgebrochen, Heiligthümer geschändet, einzelne Krieger verließen das Heer und machten Unternehmungen auf ihre eigene Faust. Ueber die Theilung der Beute kam es häufig zu blutigen Schlägereien. Für einmal war nun der Feldzug von beiden Seiten beendigt; Friedensunterhandlungen, welche

benachbarte Fürsten und Städte anknüpften, zerschlugen sich fruchtlos.

Die erneuerten Feindseligkeiten begannen mit verwüstenden Streifzügen in der Umgegend von Basel. Es geschah unter Daniel von Babenberg von 1000 Eidgenossen eine rühmliche Waffenthat beim Bruderholz. Sie hatten den Sundgau überfallen, stießen auf 4400 Feinde, durchbrachen die Reihen der Gegner, erschlugen 600 Mann und erbeuteten eine Fahne. (März.)

Bald nachher eroberten die Eidgenossen einen Theil des Klettgau's. Die Feinde versuchten öfters Wiedereroberung. Zu diesem Ende griffen sie eines Tages mit Uebermacht das Dorf Hallau an, wo eine schwache zürcherische Besatzung lag. Das Dorf wird angezündet; Besatzung und Einwohner retten sich mit der Habe auf den Kirchhof. Hier streiten sie mit der größten Tapferkeit gegen die Menge der Feinde und treiben sie durch einen Ausfall zurück. (3. April.)

Größere Kriegsthaten geschahen in der Gegend von Konstanz. Am frühen Morgen des 11. April zogen die Oesterreicher sehr vorsichtig aus den Thoren dieser Stadt, die Brücken waren dicht mit Stroh bedeckt, daß man den Ausmarsch nicht höre. Von der Insel Reichenau fuhren 800 Mann zur Unterstützung des Unternehmens ab. Die sorglose zürcherische Besatzung zu Ermatingen wird in den Betten überfallen, verliert über hundert Mann; der Rest entflieht unbekleidet, unbewaffnet. Rückwärts liegende Luzerner eilen zu Hülfe, müssen der Uebermacht weichen und verlieren zwei Geschütze. Die Feinde glauben sich nun Meister, sengen, morden, rauben, schwelgen und lassen aller Unordnung und allen Lüsten freien Lauf. Mittlerweile strömen die Eidgenossen, durch Flüchtlinge, Lärmfeuer, Sturmglöcken zur Rettung des Vaterlandes aufgerufen, von allen Seiten herbei. Beim Schwaderloche sammeln sich unter Rudolf Has von Luzern und Oswald von Roth von Unterwalden ungefähr 2000 Mann. Diese schwuren muthig „Rache oder Tod!“ Zur Verfüllung ihrer Schwäche stellten sie hier und da im Walde Trommelschläger auf, deren Gelärm den Feind auf den Glauben bringen sollte, es seien noch viele Truppen im Anmarsche. Hierauf fielen sie mit furchtbarem Geschrei in den Feind. Das Fußvolk widerstand nicht lange; aber die Reiterei focht muthig, endlich wich auch sie. Die Konstanzer wollten im Schrecken den Flüchtlingen lange die Thore nicht öffnen; zu ihrem Glücke wurden diese von den Eidgenossen nur bis nach Gottlieben verfolgt.

Unter der Beute fanden die Luzerner mit Freuden ihre zwei Geschnitzte wieder.

Diesem Treffen folgte der Eidgenossen zweiter Zug ins Hegau. Er begann und endete wie der erste. Auf diesem Zuge hatten die Eidgenossen dem Herrn von Roseneck, einem ihrer heftigsten Feinde, sein Städtchen und Schloß Blumenfeld nach tapferer Gegenwehr eingenommen. Der Ort sollte geplündert und verbrannt werden. Den Einwohnern erlaubte man, von ihrem Liebsten und Kostbarsten so viel mitzunehmen, als sie tragen möchten. Die Besatzung erhielt Gnade; nur Roseneck war ausgenommen. Da lud seine Gattin ihn, als ihr Liebstes und Kostbarstes, auf den Rücken und trug ihn aus der Burg. Die Eidgenossen, von ihrer treuen Liebe gerührt, begnadigten Roseneck und ließen noch überdies der edlen Frau alle ihre Kostbarkeiten.

Auch an der Bündner Grenze war der Krieg wieder losgebrochen und die Desterreicher in die Grafschaft Sax eingefallen. In einem Gefechte mit ihnen gerieth Hans Schuler, genannt Wala, mitten unter die Feinde. Von 30 Reifigen umgeben, setzte er sich dennoch zur Wehr und ergab sich erst, als er mehrere aus dem Sattel gehoben und vom Gefechte ganz erschöpft war. Er wurde nach Feldkirch gebracht, bewundert und mit einem schriftlichen Zeugnisse seines Muthes wieder entlassen. — So muthig er, so feige zeigten sich 1000 Berner, welche beim bloßen Anblicke des Feindes von plötzlichem Schrecken ergriffen, vom Berge Rebetisch bis Biel und Nidau flohen. Zu ihrem Glücke waren die Feinde, von ähnlichem Schrecken überrascht, ebenfalls zurück gegangen.

Ein Heer von 10,000 Eidgenossen zwang die Desterreicher, die Grafschaft Sax wieder zu verlassen und sich in ihr verschanztes Lager jenseits des Rheines zurück zu ziehen. Auch von hier beschloßen die Eidgenossen sie zu vertreiben. Ihr Hauptheer sollte das Lager von vorn angreifen, während es Heinrich Wolleb von Uri mit 2000 Kriegern über den Berg Lanzengast umginge. In höchster Stille flog er mit seiner Schaar den Berg hinan. Auf der Höhe desselben standen feindliche Kerntuppen, die er erst nach heftigem Kampfe zum Weichen brachte. Jetzt mußte der Feind die umgangenen Schanzen verlassen und sein 14,000 Mann starkes Heer in der Ebene hinter denselben aufstellen, indeß Wolleb sich wieder mit der eidgenössischen Hauptmacht vereinigte. Als nun die Feinde ihr Geschütz losbrannten, warfen sich die Eidgenossen auf seinen Rath zur Erde nieder. Er allein blieb stehen. Das feindliche Feuer ging unschädlich über die Eidgenossen hin;

aber Wolleb stürzte schwer verwundet. Mit letzter Lebenskraft rief er: „Tapfer dran, liebe Eidgenossen, mit euch ist Gott, der Sieg kann nicht fehlen!“ und verschied. Schrecklich war der Angriff, verzweifelt die Gegenwehr, den Eidgenossen blieb der Sieg. Ueber diesen Ausgang der Schlacht bei Frastenz erschrak Niemand mehr als die Wallgauer. Sie hatten den Eidgenossen nach dem Gefechte von Triesen gehuldigt, waren treulos geworden und mußten jetzt das Schrecklichste befürchten. In dieser großen Noth faßten sie einen rettenden Entschluß. Ein Trauerzug von Greisen, Weibern, Kindern, Priestern ging den Eidgenossen entgegen. Mitleid mit dieser hülflosen Schaar, deren Verfolger und Beschützer zu Frastenz erschlagen waren, und Scheu vor Gott, in dessen Namen sie angesiehet wurden, rührten die Eidgenossen; sie verziehen und begnügten sich mit einer Brandschatzung von 8000 Gulden (20. April).

Nach allen diesen Siegen der Eidgenossen fand Kaiser Maximilian nöthig, persönlich auf dem Kampfplatze zu erscheinen, und mahnte zu diesem Zuge das ganze deutsche Reich. Das drohende Ungewitter entlud sich zuerst an den Grenzen von Bünden. Nach dem Unglücke bei Frastenz hatten die Oesterreicher auf der Malsler Heide ein neues, festes Lager bezogen, von welchem aus sie den Eidgenossen so beschwerlich fielen, daß dessen Erstürmung nöthig ward. In der Nacht vom 22. Mai 1499 zogen 8000 Eidgenossen in zwei Abtheilungen gegen das Lager. Die eine, unter Benedikt Fontana, sollte es über den Schlingenberg umgehen, die andere mit ihrem Angriffe auf ein Zeichen warten, daß jene die Höhe erstiegen. Von den Feinden vertheidigte ein Heerhaufen den Berg, der zweite die Schanzen, der dritte stand hinter beiden in Schlachtordnung. Fontana erstieg die Höhe, gab das Zeichen, verjagte die erste feindliche Heerschaar, stürzte sich auf die zweite, trieb auch diese zurück und griff muthvoll die dritte an. Aber vergebens wartete er auf die Unterstüzung der Hauptmacht, welche ihr Befehlshaber, Dietrich Freuler von Schwyz, unnüß zurückhielt. Fontana mit den Seinen that Wunder von Tapferkeit; aber die Uebermacht war nahe daran, diese Helden zu erdrücken. Schon war Fontana gefallen. Verwundet im Unterleibe, drängte er mit der einen Hand die hervorquellenden Eingeweide zurück, tritt noch eine Zeit lang und sank dann mit dem Ausrufe: „Backer dran, liebe Eidgenossen! Erschrecket nicht über „meinen Fall! Ich bin ja nur Ein Mann! Rettet Ehre, Freiheit, Vaterland!“ Nach fünfständigem hartem Kampfe kamen endlich, durch Eilboten aufgefodert, die heiß ersehnten Brüder,

mit ihnen der Sieg. Dietrich Freuler mußte zur Rettung seines Lebens dem allgemeinen Unwillen entfliehen.

Maximilians Muth war noch nicht gebrochen, mit 15,000 Mann überzog er das Engadin. Die dürftige und ausgefogene Gegend bot einem solchen Heere keinen Unterhalt dar. Ein Versuch, Lebensmittel aus dem Veltlin herbei zu führen, mißlang durch die Hindernisse der Natur und den Widerstand der Bündner. Jetzt kam große Noth über das kaiserliche Heer. Viele Krieger äßten aus Hunger Gras ab. Andere kamen von Sinnen. Ganze Schaaren verließen ihre Fahnen. Ein eiliger Rückzug ward nöthig, man hatte mit großem Verluste nichts als nutzlose, grausame Verwüstung des Landes erzielt.

Die Eidgenossen, ungeachtet aller ihrer Siege, hätten gern Frieden geschlossen, nicht so der Kaiser. Endlich erschütterte auch seinen Willen der Ausgang der Schlacht von Dornach. Mit 16,000 Mann lag vor diesem schwach besetzten Schlosse Graf Heinrich von Fürstenberg. Er glaubte die Eidgenossen an andern Orten beschäftigt und überließ sich der äußersten Sorglosigkeit. Sein Lager glich einem Lustlager, man feierte Feste und Gelage, es waren nicht einmal Wachen aufgestellt. Alle Warnungen, sogar die bestimmte Aussage vom Anmarsche der Schweizer, wurden verachtet: „Es wird doch“, spottete der Graf, „nicht Schweizer schneien! Wer sich fürchtet, kann heim zu den fürcht samen Frauen gehen!“ Mittlerweile eilten 4000 Mann von Bern, Solothurn und Zürich herbei. Als ihre Führer von einer nahen Anhöhe die Sicherheit der Feinde bemerkten, beschloßen sie ungesäumten Angriff. Er geschah am 22. Junimonat 1499 in der größten Mittagshitze. Unbemerkt gelangten sie an den Feind. Ihr erster Anfall wurde sogar für bloßen Ausbruch einer Uneinigkeit gehalten. Führer, die herbei eilten, Ruhe zu stiften, unter ihnen Fürstenberg selbst, wurden erschlagen, ehe man die Eidgenossen erkannte. Dagegen versäumten diese, das feindliche Lager im ersten Schrecken zu zersprengen. Durch Blündern und Niedermachen Wehrloser ließen sie den entfernten, jenseits der Birs liegenden Schaaren Fürstenbergs Zeit, sich zu sammeln, wurden bald umringt, mit Nachdruck von vorn und im Rücken angegriffen, und geriethen in die gefährlichste Lage. Da langten im entscheidenden Augenblicke 1200 Luzerner und Zuger auf dem Schlachtfelde an. Feige Flüchtlinge hatten diese Truppen zurück mahnen wollen; aber ihre Führer, Schultheiß Feer und Ammann Steiner, entbrannten in edlem Zorne: „Ewige Schande“, riefen sie, „wäre es, wenn wir nicht auf das Schlacht-

feld eilten, unsere Brüder zu retten oder zu rächen!" Ihre Ankunft entschied die Niederlage des Feindes. Demüthig kamen am folgenden Tage Mönche von Basel, um den erschlagenen Adel zu beerdigen. Aber die Eidgenossen sprachen: „Die Edeln müssen bei den Bauern liegen!“ Selbst um Fürstenbergs Leiche wurde vom Kaiser vergebens gebeten. Auch der Feldherr ruht bei seinen gefallenen Schaaren.

Durch dieses Unglück ward endlich auch Maximilian zum Frieden gestimmt; die Eidgenossen sehnten sich darnach. Alle ihre Siege hatten Erschöpfung zur Folge; in ihrem Lande war grenzenlose Unordnung, sie sahen einer Hungersnoth entgegen, über einzelne Gegenden war sie schon eingebrochen. In einer schrecklich verwüsteten Gegend Bündens traf ein kaiserlicher Feldherr zwei alte Weiber, die eine Heerde von vierzig ausgemergelten Kindern wie Vieh vor sich her auf eine Weide trieben. Mit Schauder sah er sie hier heißhungrig das Gras abäzen, und vernahm auf seine Frage nach der Ursache dieser Noth folgende Antwort: „Die Väter dieser Unglücklichen hat das Schwert, ihre Mütter Seuche und Hunger, ihre Wohnungen und Habe der Feind und das Feuer gefressen; nur wir Elenden sind noch übrig, um diese armen Kinder wie das Vieh mit Gras zu füttern. Vor wenig Tagen waren ihrer noch einmal so viele; die Hälfte ist seither vor Hunger und Elend gestorben. Auch diese da werden bald zu ihren Vätern gehen, glücklicher durch einen frühen Tod als durch längeres Leben!“ — Ueberhaupt erzeugte dieser Krieg namenloses Elend. Ueber 20,000 Menschen hatten das Leben eingebüßt, bei 2000 Ortschaften und Schlösser waren abgebrannt und das Land auf 30 Meilen in die Runde verwüstet. Darum erregte es allgemeine Freude, als endlich im Herbstmonate 1499 der Friede geschlossen ward, der den letzten Krieg endete, den die alten Eidgenossen zur Behauptung ihrer Freiheit geführt. Der Friede ließ beinahe Alles im alten Stande. Einzig erlangten die Eidgenossen einige bisher der Stadt Konstanz gehörige Rechte im Thurgau; auch nahmen sie im Jahr 1501 zum Danke für bezeugte Treue die Städte Basel und Schaffhausen auf ewig in den Bund auf. Aus Basel entfloß die österreichisch gesinnte Partei; die Stadt aber setzte zum Zeichen, wie sicher sie sich als eidgenössisches Bundesglied fühle, statt zahlreicher Wachen ein altes Weib mit der Kunkel zum Bezuge des Zolles unter jedes Thor.

## Viertes Kapitel.

## Die mailändischen Feldzüge.

1499—1519.

## Kampf der Parteien. 1499—1510.

Auf den letzten großen Freiheitskampf der alten Eidgenossen folgen die mailändischen Züge, in welchen die Eidgenossen ihre ruhmvollen Waffen fremden Fürsten feil boten und aus Geldgier das alte Lob der Treue und Redlichkeit schmähtlich besahten. Betrübend sind die Verhältnisse der Schweiz während dieses Zeitraumes, der trotz alles kriegerischen Glanzes dennoch der traurigste und schändlichste ist, welchen die eidgenössische Geschichte kennt. Zwar war die Eidgenossenschaft vom Auslande gefürchtet, fremde Staaten hingen von ihrem Winke ab, und Gesandte vieler Fürsten und Länder wetteiferten, durch Schmeicheleien, geistliche und weltliche Freiheiten, reiche Geschenke, große Jahrgelder und hohen Sold das Bündniß und die Hülfe der Eidgenossen zu erwerben. Aber schreckliches Elend lag unter diesem trügerischen Glanze verborgen. Die Geschichte dieses Zeitraumes ist eine Warnungstafel, wie sie kaum in der Geschichte eines andern Volkes in dieser Art gefunden wird.

König Ludwig XII. von Frankreich und Herzog Ludwig Sforza von Mailand, genannt Moro (der Mohr) bedurften beide des tapfern Armes der Eidgenossen, um sich zu bekriegen. Der König lockte noch während des Schwabenkrieges viele Söldlinge, denen ein elender Gewinn lieber als das Vaterland war, in seine Dienste. Mit ihrer Hülfe entriß er im Jahr 1499 dem Herzoge sein Land. Zu dieser Eroberung beglückwünschten die Eidgenossen den König und verlangten von ihm Rückgabe von Velleuz an Uri. Er verweigerte das Begehren und behandelte auch die eidgenössischen Krieger übel, sobald er sie nicht mehr brauchte. Da wendete sich die Eidgenossenschaft dem Sforza zu. Schon im folgenden Jahre nahm er mit 8000 Eidgenossen Mailand den Franzosen so schnell wieder ab, als sie es erobert hatten. Nur einige feste Plätze behaupteten sie. Von diesen belagerte er die Stadt Novara; die Stadt eroberte er, das Schloß widerstand ihm.

Mittlerweile durchreisten französische Abgeordnete die Eid-

genossenschaft, theilten Geld in Haufen aus, und bald traten mit oder ohne Willen ihrer Regierungen 24,000 Eidgenossen in französische Sold, wurden gegen Novara geführt, und zum ersten Male standen nun in fremden Diensten Eidgenossen gegen Eidgenossen. Die Tagsatzung mahnte ernstlich beide Parteien heim; allein ehe ihre Boten zu den Heeren gelangten, war durch Ver-rath an Ludwig Sforza schon Alles entschieden. Er war, entblößt von allen Hilfsmitteln, durch die französische Uebermacht in Novara eingeschlossen. Seine eidgenössischen Hilfstruppen unterhandelten mit den Franzosen, und der verrathene Fürst konnte durch Bitten und Thränen kaum erhalten, daß ihm erlaubt wurde, in der Kleidung eines gemeinen Soldaten mit ihnen auszugehen; allein er wurde von den Franzosen vermißt und, als sie Geld boten, von einem Niederträchtigen verrathen. Sein Loos war lebenslängliche Gefangenschaft. Ueber diesen schändlichen Verrath war in der Schweiz Trauer und Unwille. Die heimkehrenden Krieger wurden um so übler empfangen, als ihnen überhaupt große Zuchtlosigkeit und Schlechtigkeit zur Last fiel. Die Tagsatzung befahl ernste Untersuchung und Bestrafung; allein den meisten Regenten waren ihre Jahrgelder viel zu lieb, als daß sie ernst in der Sache eingeschritten wären. Rudolf Turmann von Uri, welcher den Herzog verrathen, mußte für alle Fehlbaren büßen; er starb durch das Schwert (1500).

Durch diese Vorfälle und einen Gewaltstreich der Länder, die den Franzosen Bellenz wegnahmen, ward das gute Verhältniß mit Frankreich gestört. Die Länder befehdeten sogar mit Hilfe vieler tausend Reisläufer, die der König unbezahlt gelassen, diesen Fürsten, und bald rückten alle Eidgenossen gegen ihn zu Felde, Ludwig mußte Bellenz abtreten, setzte sich aber mit den Eidgenossen bald wieder in gutes Vernehmen. Sein Geld verschaffte ihm Eingang, Freiwillige strömten ihm zu, die Tagsatzung selbst gestattete ihm eine Werbung von 4000 Mann. Damals hatte Käuflichkeit das ganze Volk, die Obrigkeiten, die Tagsatzung durchdrungen. Unlängbar waren die verderblichen Einflüsse der fremden Kriegsdienste; aber weder Beschlüsse, noch Mahnungen, weder Anstand noch Ehrbarkeit, noch selbst Eide wurden geachtet, sobald die französischen Thaler erklangen. Braucht man, um die schreckliche Verderbenheit, den schamlosen Gelddurst der Eidgenossen zu bezeichnen, mehr zu sagen, als daß sie sich nicht entblödeten, gestützt auf ein falsches Testament, das Furno, ein savoyischer Betrüger, ihnen mittheilte, den Herzog von Savoyen zu zwei verschiedenen Malen um große Geldsummen zu bringen? Einige

Stände, die dem Herzoge ein Drittheil dieses Geldes erließen, meinten, eine bewunderungswürdige Großmuth gezeigt zu haben, während der Kaiser, Frankreich, Venedig, denen der gleiche Betrüger ähnliche Vergabungsbriefe anbot, dieselben mit verdienter Verachtung zurück wies.

#### Die Eidgenossen gegen Frankreich. 1510—1516.

Dem unermüdeten Franzosenfeinde Kardinal Matthäus Schinner, Bischof von Sitten, gelang es endlich, die Eidgenossen von Frankreich ab- und dem Papste zuzuwenden. Zwar die erste Unternehmung in des Papstes Diensten, der Chiasser Zug, mißlang so schimpflich, daß alles Volk gegen Schinner erbittert ward, und dieser nur durch eilige Flucht sein Leben erreichte. Aber bald kehrte er nach dem Wallis zurück. Sein Hauptgegner, Georg auf der Flüh (Supersax), mußte vor seiner Rache entweichen, und aufs neue begann Schinner sein den Franzosen schädliches Wirken. Das zehnjährige Bündniß zwischen Ludwig und den Eidgenossen ging zu Ende. Sie hofften, bei dessen Erneuerung mehr Geld- und Handelsvortheile zu erpressen. Ludwig hingegen glaubte, die Eidgenossen entbehren oder gegen den Willen der Obrigkeiten Reisläufer genug haben zu können. Er verweigerte alle Forderungen, bezahlte selbst die geleisteten Dienste nicht, und der französische Hochmuth beleidigte die Eidgenossen vielfältig. Alle diese Umstände benutzte Schinner zum Vortheile des Papstes. Als vollends die Franzosen zu Lugano zwei eidgenössische Läufer tödteten und den Wappenschild des Kantons Schwyz beschimpften, reizte Schinner diesen Kanton so, daß Schwyz im Wintermonate 1511 ausbrach und alle Eidgenossen mahnte. Sie kamen mit 10,000 Mann. Dieser Auszug heißt der kalte Winterzug. Durch Bestechung rettete Frankreich seine italienischen Besitzungen. Im eidgenössischen Heere brach große Uneinigkeit aus. Man zog sich unter Verübung furchtbarer Grausamkeiten zurück, und beinahe hätten die Eidgenossen ihre Waffen gegen einander gerichtet. Dieser Feldzug verschaffte den Stimmen derer, die gegen Kronenfresserei und Reisläufen warnten, großes Gewicht; aber nur zu bald waren die heilsamen Eindrücke wieder verwischt.

Nach diesem Zuge machte König Ludwig einen vergeblichen Versuch, sich den Eidgenossen wieder zu nähern. Wenige Wochen später beschloß die Tagsatzung in Verbindung mit dem Papste und Venedig Krieg gegen Frankreich. Im Mai 1512 sammelten

sich über 20,000 Mann zu Chur und rückten in Italien ein. Ihr Zug, der große Pavier Zug genannt, war ein Siegesmarsch; bald besaß König Ludwig in Italien nichts mehr als die festen Schlösser von Mailand und Pavia. Mit Ruhm geschmückt, mit Beute bereichert, wohl bezahlt, vom Papste mit zierlichen Bannern und dem Titel: „Beschirmer der Freiheit und der christlichen Kirche“ beschenkt, zogen die Eidgenossen heim. Mit Venedig hatten sie sich wegen der Theilung der Eroberungen entzweit; denn wichtig war die Frage, wem das eroberte Herzogthum gehören solle. Zuletzt übergab man es an Maximilian Sforza, ältesten Sohn des unglücklichen Ludwig Moro. Von ihm erhielten die Eidgenossen die Herrschaften Lugano, Locarno, Mendris, Meintal, Esenthal, Cleven, Worms, Bellin, Zollfreiheit bis an die Thore Mailands und bedeutende Geldsummen. Am 29. Dezember 1512 hielt der junge Fürst mit großer Pracht und Feierlichkeit unter allgemeinem Jubel seinen Einzug in Mailand. Die eidgenössischen Führer übergaben auf einer silbernen Schüssel dem Herzoge die Schlüssel der Stadt. Nicht lange dauerte die Freude der Mailänder. Ihr Fürst war gutmüthig, aber ohne Macht; im Lande geboren Fremdlinge und quälten das arme Volk so, daß in tausend Herzen Sehnsucht nach dem gelinderen französischen Joch entstand. Solche Wünsche zu erfüllen, war König Ludwig sehr geneigt. Er schloß mit Venedig ein Bündniß, und das Herzogthum Mailand ward von 16,000 Franzosen und 10,000 Venetianern angegriffen. Herzog Maximilian ging mit einer kleinen Macht den Franzosen entgegen. Erst am 22. Mai 1513 stießen 4000 Eidgenossen zu ihm; ein zahlreiches Heer wurde erwartet. Die Stadt Mailand empörte sich und huldigte den Franzosen. Ihrem Beispiele folgte das ganze Land; nur Como und Novara blieben treu.

In Novara ward der verzweifelnde Maximilian mit seinen Eidgenossen und einigen hundert lombardischen Reitern von den Franzosen eingeschlossen. Die Eidgenossen zeigten gegen ihn größere Treue als einst gegen seinen Vater. Lockende Versprechungen der Franzosen beantworteten sie mit einem Ausfalle. Es schreckten sie weder die Zahl, noch das furchtbare Feuer der Feinde, noch das Einstürzen der Mauern Novara's. Als am zweiten Tage ihre Noth aufs höchste gestiegen war, schwieg unerwartet das feindliche Geschütz. Die Ankunft einer Abtheilung des eidgenössischen Heeres zwang die Franzosen, die Belagerung aufzuheben und eine andere Stellung einzunehmen. Den 6. Juni 1513 wagten 9000 Eidgenossen, ohne die Ankunft ihrer Hauptmacht abzuwarten, die

Schlacht von Novara. Die Franzosen leisteten den tapfersten Widerstand. Im Anfange litten die Eidgenossen sehr durch das Geschütz und die Kürassiere. Die Noth war so groß, daß Einige ihre Pflicht vergaßen und flohen. Selbst der Herzog kehrte, von Furcht ergriffen, mit seinen Reitern nach Novara zurück. In dieser schweren Stunde mahnten die Führer, Hans Keller von Büsach, Nikolaus Konrad, Sieger von Dornach, Benedikt von Weingarten und Andere, „des Ruhmes der Väter und der eigenen Ehre nicht zu vergessen“, und beseuerten ihre Schaaren durch das Beispiel glänzender Tapferkeit. Am furchtbaren entbrannte der Kampf, als die Eidgenossen das durch Wall und Graben gedeckte feindliche Geschütz wegzunehmen suchten. Man focht so nahe und mit solcher Erbitterung, daß statt der Spieße und Hellebarten Dolche und Beimeffer gebraucht wurden. Endlich wurden die Reihen der Feinde gebrochen, und ihr Heer löste sich auf. Auf der Wahlstatt lagen 8000 Franzosen, 1500 Eidgenossen und neben manchem tapfern Führer auch Benedikt von Weingarten. Die Feinde flohen unaufhaltsam über die Alpen, und prahlten „mit eitel leidigen Teufeln gefochten zu haben“. Ganz Italien fiel nun wieder von den Franzosen ab. Die Eidgenossen, zu denen am Abend des Schlachttages noch bedeutende Verstärkungen gestoßen waren, ließen einige tausend Mann zu Sforza's Schirme zurück und zogen dann nach ihrem Vaterlande zurück, wo bedenckliche innere Unruhen ausgebrochen waren.

Schon lange herrschte eine dumpfe Gährung in vielen Kantonen der Eidgenossenschaft, verursacht durch bittere Gefühle, unter denen der Schmerz über die verderblichen Folgen der immerwährenden Kriege, das Mißvergnügen über die steigenden Ansprüche der Städte und die sinkende Freiheit des Landmanns, der Unwille über die Untriebe und Verräthereien der Anhänger des dem Volke nun einmal verhassten Frankreich die empfindlichsten waren. Zürich erkannte die große Gefahr und kam ihr im eigenen Lande durch zweckmäßige Verfügungen zuvor. Als aber der Berner Rudolf Hezel von Lindenach einige tausend eidbrüchige Reisläufer den Franzosen zuführte, und eine falsche Nachricht vom Untergange des eidgenössischen Heeres zu Novara sich verbreitete, da erhob sich in den Kantonen Bern, Solothurn, Luzern das Volk zur Vernichtung der Kronenfresser und Wiedergewinnung ehrevoriger Freiheiten. Die Städte wurden belagert und zu Vergleichen genöthigt. Man mußte des Landmanns Freiheiten bestätigen, seine billigen Beschwerden berücksichtigen und manchen angesehenen Mann mit dem Tode oder sonst be-

strafen. So gelang Befänftigung der aufgeregten Gemüther. Sie hatte keinen Bestand, weil mit dem Verschwinden der Gefahr die meisten Verbesserungen wieder in Vergessenheit geriethen. Statt den neu erwachenden Geist der Unzufriedenheit durch endliche Abschaffung der größten Mißbräuche zu beschwören, versuchten die Regierungen lieber, das Volk durch einen Einfall in Frankreich zu zerstreuen.

Die Tagsatzung ließ im August 1513 in Verbindung mit dem Kaiser ein mehr als 30,000 Mann starkes Heer einen Zug gegen Dijon antreten. Das kaiserliche Geschütz öffnete bald den Eingang in die Stadt; wenn das eidgenössische Heer seinen Siegeslauf fortsetzte, schwebte Frankreich in höchster Gefahr. Durch List und Bestechlichkeit vieler eidgenössischen Führer ward es gerettet. Man schloß einen übereilten Frieden. Die Eidgenossen empfingen vier Geiseln mit vornehmen Namen und kostbaren Gewändern und eilten dann mit solcher Schnelligkeit heim, daß es den Franzosen ein Leichtes gewesen wäre, das verlassene kaiserliche Geschütz zu erobern.

In der Eidgenossenschaft sah man nun Erneuerung der Unruhen, die dieser Zug hätte stillen sollen; und die Stimmung ward äußerst gefährlich, als die Friedensgelder ausblieben, die Nachricht kam, der König versage dem Frieden seine Zustimmung, und klar ward, auch aus dieser Unternehmung haben nur einige schlaue Führer Vortheil gezogen. Endlich brachen im Jahr 1514 ungefähr 6000 Mann eigenmächtig auf, um die ersehnten Geldsummen aus Frankreich abzuholen. Die Tagsatzung hatte große Mühe, diese Mannschaft zur Heimkehr zu bewegen. Zuletzt endete diese Sache durch die bestimmte Aussage der immer noch zu Zürich verwahrten französischen Geiseln, daß sie, mit Ausnahme eines einzigen, ganz geringe Leute, und die Eidgenossen mit ihnen hintergangen seien. Man ließ sie um 13,000 Kronen ledig, welche nebst 2000 andern, die man von einem durchreisenden Franzosen erpreßte, unter das Volk vertheilt wurden. So bewichtigte man die Unzufriedenen.

Nach dem Zuge von Dijon handelten die Eidgenossen in Mailand mit unumschränkter Willkür; das unglückliche Volk seufzte unter dem härtesten Drucke. Mittlerweile bestieg in Frankreich der kriegerische Franz I. den Thron und sammelte sogleich ein fürchtbares Heer. Die Eidgenossen aber ließen durch 20,000 Mann die savoyischen Bergpässe gegen Frankreich besetzen. Neue Zuzüge brachten dieses Heer fast auf 40,000 Mann; aber es ward durch Zwist, Mangel und Zuchtlosigkeit entkräftet. Die

Franzosen benutzten die Zerrüttung und Feilheit der Eidgenossen, sie auf einem noch nie betretenen Seitenwege zu umgehen und zum Verlassen ihrer vortheilhaften Stellung zu nöthigen. Bestochene Führer hinderten die Schlacht, nach welcher der gemeine Mann verlangte. Der Rückzug geschah in äußerster Unordnung und unter Verübung furchtbarer Grausamkeiten. Das eidgenössische Heer trennte sich sogar. Ein Theil ging nach Mailand, der andere, Bern an der Spitze, nach Arona.

Diese letztern schlossen mit den Franzosen den sogenannten Frieden von Galera und traten dann, alle Vorstellungen ihrer Brüder verachtend, 12,000 Mann stark, unverweilt den Rückzug an. Die übrigen 24,000 Eidgenossen verwarfen jenen Frieden und hielten Mailand besetzt; aber auch unter ihnen war großer Zank. Einige wünschten abzuziehen, Andere verlangten sehnlichst eine Schlacht. Diese Schlacht, die Schlacht von Marignano, herbei zu führen, gelang dem Kardinal Matthäus Schinner.

Donnerstag Nachmittag den 13. September entstand Lärm: der Feind sei vor den Thoren. Alles griff zu den Waffen. Der Kardinal in Purpurkleide befeuerte die Krieger mit erhebenden Worten und eilte mit einigen hundert Reitern voraus. Freudig folgten ihm die Waldstätte, langsam und verdrossen die Uebrigen. Vor den Thoren fand man keinen Feind; denn sorglos und fröhlich ruhte das französische Heer hinter seinen Verschanzungen zu Marignano in der Nähe von Mailand. Gegen das Ende des Tages ward es von den Eidgenossen angegriffen. Diese erstritten bald bedeutende Vortheile, überstiegen die Verschanzungen, nahmen viel Geschütz, warfen die feindlichen Kerntuppen: Alles mußte ihrem Löwenmuthe weichen. Der Kampf ward beim Mondscheine fortgesetzt. Gegen Mitternacht endete ihn die Dunkelheit. Die Franzosen waren auf dem Punkte, eine furchtbare Niederlage zu erleiden. Schon gingen Boten mit der Nachricht vom Siege der Eidgenossen nach allen Gegenden ab. — Im ersten Augenblicke mußte Jeder da stehen bleiben, wo ihn die Dunkelheit überrascht hatte. Freunde und Feinde waren durch einander gemischt. Das eidgenössische Heer kämpfte mit Hunger, Durst, Frost, war in völliger Auflösung, und erlitt vielen Abgang durch Verirrte, Fliehende und solche, die ihren Bedürfnissen nachgingen. Auch Herzog Maximilian mit seiner Reiterei verließ, wie bei Novara, das Schlachtfeld. Die Franzosen hingegen benutzten die Nacht wohl, und waren am Morgen so weit geordnet, den Gegnern die Spitze bieten zu können. Beim ersten Schimmer der Morgenröthe wiederholten die Eidgenossen mit ungestümer Hitze den

Angriff. Gegen Mittag schien sich der Sieg auf ihre Seite zu neigen. Da verkündeten Staubwolken und Geschrei im Rücken des eidgenössischen Heeres die Ankunft neuer Streitmassen. Es war ein Heer französischer Verbündeter, 16,000 Venetianer, unter Graf Bartholomäus Alviano. Den Eidgenossen sank der Muth, Verwirrung kam in ihre Bewegungen, Flucht in ihre Reihen; zum ersten Male seit Entstehung der alten, ewigen Bünde waren sie im freien Felde geschlagen. Sie nahmen das Geschütz in ihre Mitte, die Verwundeten auf ihre Schultern, und traten langsamen Schrittes, in fester, stolzer Haltung, mit eroberten Fahnen, Büchsen und Pferden den Rückzug an. In dieser Noth vergaßen die, denen die Ehrenzeichen anvertraut waren, Heimat und Leben, und dachten nur auf Rettung dieser Heiligthümer. Was Moriz Gerber von Appenzell, Hans Bär von Basel und der Kapellan Erhard Lindenfels von Unterwalden zur Rettung von Fahnen gethan, gehört zu den schönsten Tugenden eidgenössischer Ehre und Tapferkeit. 6000 Eidgenossen lagen erschlagen. Mit Wunden bedeckt, von Hunger, Ermattung, Staub und Blut entsetzt, die Fahnen blutig und zerrissen, zog der Rest ihres Heeres in Mailand ein, ohne von den Franzosen verfolgt zu werden. Von dieser Schlacht erzählt der im Felde grau gewordene französische Feldherr Trivulzio: „achtzehn Schlachten, denen er beigewohnt, seien Kinderspiele, diese aber kein Menschen-, sondern ein Riesenkampf gewesen“.

Ganz Mailand wetteiferte in Pflege und Bewirthung seiner tapfern Vertheidiger. Bitten und Versprechungen sollten sie zur Behauptung der Stadt selbst anfeuern; sie aber, von Muth, Scham und Furcht ergriffen, gaben kein Gehör, besetzten das Schloß mit 1500 Mann, eilten der Heimat zu, und mit Ausnahme der Schloßer zu Mailand und Cremona war das Herzogthum abermals eine Beute der Franzosen.

In der Eidgenossenschaft erregte die Kunde von dem erlittenen großen Verluste Trauer, Zorn und innere Unruhen. Laut predigte das Schlachtfeld von Marignano die verderblichen Folgen der eingerissenen Verirrungen. Im ersten Gefühle des Unglücks und der Pflicht beschloß die Tagsatzung, die verlorene Ehre wieder zu gewinnen. Ein zahlreiches Heer wurde erhoben, mit dem Papste, dem Kaiser unterhandelt; allein der ausbrechende Streit verhinderte Alles. Nur die Waldstätte zogen bis an die Grenze; die Uebrigen blieben zu Hause. Viele neigten sich von Stund an Frankreichs Dienste zu, weil nun der König reichere Blutgelder als der verarmte mailändische Fürst zu geben

vermochte. Ungeachtet und ungestraft prangten die Verräther, welche das Unglück bei Marignano über die Eidgenossenschaft gebracht, mit dem übel erworbenen Gelde. Ueber die Uneinigkeit und Unthätigkeit der Tagelohnung, die bekannt werdende Verrätherei vieler Anführer, die Unverschämtheit, mit welcher sie den Sündensold zur Schau stellten, während Wittwen und Waisen der Gebliebenen in Jammer und Elend verdarben, entbrannte das eidgenössische Volk in grimmigem Zorne, und die Ränke Schinners reizten es zu offener Empörung. — Am Zürichsee brach der Sturm zuerst los. Zürich hatte bei Marignano besonders viel gelitten. Noch beim Rückzuge war eine Schaar von 400 Zürichern zurück geblieben und nach dem tapfersten Widerstande in den Flammen eines Landhauses zu Grunde gegangen. Als nun ein Mann von Wädenschwyl heim kam, von geschehenem Verrathe erzählte, seiner eigenen Theilnahme sich rühmte, da ertönten die Sturmglocken, eilten viele tausend Bewaffnete gegen die Stadt. Zürich mußte die Thore öffnen, die Beschuldigten festnehmen, strenge Untersuchung und Bezahlung aller Unkosten aus dem Stadtgute verheißen. In andern Kantonen waren ähnliche Bewegungen. Je weniger man geneigt war, die Verräther zu bestrafen, desto größere Mühe hatte man, das Volk wieder zu beruhigen.

Inzwischen hatte Herzog Maximilian Sforza den Franzosen gegen eine jährliche Pension das Herzogthum Mailand mit Freuden abgetreten. Nun schien auch den Eidgenossen nichts anders übrig, als Unterhandlung mit Frankreich. Im Jahr 1516 schlossen acht Stände Frieden mit dieser Macht; die fünf übrigen Kantone aber sendeten 15,000 Mann unter Jakob Stapper von Zürich in den ausbrechenden Krieg des Kaisers gegen Frankreich. Dagegen führte der feile Reisläufer Albrecht von Stein von Bern 13,000 Mann gegen den Willen der Obrigkeiten zum französischen Heere. Der Rückzug des Kaisers verhütete die Schändlichkeit, daß in diesem sogenannten Kaiserzuge Eidgenossen gegen Eidgenossen in fremdem Solde mit Erbitterung gekämpft haben würden. Endlich schlossen am 29. November 1516 alle Eidgenossen den ewigen Frieden mit Frankreich. Um ein Bündniß hatte sich König Franz vergebens beworben.

Der ewige Friede endigte für immer die selbstständige kriegerische Laufbahn des eidgenössischen Volkes. Von da an traten die Eidgenossen nicht mehr unter ihrem eigenen Namen, sondern in fremden Heeren als wegen ihrer Tapferkeit gesuchte Miethlinge auf. In den mailändischen Kriegen hatten sich die Eid-

genossen allerdings furchtbarer als je gemacht; aber die Achtung vor ihnen, das Zutrauen zu ihrer alten Treue und Redlichkeit war verloren. In der letzten Zeiten schwand auch der Glaube an ihre Unüberwindlichkeit. Im Innern war die Eintracht vernichtet, die Volksfreiheit immer mehr gefährdet, sah man allgemeine Verarmung, Verwilderung, Zuchtlosigkeit und neben beinahe durchgängigem Mangel selbst der dürftigsten Bildung einen Grad der Versunkenheit, die ohne heilsam erschütternde Gegenwirkungen zum völligen Verderben, zum schnellen Untergang hätte führen müssen.

---

gegen  
letzte  
Religi  
Anstalt  
Schuld  
eines  
man  
und B  
reibe  
Zer  
und v  
denen  
und  
Beleg  
sogar  
Nach

Dritter Theil.

**Die neuere Geschichte**

bis zur eidgenössischen Staatsumwälzung.

1519—1798.

Erstes Kapitel.

**Die Reformation.**

1519—1531.

Anfang der Reformation zu Zürich. 1519—1524.

Die Gegenwirkung kam. Dem Verfall der Sitten war voran gegangen der Verfall der Religion und Volksbildung. Die Sittenlosigkeit war aus diesen Gebrechen entsprungen. Die christliche Religion, nach Jesu Sinne eine den Menschen zu Gott erhebende Anstalt zur Veredlung des Geistes und Herzens, ward durch die Schuld des Priesterstandes nach und nach ganz verdorben. Statt eines Christenthumes, das da thätig ist in guten Werken, lehrte man das Volk sein Christenthum üben durch Entfagungen, Opfer und Büssungen, Wallfahrten, Stiftungen und Schenkungen, zahlreiche Feiertage, glänzenden, aber für Geist und Herz todten Zeremoniendienst, Anbetung der Heiligen, Verehrung der Reliquien und vielfachen Aberglauben. Man unterdrückte alles eigene Nachdenken und befahl blinden Gehorsam gegen die Befehle des Papstes und der Priesterschaft. Man entzog dem Volke jede vernünftige Belehrung, hielt es geflissentlich in der Unwissenheit, verbot ihm sogar die Bibel, und brachte ihm bei, daß die Priesterschaft die Macht habe, den Himmel zu öffnen und zu schließen. Seine Sitt-

lichkeit untergrub sowohl das schlechte Beispiel vieler Geistlichen als die Verbreitung des verderblichen Glaubens, daß man sich mit Geld von den Strafen der Sünde loskaufen könne. So hatte man Gottes edelste Stiftung auf Erden, die Kirche Christi, zum Mittel entheiligt, das Volk auszubeuten und in tieffter Unterthänigkeit zu erhalten; und die kleine Zahl würdiger Männer, die mit Wort und Schrift eifrig arbeiteten, Religion, Bildung und Sittlichkeit unter dem Volke zu verbreiten, wurde weit überwogen durch die Menge derjenigen, die sich die äußerste Mühe gaben, das Volk immer tiefer in Unwissenheit und Aberglauben zu versenken.

Schon oft war versucht worden, die Kirche in ihrer ursprünglichen Reinheit herzustellen; noch immer waren diese Versuche mißlungen und ihre Urheber meist die Opfer ihres kühnen Muthes und redlichen Willens geworden. Endlich kam die Zeit, in welcher das auf der Menschheit so schwer lastende Geistesjoch zerbrochen werden sollte. Eines der hiezu berufenen Werkzeuge war Ulrich Zwingli, Reformator unsers Vaterlandes, dritter Sohn des Ammanns Ulrich Zwingli von Wildhaus, geboren den 1. Januar 1484 in einer freundlichen Hütte des Toggenburg. Fleiß und Fähigkeiten machten ihn der bessern Erziehung würdig, die ein redlicher Verwandter ihm angedeihen ließ. Schon im achtzehnten Jahre bekleidete Zwingli eine Lehrerstelle zu Basel. Vier Jahre später ward er als Pfarrer nach Glarus berufen. Schon früher hatte das politische, sittliche und kirchliche Verderben der Eidgenossen ihn auf den Gedanken großer Verbesserungen in Staat und Kirche geführt. Sein Eifer in der Ausführung zog ihm zu Glarus bald so viele Feinde zu und verwickelte ihn in so widrige Verhältnisse, daß er gern einen Ruf nach Einsiedeln annahm. An diesem berühmten Wallfahrtsorte, wohin stets viele tausend an Leib und Seele Gebrechliche strömten, hoffte er auf reiche Gelegenheit, unzählige Herzen zu gewinnen und eine Stätte des Aberglaubens in eine Quelle der Aufklärung zu verwandeln. Er verkündete also nicht die wunderbaren Sagen, die man dort zu hören gewöhnt war, sondern empfahl Frömmigkeit des Sinnes, Reinheit des Wandels, Anbetung Gottes und Jesu im Geiste und in der Wahrheit, und er durfte dieses wagen; denn seine Bestrebungen unterstützten der Abt und die ausgezeichnetsten Männer des Klosters. Zu Einsiedeln machte Zwingli einen Versuch, dem Papste und den schweizerischen Bischöfen mit lebendigen Farben die Nothwendigkeit einer Verbesserung in Kirche und Staat darzustellen. Kühle Belobungen und schöne Worte waren die Frucht seiner Bemühung;

erfüllt wurde selbst dann nichts, als Zwingli drohte, wenn die Kirchenhäupter laß bleiben, mit Gottes Hülfe selbst verbessern zu wollen. Da schritt er zum Werke und zog die Hand nicht mehr zurück, nachdem sie einmal an den Pflug gelegt war. Am Ende des Jahres 1518 ward er nach Zürich berufen. Gelang es ihm, diese Stadt für seine Ansichten zu gewinnen, so war von dem Eindrucke ihres Vorgehens für die gesammte Eidgenossenschaft Alles zu hoffen. Am Neujahrstage 1519, an seinem sechsunddreißigsten Geburtstage, trat er seine Amtsverrichtungen zu Zürich an und erwarb sich bald bei Hohen und Niedern die größte Zuneigung.

Noch hatte sich Zwingli nicht lange zu Zürich aufgehalten, als er genöthigt ward, im Einverständnisse mit dem Bischof von Konstanz einen wichtigen Schritt gegen den Papst zu thun. Seit alter Zeit hatten die Päpste das Recht behauptet, zum Vortheile ihres Schazes den Gläubigen Sündenvergebung oder Ablass zu ertheilen. Dieser Ablass wurde anfänglich nur in den sogenannten Jubeljahren durch Wallfahrt nach Rom selbst erworben. Jubeljahr war jedes erste Jahr eines Jahrhunderts. Als die Päpste die Einträglichkeit des Ablasses bemerkten, vermehrten sie die Zahl der Jubeljahre. Hierauf sendeten sie Ablass bald zu diesem, bald zu jenem Volke, damit auch die ihnen beisteuern, deren Verhältnisse keine Reise nach Rom gestatteten. Endlich gerieth Papst Leo X., der durch Bauten und Kriege alle seine Schätze erschöpft hatte, auf den Gedanken, den Ablass gewissermaßen zu einem Handelsartikel zu machen. Er verpachtete ihn an Cardinäle, Bischöfe, Ordensgenerale, welche dann wieder durch irgend einen Mönch von Land zu Land, von Ort zu Ort Ablassbriefe feil bieten ließen. In die Schweiz kam der Barsüßer Bernhardin Samson. Er durchzog dieselbe in allen Richtungen, verkaufte seine Ablassbriefe je nach Gelegenheit wohlfeil oder theuer, gab sie für Lebendige und Todte, für einzelne Menschen und für ganze Haushaltungen, Ortschaften und Bezirke, den Kriegern auch für ganze Regimenter. Eheweiber wurden ermuntert, gegen den Willen ihrer Männer, Kinder gegen denjenigen ihrer Eltern Ablass zu kaufen. Samson rühmte sich, nicht nur Seelen aus dem Fegfeuer erlösen und jede Art begangener Sünden verzeihen zu können, sondern auch solche Sünden zu vergeben, die man erst noch zu begehen gedenke. An den meisten Orten ward er mit freudigem Glauben aufgenommen und sammelte großes Gut. Nachdem aber der Bischof von Konstanz aus Aargau, daß der Mönch den Ablass ohne seine Erlaubniß verkaufte, allen Pfarrern

seines Sprengels verboten hatte, ihn in ihren Gemeinden zuzulassen, erhob sich Widerstand. Zu Staufberg, Baden, Bremgarten ward Samson abgewiesen oder lächerlich gemacht; zu Zürich versagte man ihm den Eintritt in die Stadt und die Tagsatzung wies ihn aus der Schweiz weg. Der Papst erzürnte sich darüber sehr, konnte aber, durch die politischen Verhältnisse gebunden, seinen Zorn gegen die Eidgenossen nicht laut werden lassen.

Obwohl das Vertrauen zu Zwingli täglich stieg, fand er doch auch heftige Widersacher. Die Anhänger des Alten thaten sich zusammen zu Unterdrückung einer Lehre, die ihnen so großen Schaden drohte. Auch der Bischof von Konstanz und sein Generalvikar Faber schlugen sich zu Zwingli's Gegnern. Am thätigsten waren die Mönche. Verdrehungen, Verläumdungen, Angriffe in Wort und Schrift häuften sich nun; Kanzel und Beichtstuhl wurden mißbraucht, selbst gegen seine Freiheit und Leben Anschläge entworfen. Er blieb dennoch fest. Den heimlichen Umtrieben seiner Feinde setzte er die Gewalt der Oeffentlichkeit entgegen. Er veranlaßte im Jahr 1523 ein öffentliches Religionsgespräch (Disputation) zu Zürich, in welchem er die Richtigkeit seiner Lehre gegen Jedermann aus der heiligen Schrift zu erweisen verhiess. Ueber 600 Fremde und Einheimische wohnten dieser ersten Disputation bei. Es folgte ihr bald eine zweite, viel zahlreicher besuchte. In beiden blieb Zwingli Sieger, und die Folge von beiden war Abschaffung vieler Satzungen der römisch-katholischen Kirche und Erlassung des Befehls: „Es sollen „fortan alle Geistlichen zu Stadt und Land nur den Inhalt der „Bibel und besonders des Evangeliums lehren“. — Bekämpft wurden in diesen Disputationen auch die unbändigen Eiferer für das Neue, deren Wüthen und Stürmen gegen jede bisher bestandene Einrichtung, gegen Ordnung und Recht Zwingli's Sache eben so viel Gefahr drohte, wie der Haß und der Zorn der hartnäckigen Vertheidiger alles Alten. — Also ward zu Zürich das Werk der Glaubensverbesserung so fest begründet, daß sein völliges Gelingen Niemandem mehr zweifelhaft scheinen konnte!

Wirkungen der Reformation auf die übrige Eidgenossenschaft.  
1519—1524.

Auch in andern Gegenden der Eidgenossenschaft erwachte die Begierde nach Glaubens- und Sittenverbesserung, nach Läuterung der politischen und kirchlichen Verhältnisse. Immer mächtiger

neigten sich zu Zwingli's Lehre, zum Theile jedoch erst nach langem, heftigem Kampfe, Bern, Glarus, Basel, Schaffhausen, Appenzell, die Stadt St. Gallen, das Abt. St. Gallische Toggenburg, Mühlhausen, Neuenburg, ein großer Theil von Bündten und den gemeinen Herrschaften. Verschllossen blieb ihr der Zugang in den Waldstätten, zu Zug, Freiburg, Solothurn und Wallis. Die Tagsatzung, ihrer Natur nach eine Behörde, in der Verbesserungen und Neuerungen nur langsame Fortschritte machen konnten, suchte sich mit dieser Angelegenheit so wenig als möglich zu befassen. Als sie sich einzuschreiten genöthigt sah, wurde für die Befestigung des alten Glaubens nichts gespart. Es bildeten sich heimliche Verbindungen gegen Zürich und die Reformation. Man behandelte die zürcherischen Gesandten auf den Tagsatzungen immer unfreundlicher, und als Zürich von seiner Sache dennoch nicht weichen wollte, als weder Drohungen, noch Schmeicheleien, noch Versprechungen es wankend machten, erschienen täglich deutlicher bedenkliche Zeichen einer zwischen beiden Religionsparteien zunehmenden Feindseligkeit, deren thätlicher Ausbruch nicht mehr ferne war. Zürich wurde nach und nach von allen Eidgenossen verlassen; nur Bern zeigte noch Schonung, als viele von den härtesten Maßregeln gegen Zürich sprachen. Das höchste Mißtrauen ergriff alle Gemüther. Wie zu den Zeiten des alten Zürichkrieges, wurde die gehasste Stadt oft nicht mehr zu den Tagsatzungen geladen. Man rüstete sich gegenseitig und erforschte die Stimmung der gemeinen Herrschaften.

#### Die Disputationen zu Baden und Bern. 1524—1529.

Zu Zürich nahm die Reformation einen immer rascheren Gang, und erhielt einen neuen Anstoß, als Heinrich Walder und Diethelm Rüst, zwei eifrige Freunde derselben, zu Bürgermeistern erhoben wurden. Von jetzt an schritt der Große Rath, dessen Macht und Ansehen durch die Reformation erweitert worden war, kräftig ein. Die Bilder, die Messe, die Klöster wurden abgethan, die Reichthümer der letztern für Besoldung von Predigern, für die Armen, für Schulen und Staatsbedürfnisse verwendet. Dem Landvolke wurde über alle diese Maßregeln Bericht erstattet, und es verhiess im Nothfalle für seine Obrigkeit und seinen Glauben Leib und Leben, Gut und Blut freudig aufzuopfern. Den Fortbestand seines Werkes hoffte Zwingli am besten durch Stiftung von Schulen zu sichern. Schon im Glarner

Lande hatte er diesem Grundsatz gehuldigt; auch zu Zürich war eine gute Erziehung der Jugend und möglichst allgemeine Verbreitung der Aufklärung sein vorzüglichstes Augenmerk. Gelehrte Fremde wurden nach Zürich berufen und mit dem Bürgerrechte beschenkt.

Aber nicht ruhig genoß man die Früchte dieser Fortschritte. Es zeigte sich der Anfang jener längst besorgten innerlichen Stürme. Eine Tagsatzung erließ an die Vögte in den gemeinen Herrschaften den Befehl, Prädikanten, Bücheraustheiler und Bilderstürmer gefangen zu nehmen. Diesen Befehl mißbrauchte Joseph Amberg, Landvogt im Thurgau, um den Pfarrer Johann Dechslin auf Burg bei Stein des Nachts aufzuheben. Es ward Lärm, und zur Befreiung des Gefangenen geschah der sogenannte Ittinger Auflauf, an dem auch benachbarte zürcherische Ortschaften Theil nahmen. Nachdem sie den Thätern vergeblich nachgejagt, ward von dem zornigen Volke die Karthause Ittingen geplündert und verbrannt. Diese That versetzte Zürichs Gegner in die äußerste Hitze. Zürich mußte den Hans Wirth, Untervogt von Stammheim, seine Söhne Hans und Adrian und den Vogt Burkhard Rüttimann von Ruschaumen, welche den Landsturm angeführt, ausliefern und auf das Versprechen, man wolle sie nur über den Auflauf, nicht über den Glauben richten, nach Baden vor ein eidgenössisches Gericht stellen. Nach langen Verhören und grausamen Folterqualen ward an ihnen keine Schuld erfunden, als daß sie einen unschuldigen, in fremder Gerichtsbarkeit widerrechtlich aufgehobenen Mann zu befreien gesucht hatten. Am Brande des Klosters hatten sie keinen Theil. Viele Zeugen und sogar der Prior von Ittingen sagten aus, jene Männer seien mit eigener Gefahr bemüht gewesen, das Volk zurück zu halten. Dennoch wurden sie, mit Ausnahme Adrians, zum Schwerte verurtheilt und ihren zahlreichen Hinterlassenen schwere Bußen, ja selbst die Bezahlung des Scharfrichters auferlegt.

Noch verhaßter wurde Zwingli's Lehre in den Augen Vieler durch die Wiedertäufer, welche die Auflösung aller Ordnung in Kirche und Staat, Aufhebung des christlichen Lehramtes, der Obrigkeiten, des Eigenthumsrechtes verlangten, alle Theilnahme am Gottesdienste, allen Gehorsam, alle schuldigen ökonomischen Leistungen versagten und unter dem Scheine der Heiligkeit der Ausschweifung und dem Laster huldigten. Diese Schwärmerei war in Deutschland entsprungen. Sie stützte sich auf mißverständene oder verdrehte Schriftstellen und höchst verkehrte Begriffe von bürgerlicher Freiheit, und fand bald einen großen Anhang

in der Schweiz, besonders in dem von Rechten und Freiheiten schon ziemlich entblößten Gebiete der Städte. Die Gegner der Reformation ermangelten nicht, diese Verirrungen der neuen Lehre zuzuschreiben; darum wurden auch die Wiedertäufer von Niemandem eifriger als von den Reformatoren bekämpft, und namentlich zu Zürich gegen sie zu harten Maßregeln, selbst zu Hinrichtungen geschritten.

Die Folgen so schwärmerischer Lehren zeigten sich bald. Es entstanden auf verschiedenen Punkten der Eidgenossenschaft und hauptsächlich auch im Kanton Zürich Unruhen. Unzufriedene aus den Herrschaften Egglisau, Grüningen, Kyburg und Andelfingen stellten an die Regierung die übertriebensten Forderungen. Sie bewilligte, was billig schien, verweigerte fest das Uebrige. Da strömten die Unzufriedenen im Juni 1525 auf einer Volksversammlung zu Töss zusammen. Durch die Klugheit einiger Beamten und die uneigennützig Treue der Stadt Winterthur ward der drohende Sturm zerstreut. Als sich diese Bewegungen erneuerten, erhielt der Rath von den treu gebliebenen Gemeinden solche Zusicherungen, daß Herstellung der Ruhe bewerkstelligt werden konnte.

Mit Schmerz sahen die Stände Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg, Solothurn, wie nicht allein zu Zürich die Reformation immer fester Fuß faßte, sondern auch mehrere andere Orte, namentlich Bern, sich zu ihr hineigten. Sie hatten die bedeutenden Wirkungen der zürcherischen Religionsgespräche nicht unbemerkt gelassen, hofften von einem solchen auch für sich große Vortheile und veranstalteten im Juni 1526 eine Disputation zu Baden. Sie ward mit möglichstem Pompe in der Kirche zu Baden gehalten. Zwingli, von verschiedenen Seiten gewarnt, hatte sich nicht eingefunden. Die sieben Orte rühmten sich des Sieges. Es wurden aber die Protokolle der Disputation andern Kantonen nicht mitgetheilt, und was davon später im Druck erschien, fand nur geringen Glauben.

Das lichtscheue Benehmen der sieben Orte trug ihnen bald bittere Früchte. Bern, Basel, Schaffhausen, Glarus und Appenzell wollten vor Mittheilung der badischen Akten in Religionsachen nichts beschließen; ja Bern wendete sich mit einem Male zur Reformation. Ihre Gegner wurden aus den Räten entlassen und im Januar 1528 eine Disputation zu Bern veranstaltet. Auf ihr erschien auch Zwingli. Noch während seiner Anwesenheit geschahen die entscheidenden Schritte, welche den Sieg der neuen Lehre zu Bern für immer befestigten.

Im Berner Gebiete war die Annahme der Reformation sehr durch die Hoffnung befördert worden, es werden die Schuldner der zahlreichen Klöster durch deren Aufhebung ihrer Zinse, Zehnten und Leistungen entzogen sein. Im Oberlande, wo das Kloster Interlaken eine ausgedehnte Gerichtsbarkeit besaß, wünschte das Volk ganz unabhängig zu werden. Als aber Bern das Eigenthum der Klöster für Staatsgut erklärte und nach Interlaken einen Landvogt sendete, da erlosch in mehreren Landesgegenden, vorzüglich im Oberlande, die Lust zur Reformation und entstanden Unruhen. Ein Schiedsgericht, das Bern aus der Mitte seines Volkes aufstellte, verfällte die Unruhigen. Aber das Oberland, durch die benachbarten Unterwaldner angereizt, beruhigte sich nicht. Die bernersischen Amlleute und Prediger wurden vertrieben, die Messe hergestellt, das Volk zu den Waffen gerufen, Hülfstruppen aus Unterwalden angenommen, Zuzug von Uri erwartet. Da ergriff Bern so ernsthafte Maßregeln, daß sich die erschrockenen Empörer unterwarfen. Sie verloren viele Freiheiten und Rechte und vier Häufelsführer ihre Häupter.

Indeß machte die Kirchenverbesserung durch die ganze Eidgenossenschaft immer wichtigere Fortschritte. Basel, Schaffhausen, St. Gallen, Biel, Mühlhausen wetteiferten mit Zürich und Bern. An vielen Orten ward die Reformation und mit ihr größere politische Freiheit durch Aufstände erzwungen. Im Jahr 1528 und 1529 schlossen alle diese Städte mit Konstanz und Straßburg zum Schutze ihres Glaubens das sogenannte christliche Bürgerrecht. Bündten, Glarus und Appenzell waren getheilter Ansicht; selbst Freiburg und Solothurn wankten. Eine eigene Erscheinung war es zu Glarus, wenn der Pfarrer Valentin Tschudi und sein Helfer Jakob Heer den Katholischen die Messe lasen, den Reformirten predigten und das Vertrauen beider Glaubensparteien genossen. In den äbtlich St. Gallischen Landen und den deutschen gemeinen Herrschaften gewann die Reformation außerordentlichen Anhang. Die Fortdauer des Klosters St. Gallen war gefährdet. In andere Klöster drang die neue Lehre ein. Der Landvogt Stockar von Zug, ein schonungsloser Eiferer für den alten Glauben, mußte, dem Volksunwillen weichend, den Thurgau verlassen. Dazu stieg die Erbitterung der Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug aufs höchste. Die Glaubensverbesserung schien ihnen Verbrechen an der Religion selbst, und die Besorgniß, durch Abschaffung der Pensionen und des Reiselaufens so wie durch das überwiegende Ansehen der Reformirten

in den gemeinen Herrschaften zwei Geldquellen versiegen zu sehen, erhöhte ihren Aerger. Durch Schmähungen und Verfolgungen drückten sie ihren Haß aus, und leider ging auch die Gegenpartei nicht ruhiger zu Werke. Es kam zu ungerechten Hinrichtungen; es kam zu einem Bündnisse zwischen dem Erbfeinde der Eidgenossenschaft und denjenigen Ständen, von denen alle Freiheit der Schweiz ausgegangen. Schon im Jahr 1527 hatten die V. Orte mit Freiburg und Wallis ein Bündniß geschlossen, dem kein älteres Bündniß vorgehen solle. Jetzt verbanden sie sich vollends zum Schirme ihres Glaubens mit König Ferdinand von Ungarn, Erzherzog von Oesterreich, und verhiessen sich Hilfe gegen jeden Gegner, selbst innerhalb der Grenzen der Eidgenossenschaft. Dieses Bündniß erregte den äußersten Unwillen aller andern Stände. Eine eigene Gesandtschaft ging fruchtlos in die Länder, seine Aufhebung zu verlangen. Jetzt wurde die Spannung immer gefährlicher, und als endlich die V Orte offen zum Kriege rüsteten und selbst Rapperschwyl besetzten, griff auch Zürich zu den Waffen, besetzte die Grenzen, nahm Muri und Bremgarten, schnitt den V Orten die Zufuhr ab, suchte sich der gemeinen Herrschaften und der St. Gallischen Lande zu versichern, achtete nicht auf die Abmahnungen noch auf die Zögerung des unwilligen Bern und begann den Bürgerkrieg.

#### Die Kappeler Kriege. 1529—1532.

Am 9. Juni 1529 brachen 4000 Zürcher nach Kappel auf. Die V Orte sammelten sich auf dem Baarer Boden. Nach langem Zögern erschien auch Bern mit Basel, Biel und Mühlsausen im Felde. Viele Stände redeten zum Frieden. Schon reichte man sich in Schlachtordnung, als dem Landammann von Glarus, Hans Uebli, ein letzter Versöhnungsversuch gelang. Freilich versprachen sich Viele von dieser Versöhnung weder Sicherheit noch Dauer. Auch Zwingli urtheilte: der Landammann habe nur ein scheinbar gutes Werk gethan; denn die Feinde zeigen sich jetzt nachgiebig, weil sie nicht gerüstet seien; später, wenn sie sich mächtig genug fühlen, werden sie nicht schonen, und dann werde Niemand scheiden. Man nennt den durch Uebli bewirkten Vergleich den ersten Landsfriede. Er war den Reformirten sehr günstig; das allein hatten sie nicht durchgeseht, das die V Orte der Reformation auch im eigenen Gebiete Zugang gestatten sollten. Den V Orten fiel dieser Friede so schwer, daß sie sich zur Annahme desselben und namentlich zu Herausgabe des österreichischen Bündnisses und

Zahlung einiger Kriegskosten so lange nicht entschließen konnten, bis erneuerte Rüstungen ihren Sinn beugten. Im Volke selbst war wenig Groll gewesen; nur Religionseifer, Staatskunst, Eigennuß und Leidenschaft der Häupter hatten den Krieg erregt. Der gemeine Streiter pflog gegenseitig freundschaftlichen Umgang und verabredete, sich nicht ohne Noth zu schädigen. Rührend erzählen alte Geschichtsbücher: „Im Lager der V Orte war Theurung und Mangel, bei den Zürchern Ueberfluß: da ließen sich „einige kecke katholische Jünglinge gefangen nehmen und wurden „mit Brod und Speise wieder entlassen.“ — „Ein ander Mal „kamen Krieger der V Orte mit einem großen Zuber voll Milch „zu den zürcherischen Vorposten. Diese brachten Brod. Man aß, „trank und war guter Dinge. Wer über die Mitte des Zubers „nach einem guten Bissen haschte, den schlug ein Gegner mit dem „Löffel auf die Finger, scherzend: „„Iß du auf deinem Boden!““

— Solche Züge wurden während des Waffenstillstandes viele „bemerkt, so daß Ausländer verwundert sprachen. „„Ihr Eidgenossen seid doch ein seltsam Volk; wenn ihr schon uneinig „scheint, so seid ihr doch einig und vergeßt der alten Freundschaft nicht!““

Auf der Tagelagung, welche die Vollziehung des Friedens ordnen sollte, war mächtiger Streit. Alle Augenblicke drohte neuer Ausbruch des Krieges; denn während die V Orte mit Kummer und Erbitterung den Untergang ihrer Macht und ihres Glaubens aufzuhalten suchten, verfolgte das siegestrunkene, übermüthige Zürich seine Zwecke mit schonungslosem Eifer. Die Reformation ward, mit Ausnahme der V Orte, Freiburgs, des Wallis und der italienischen Vogteien, fast über die ganze Schweiz verbreitet. Viele Klöster wendeten sich freiwillig, andere gezwungen zu ihr; wieder andere wurden gewaltsam aufgelöst. Das christliche Bürgerrecht der Städte ward ausgedehnt und im Jahr 1530 sogar der Landgraf von Hessen in dasselbe aufgenommen. Im Thurgau handelte Zürich nach Willkür. Durch alles dieses wurden die katholischen Stände so aufgebracht, das sie drohten, solche Verletzungen des Landfriedens selbst mit den Waffen zu rächen. So kam denn bald wieder der traurige Zeitpunkt einer blutigen Entscheidung. Schon tagten die Städte und die V Orte absondert. Da ergriffen Zürich und seine Verbündeten die unselige Maßregel der Abschneidung der Zufuhr, wodurch in den Ländern große Noth, aber auch große und allgemeine Erbitterung entstand, um so mehr, da man auch die sämtlichen deutschen gemeinen Herrschaften und selbst Gaster und Wesen, Unterthanenlande von

Schwyz und Glarus, zur Theilnahme an der Sperrung bewogen hatte. Zwingli mißbilligte dieselbe aufs höchste; dem Volke der evangelischen Stände schien sie unchristlich. Sie zeigte sich auch nutzlos; denn Rapperschwyl war der einzige Ort, der einen Prädikanten und Speise verlangte. Von nun an zerschlugen sich alle Vermittlungsversuche der unparteiischen Orte; am 9. Oktober 1531 überraschte das fünförtische Kriegsmanifest die noch ungerüsteten Städte.

Mit Schrecken erhielt Zürich die unwidersprechliche Gewißheit vom Anmarsche der Gegner. Erst am folgenden Morgen rückten einige Fahnen an verschiedene Grenzpunkte, mit dem ersten Befehle, sich mit keiner Uebermacht ins Gefecht einzulassen. Noch am 10. Oktober standen bei Rappel kaum 1000 Zürcher einem wohl gerüsteten, streitlustigen Heere von 8000 Mann aus den V Orten gegenüber. Endlich marschirte am 11. unter Rudolf Lavater, Landvogt von Kyburg, von Zwingli begleitet, das Zürcher Banner, statt 4000 Mann bloß 700 stark, in großer Unordnung aus. Bange Behmuth, Vorgefühl des kommenden Unglückes, beklemmte Zwingli's Seele. Auf dem Wege ritt er öfters bei Seite, in heißes Gebet versinkend. Am Albis vernahm man den Donner des Geschüzes. Die Schaar bei Rappel hatte, der erhaltenen Befehle ungeachtet, ein Gefecht mit dem überlegenen Feinde begonnen, gerieth bald in große Noth und sendete Hilboten zum Banner um Hülfe. Allein viele von dessen Führern trugen Bedenken, mit ihrer geringen, ungeordneten, ermüdeten Mannschaft ein Treffen zu wagen, dessen unglücklicher Ausgang kaum zweifelhaft sein konnte. Zwingli jedoch rief: „Ich einmal will in Gottes Namen zu diesen Biedern hin und sie retten helfen oder mit ihnen sterben!“ Ihm folgte man, Abends um 3 Uhr ward das Schlachtfeld von Rappel erreicht. Die Schaaren der Zürcher reiheten sich, Zwingli's Zuspruch ermutigte sie: eben neigte sich die Sonne zum Untergange, als man für nöthig hielt, einen Theil der Truppen zur Besetzung eines wichtigen Punktes zu versenden. Der Feind hatte keine Lust zum Schlagen; aber einer seiner Führer bemerkte bei den Zürchern einige durch den Abmarsch jener Truppen verursachte Verwirrung, rieth, diesen günstigen Augenblick zu benutzen, wartete nicht auf den Entscheid, sondern führte seine Krieger zum Streite, und als der Kampf entbrannt war, rückte der Gewaltshause der V Orte nach. Den Zürchern half weder ihre vortheilhafte Stellung noch ihr Geschütz; und der überlegene Feind kam ohne Verlust zum Handgemenge. Vergebens war die äußerste Tapferkeit des schwachen Häufleins.

Von vorn und auf der Seite angegriffen, wurde es von der feindlichen Uebermacht erdrückt. Nach hartnäckigem Widerstande, der selbst den Sieg einen Augenblick zweifelhaft gemacht, löste sich Alles in wilder Unordnung auf; die einbrechende Nacht bewahrte vor gänzlicher Vernichtung. Einige Fahnen, 18 Stücke Geschütz gingen verloren. Kaum konnten tapfere Männer das Hauptbanner retten. Nach beendigten Kampfe zerstreuten sich die Sieger auf dem Schlachtfelde. Einige sammelten Beute, Andere fanden Vergnügen daran, die verwundeten Zürcher mit dem Schwerte in der Hand zu befehren. Wer der Reformation treu blieb, wurde erschlagen. Dieses war auch Zwingli's Loos. So starb in einem Alter von nicht ganz 48 Jahren Ulrich Zwingli, dem selbst viele eifrige Katholiken den Ruhm eines „redlichen Eidgenossen“ nicht versagten. Seinem Vaterlande hat er durch Erringung geistiger Freiheit ein nicht geringeres Gut erworben als heldenmüthige Vorfahren durch ihre Schlachten. Mit ihm starben 25 seiner Amtsbrüder, 26 Regierungsglieder, 64 andere Stadtbürger, im Ganzen 512 Mann. Zwingli's Leiche ward erst am folgenden Tage erkannt, mißhandelt, verbrannt und selbst die Asche verunreinigt.

Zürichs Bestürzung war außerordentlich, Weinen, Wehklagen auf allen Straßen. Einer wälzte die Schuld des Unglücks auf den Andern. Zur Gegenwehr rüstete sich Niemand. Es war ein Glück, daß die Gegner nicht vordrangen. Endlich ermannte man sich; frisches Geschütz und der Landsturm brachen auf. Es kamen auch die Bundesgenossen. Bald überwog ihre Macht weitaus die der V Orte. Friedensvermittler wurden von ihnen im Vertrauen auf diese große Stärke abgewiesen. Aber die 24,000 Mann starke Macht der Reformirten verlor ihre Zeit mit unbedeutenden Unternehmungen; sie hinderte nicht einmal das bloß 10,000 Mann starke Heer der V Orte, ein verschanztes Lager am Zuger Berge zu beziehen. Die zweideutige Gesinnung mancher bernersischen Führer war nicht zu verkennen; Mißtrauen und Zwietracht rissen ein. Endlich vereinigte man sich, das Lager der V Orte anzugreifen. Diese Unternehmung mißlang aus Mangel an Eintracht und Mannszucht. Eine Abtheilung von 4000 Mann, die das Lager umgehen sollte, hielt keine Ordnung, zerstreute sich zu Raub und Plünderung, verspätete sich, ward am Gubel überfallen, blieb von der Hauptmacht ununterstützt, wurde geschlagen und verlor ihren Anführer, Jakob Frey von Zürich, Geschütz, Fahnen und 1000 Mann. Bald nach diesem Unfalle trennte sich sogar das evangelische Heer. Viele liefen nach Hause, die Uebrigen waren

des Krieges müde oder voll Verdacht und Unwillen gegen ihre Anführer, deren Uneinigkeith, Untüchtigkeit oder Verrath den Anfangs freudigen Muth des starken, wohl gerüsteten Heeres nicht benutzte hatte. Als vollends die V Orte ins Zürcher Gebiet einbrangen, einige Landestheile auch ohne die Stadt Frieden zu schließen drohten und der bernerische Heerführer, Sebastian von Dießbach, jede Aufforderung zur Hülfe mit Hohn und Kälte erwiederte, da neigte sich Zürich zum Frieden, den eifrige Vermittler bald zu Stande brachten. Er ward mit Zürich am 20., mit Bern am 24. November 1531 unterzeichnet und vergalt reichlich die Härte, welche die V Orte im ersten Landsfrieden erduldet hatten. Vom Frieden blieben die freien Aemter, Rapperschwyl, Wesen, Gaster und die fürstlich St. Gallischen Lande ausgeschlossen und wurden bloß der Gnade der Sieger empfohlen, die aber wenig von Gnade wußten. Schon die gemeinen Herrschaften wurden als Empörer behandelt, weil sie sich gegen die Mehrheit der regierenden Stände erklärt hatten. Ein noch härteres Loos traf die, welche mit den V Orten in engern Verhältnissen gestanden. Diese Gegenden wurden mit Hinrichtungen, Verbannungen und Zwang zum alten Glauben zurückgeführt. Am härtesten wurden Wesen und Gaster behandelt. So schnell sich die Reformation verbreitet hatte, so schnell ward sie an vielen Orten wieder unterdrückt, und ihr damals in der Eidgenossenschaft die Grenze gesetzt, die sie seither nicht wieder überschritten hat; denn Zürich und Bern, in ihrem eigenen Innern durch gefährliche Bewegungen zerrüttet, konnten außerhalb ihres Gebietes wenig zum Schutze der Reformation beitragen.

Zürich befand sich im Zustande völliger Erschöpfung, überdies war sein Landvolk unruhig. Abgeordnete desselben überreichten dem Rathe eine Reihe von Klagen und Forderungen, bei denen die Mitwirkung unzufriedener Stadtbürger nicht zu verkennen war. Am 9. Dezember 1531 mußten durch die sogenannten Kappeler Briefe dem Lande viele Rechte eingeräumt werden. Einen ähnlichen Freibrief stellte auch Bern seiner Landschaft aus. Angesehene der Reformation abholde Geschlechter aus beiden Städten wanderten aus. Verdächtig schien es, daß sich diesen auch Georg Göldlin, Anführer der Zürcher Schaar, die zuerst bei Kappel gefochten, und der Oberfeldherr der Berner, Sebastian von Dießbach, beigefellten.

Auswärtige Verhältnisse der Eidgenossen während der Reformationszeit. 1519—1531.

An auswärtigen Angelegenheiten nahmen die Eidgenossen während des Zeitraumes der Reformation nicht mehr bedeutenden Antheil. In den Jahren 1519—1521 bestanden noch freundschaftliche Verhältnisse aller Eidgenossen mit dem Papste. In seinem Dienste unternahmen 6000 Mann den thatenlosen Feldzug, scherzweise Leinlaekenkrieg genannt. Noch im gleichen Jahre endigte die Verbindung mit Rom; denn im Mai 1521 schlossen 12 eidgenössische Stände ein Bündniß mit Frankreich. Zürich allein blieb mit dem Papste im Bunde. Diese Trennung Zürichs vom politischen Interesse der Eidgenossen war keine geringe Ursache des Hasses, den Viele auf Zwingli und seine Lehre warfen. Als der Krieg zwischen Franz I. und Karl V. losbrach, eilten 12,000 Eidgenossen zum französischen Heere. Ungern gab Zürich dem mit dem Kaiser verbündeten Papste 2700 Mann. Zug ließ für beide Theile werben, und den päpstlichen Eidgenossen gesellten Schinners Ränke noch über 5000 Reisläufer aus allen Kantonen zu. So groß war die Kriegswuth, daß Söhne ihren Vätern, Knechte ihren Herren entliefen und das Einsammeln der Ernte und des Futters versäumt wurde, um dem wilden Gelüste zu fröhnen. Die Obrigkeiten fürchteten brudermörderisches Blutvergießen. Man mahnte alle Eidgenossen heim und fand unerwarteten Gehorsam. Nur jene feile reisläuferische Bande stieß zu dem kaiserlichen Heere, das die Franzosen aus Mailand verjagte und Franz Sforza zum Herzog einsetzte. Bald hernach starb Papst Leo X. Sein Tod entledigte die Zürcher ihres beschwerlichen Bündnisses, und sie nahmen fortan keinen Theil mehr an dem Streite um Mailand.

Die übrigen Kantone hingegen stellten dem Könige Franz I. abermals 16,000 Mann. Von diesen fiel ein großer Theil in dem tollkühnen Sturme auf Bicocca. Bei Bicocca lag in stark befestigtem Lager die kaiserliche Macht. Die Eidgenossen beim französischen Heere verlangten den Angriff. Umsonst schilderte man ihnen die Vermessenheit dieses Vorzuges. Die hohen Schanzen, die breiten und tiefen Wassergräben, die furchtbare Artillerie, die wohl geübten Handschützen der Feinde schreckten sie nicht. Am 27. April 1522 früh Morgens ordneten sie sich zum Angriffe. Die Hauptleute, die Pensionärer, die dreifach Besoldeten mußten an die Spitze treten. Der französische Feldherr hatte eine Abtheilung seines Heeres zur Umgehung der feindlichen Stellung

geordnet; aber die kampfgierigen Eidgenossen warteten nicht, bis diese Schaar ihr Ziel erreicht hatte. Sie allein wollten die Ehre des Sieges. So stürzten sie sich denn auf die feindlichen Verschanzungen. Ihre dicht geschlossenen Kolonnen lichterete die Artillerie und das Feuer der Schützen. Ganze Schaaren fanden Wunden oder Tod. Der Angriff ward fortgesetzt. Wuth, Scham, Verzweiflung befeuerten die Ueberlebenden; aber die feindliche Stellung war zu fest. Es war unmöglich, zum Handgemenge zu kommen. Die ungestüme Kraft zerschellte am Fuße kaltblütig vertheidigter Verschanzungen. Als 17 Führer und mehr als 3000 Mann den Tod gefunden, da erst traten sie den Rückzug mit solcher Muthlosigkeit an, daß sie am dritten Tage unaushaltbar der Heimat zuerliefen. Diese große Einbuße machte in der Schweiz solchen Eindruck, daß die Landsgemeinden von Schwyz und Nidwalden alle Pensionen auf 25 Jahre abschwuren; sie nahmen aber schon am nächsten Zuge wieder Theil.

In demselben traf die Eidgenossen eine neue Niederlage an der Sesia. Von vielen tausend Kriegern erreichten kaum 4000 Mann das Vaterland im traurigsten Zustande wieder, so daß alle Wohlthätigen hofften, man werde endlich der verderblichen Solddienste müde sein. Aber schon im Jahr 1525 lockten Gelddurst und Rachgier abermals ein eidgenössisches Heer zu den französischen Fahnen. Es nahm am 25. Februar Antheil an der unglücklichen Schlacht von Pavia, in der König Franz I. gefangen und seine Armee vernichtet wurde. Mehr als 5000 Eidgenossen deckten das Schlachtfeld oder versanken in den Wellen des Tessin; 4000 andere vergaßen des Ruhmes ihrer Väter und der alteidgenössischen Kriegsgesetze so sehr, daß sie die Waffen streckten. Diese Schmach nicht zu überleben, stürzte der eidgenössische Oberfeldherr Johann von Diesbach in die feindlichen Speere. Der Rest der eidgenössischen Schaaren wurde gesprengt und vom mailändischen Landvolke mißhandelt oder erschlagen. Nur wenige sahen ihr Vaterland wieder. Die gefangenen Gemeinen wurden am folgenden Tage losgegeben; aber man sorgte nicht für sie und gab sie dem Hungertode preis. Eine starke Abtheilung dieser Elenden zog waffenlos und im traurigsten Zustande über Como nach Hause. Solch ein Schlag und solche Schmach hatte die Eidgenossen noch nie betroffen!

Dieses Unglück beugte gewaltig den Uebermuth; dennoch beschloßen die Eidgenossen, beim französischen Bunde zu bleiben. Im Jahre 1527 erhielt Franz abermals eidgenössische Truppen. Diese traf bei Carano neuer herber Verlust, und im Jahr

1528 wurden durch Hunger, Schwert und Pest 4000 Eidgenossen in Neapel aufgerieben. Damals kamen von 75 Bürgern Berns nur 5 wieder nach Hause. Der Friede von Cambray bewirkte im Jahr 1529, was alle diese Unfälle, was das Fortschreiten der Reformation und die steigende Wahrscheinlichkeit eines Bürgerkrieges vielleicht nicht bewirkt haben würden, das einstweilige Aufhören der auswärtigen Soldkriege.

In dem Zeitraume von 1524—1532 wurden die Eidgenossen durch den Angriff eines kühnen Abenteurers belästigt. Johann Jakob von Medicis aus Mailand hatte sich durch Schlaueit und Kühnheit in den Besitz der Markgrafschaft Nussio und vieler Orte am Comer See gesetzt, und durstete nach Vergrößerung dieser Besitzungen. Er warf sein Auge auf die bündnerischen Länder Worms, Cleven und Veltlin und glaubte die Eidgenossen durch Religionsstreitigkeiten und auswärtige Verwicklungen so geschwächt, daß er sie ungestraft angreifen könne. So nahm er denn im Jahr 1525 den Bündnern Cleven und Veltlin durch plötzlichen Ueberfall ab, ward aber drei Male nach einander geschlagen und verlor seine Eroberungen. Im Jahre 1531 fiel er zum zweiten Male ins Veltlin ein und schlug sogar die Bündner bei Morbegno. Da mahnten sie die Eidgenossen. Die V Orte schlugen den Zuzug ab; die übrigen Bundesbrüder erschienen. Ihrem 12,000 Mann starken Heere konnte Medicis nicht widerstehen. Im April 1531 besaß er nur noch die Festungen Müß und Lecco. Die Belagerung dieser Schlösser überließen die Eidgenossen dem Herzoge von Mailand, der ihnen ihre Eroberungen am Comer See für 30,000 Gulden abkaufte und dem sie auf seine Kosten 1200 Mann Hülfsstruppen stellten. Noch 10 Monate leistete der Belagerte Widerstand; endlich ergab er sich unter vortheilhaften Bedingungen. So endigte der Müßer Krieg.

Am  
Vorführung  
wichtigen  
nimmt durch  
gemeinlich  
verliert.  
schänkte  
wegen d  
Oberherr  
stande de  
Bischof an  
des Rade  
Rechte de  
man de  
tretung  
des Her  
Gewalt.  
auf die  
Jahr 151  
richte der  
Burger un  
Hieran  
Gesandte  
Bund mit  
los Berth  
zu Wei  
Alle, die  
Eidgenoss  
Ganten  
In einer  
der Hell  
Oberherr

## Zweites Kapitel.

## Die Zeiten des borromäisichen Bundes.

1531—1586.

Genf und Waadt. 1526—1583.

An der Südspitze des lemanischen Sees, von weittläufigen Vorstädten und köstlichen Weinbergen umringt, an einem höchst wichtigen Passe, Mittelpunkt eines ausgebreiteten Handels, berühmt durch gute Lehranstalten, liegt das gebildete, freisinnige, gewerbsfleißige Genf, dessen Ursprung sich ins graue Alterthum verliert. Früher übten Grafen, später Bischöfe daselbst eine beschränkte Gewalt. Vom dreizehnten Jahrhunderte an suchte Savoyen, dessen Gebiet die Stadt rings umgab, lange vergebens die Oberherrschaft zu Genf. Seine Pläne scheiterten stets am Widerstande der Bischöfe und der Bürger, bis im Jahr 1513 ein Bischof aus dem Hause Savoyen ohne Wissen der Stadt und des Kapitels und mit Verletzung aller Verträge die weltlichen Rechte des Bischofes über Genf dem Herzog Karl III., den man den Gütigen nannte, abtrat. Diese widerrechtliche Abtretung ward Ursache der Befreiung Genfs. Alle Kunst und List des Herzogs gewann ihm die Gemüther nicht; da griff er zur Gewalt. Die Feinde seiner Tyrannei aber richteten hoffende Blicke auf die Eidgenossenschaft. Philipp Berthelier bewirkte im Jahr 1519 ein Bürgerrecht zwischen Freiburg und Genf. Hierauf rückte der Herzog mit Truppen in Genf ein, entwaffnete die Bürger und wollte die Stadt als besetzte Rebellin behandeln. Hieran verhinderten ihn 6000 Eidgenossen und eine drohende Gesandtschaft Berns. Doch blieb Genf in seiner Gewalt, der Bund mit Freiburg wurde abgethan, und dem Vertrage zuwider floß Bertheliers Blut. Sieben Jahre herrschte nun Herzog Karl zu Genf hart und streng. Schwert und Verbannung trafen Alle, die sich ihm entgegen stellten. Genfs Klagen erfüllten die Eidgenossenschaft. Nochmals erklärten sich Bern und Freiburg zu Gunsten der unterdrückten Stadt; Karl aber eilte nach Genf. In einer von seiner Leibwache umringten Bürgerversammlung, der Hellebartenrath genannt, mußte ihn die Stadt als Oberherrn anerkennen; allein kaum hatte er sie wieder verlassen,

so ward die savoyische Herrschaft abgethan, ein Bund mit Bern und Freiburg beschworen und die Anhänger Savoyens vertrieben. Herzog Karl schwieg aus Furcht. Dagegen bildete der waadtländische Adel, nachdem Einige bei einem Gelage prahlend behauptet, „Genf mit Löffeln essen zu wollen“, gegen diese Stadt die Verbrüderung des Löffelbundes. Derselbe störte Sicherheit, Handel und Wandel und belagerte zuletzt Genf; aber 10,000 Berner und Freiburger züchtigten und unterwarfen ihn. Dann ward im Jahr 1530 der Friede zu St. Julian geschlossen, in welchem sich Herzog Karl für die Ruhe seines Adels, Bern und Freiburg für diejenige Genfs verbürgten. Bedingung war: „Wenn der Herzog oder die Seinen den Frieden stören, so fällt die Waadt den Ständen Bern und Freiburg anheim; stört ihn Genf, so wird die Stadt von ihren Bundesgenossen verlassen, und dem Herzoge unterthan.“ — Kaum war diese Gefahr beseitigt, so ward Genf durch das Aufkeimen und die Fortschritte der Reformation in Verderben drohende Religionsstreitigkeiten gestürzt. Mehr als einmal standen die Anhänger des alten und des neuen Glaubens in Waffen gegen einander. Es floß Blut durch das Schwert der Gewalt und durch das der Geleße. Mit Unduldsamkeit beschützte Bern die Reformation, Freiburg den Katholizismus. Beide drohten vom Bunde zurück zu treten, und als sich Genf mehr und mehr der Reformation zuneigte, löste Freiburg im Jahr 1534 seinen Bund. Ein Jahr später erfolgten gänzlicher Uebertritt Genfs zur Kirchenverbesserung und Aufhebung des Bisthums. Da erneuerten die vertriebenen Bürger und der Adel aus Haß gegen Genfs Freiheit und Glauben ihre Feindseligkeiten. Hierzu schwieg Herzog Karl; aber in drohender Sprache verlangte Bern Erfüllung des Vertrages von St. Julian, Bändigung des waadtländischen Adels. Als Herzog Karl zögerte, beschloß es, aller Abmahnungen der Eidgenossen ungeachtet, den Krieg.

Im Januar 1536 eroberte Hans Franz Nägeli mit 7000 Bernern in 11 Tagen fast ohne Gegenwehr die schöne gesegnete Waadt, entsetzte Genf, nahm das Ländchen Gex und das Herzogthum Chablais. Auch Wallis und Freiburg machten einige Eroberungen. Sofort traf Bern Anstalt, sich den Besitz dieser Länder zu sichern, ordnete die Regierungsform und führte die Reformation ein. Einige Streitigkeiten mit Freiburg und Wallis wegen Theilung der Eroberungen wurden gütlich oder nach eidgenössischem Rechte entschieden. Die Einführung der Reformation fand großen Widerstand zu Lausanne. Mit gleichem

Bedauern sah diese Stadt die Vortheile eines Bischofsstizes schwinden und ihr bisheriges Bündniß mit Bern in ein Unterthanenverhältniß sich umwandeln. Uebrigens regierte Bern das Land mild und weise und gab ihm durch allgemeine Bewaffnung ein unerwartetes Zeichen des Zutrauens. Bald war das Volk den Bernern sehr ergeben; nur der Adel hing noch an Savoyen. Lange konnte jedoch Bern seine Eroberung nicht ruhig genießen. Es gab 30 Jahre hindurch keinen Frieden. Endlich entschloß sich Bern im Jahre 1564, Gex und Chablais an Karls Nachfolger wieder abzutreten, wogegen es sich den bleibenden Besitz der Waadt zusichern ließ. Freilich konnte Savoyen auch jetzt noch seine schöne Waadt immer nicht vergessen und erneuerte von Zeit zu Zeit fruchtlose Versuche, sie wieder zu gewinnen. Bern wünschte für seine Eroberung sehr die Gewährleistung der Eidgenossen, erlangte sie aber erst im Jahr 1583 von einzelnen Ständen.

Unedel handelte Bern gegen Genf, als es durch die Erklärung, alle Rechte der Herzoge und Bischöfe für sich errungen zu haben, auch diese Stadt sich unterthänig zu machen trachtete. Erst nach langem Hader gab es diesen Plan auf und gewährte den Genfern unter ungünstigen Bedingungen ein Bündniß. Daselbe entfernte nicht das Gefährliche der Lage Genfs. In seinem Innern durch zwei heftige politisch-religiöse Parteien zerrissen, die sich gegenseitig verbannten und abschlachteten, hatte es nach außen beständig mit savoyischen Anfechtungen zu kämpfen. Erst im Jahr 1579 gewann es durch ein Bündniß zwischen Frankreich, Bern, Solothurn und Zürich die seiner Unabhängigkeit so nöthige Sicherheit. Mitten unter diesen Wirren und Sorgen aber, unter vieljährigen, fast ungläublichen Anstrengungen blühten zu Genf weise und wohlthätige Anstalten auf, wurden Staatsverfassung, Gerichtsform, Schulen verbessert, berühmte Männer, unter ihnen der Reformator Calvin, nach Genf gezogen, höhere Bildungsanstalten gegründet, und öffnete sich die schwer bedrängte Stadt als Zufluchts- und Sicherheitsort vielen hundert der Religion wegen aus Frankreich, England und Italien Vertriebenen.

#### Lage der Eidgenossenschaft. 1531—1586.

Durch den zweiten Landfrieden war die Ruhe in der Eidgenossenschaft äußerlich hergestellt. Aber der wahre innere Friede war nicht mehr; und wenn man einander nicht im Lande besah, so fochten dagegen Eidgenossen gegen Eidgenossen in den französischen Religionskriegen. In der Eidgenossenschaft aber sah

man abwechselnd Streitigkeiten, Verdächtigungen, Klagen, Rüstungen, Grenzbesetzungen, rechtfertigende Gesandtschaften und wenig wirkende Einladungen zur Eintracht. Zu verschiedenen Malen war Wiederausbruch offenen Krieges beinahe entschieden, besonders als im Jahr 1582 einige Zuger auf dem Gubel das Gedächtnißfest des Kappeler Krieges gefeiert und unter großem Gespötte und Muthwillen Gebeine der daselbst erschlagenen Zürcher ausgegraben hatten. — Auf allen Tagsatzungen redete man von Leistung des Bundesschwures; aber nie konnte man sich über die Ausdrücke der Eidesformel verständigen, und vielleicht war es nur die Furcht vor dem allgemeinen Untergange, was die gänzliche Trennung der Eidgenossenschaft verhinderte. Vereinigung wäre noch eher möglich gewesen ohne das Dasein der gemeinen Herrschaften. Allein bitter wurden jetzt die Eidgenossen für die Verirrung gezüchtigt, Unterthanen und sogar gemeinsame Unterthanen haben zu wollen, denn diese Länder wurden in manchen Beziehungen eine Ursache großer Verderbniß und namentlich eine Quelle ewigen Zankes, und zu dem Heere der bisherigen Streitigkeiten kam nun noch die traurigste von allen, das religiöse Zerwürfniß. Und wie bedauerlich war das Loos dieser unglücklichen Gegenden! Jede Verkehrtheit, jede Ungerechtigkeit, jede Untreue der Verwaltung ward daselbst gefunden. Die Beamten der Herrscherkantone schienen nur darum gesendet, um das Land regelmäßig und ohne Erbarmen auszusaugen und Urtheil und Recht feil zu bieten. Zum Besten dieser Unterthanenländer wurde sehr wenig gethan; sie blieben, wie allem Drucke, so auch der Unwissenheit, der Entfittlichung, der Verwilderung preisgegeben; was etwa Gutes zu Stande kam, ist meist dem Verdienste Einzelner, selten demjenigen der regierenden Orte zuzuschreiben.

In ihrem eigenen Innern beschäftigten sich die reformirten Stände hauptsächlich mit Verbesserung im Kirchen- und Schulwesen, Beförderung der Bildung und Religiosität. Willig öffneten sie sich als Zufluchtsorte verfolgten Glaubensgenossen. Zugleich blühten bei ihnen durch Fleiß und Arbeitslust Ackerbau, Handel und Gewerbe, welche sich durch den Unfug des Reislaufens fast ganz verloren hatten, schön und kräftig wieder auf, und hob sich auch die Sittlichkeit des Volkes.

Die katholischen Stände blieben in jeder Beziehung weit hinter ihren Mitbrüdern zurück. Ueberdies nährten sie den Wahn, wer vom alten Glauben lasse, könne kein guter Eidgenosse sein; darum schien Tausenden die Zuneigung zur evangelischen

Lehre nicht bloß Irrthum, sondern Hochverrath. Diese Meinung zu verbreiten, waren besonders die Freunde des Pensionsystems, an deren Spitze Luzern stand, beflissen. Man gab sich die äußerste Mühe, die Reformation allerwärts zu vertilgen, wozu man zu reichen die Macht hatte. Es gelang mit Solothurn, als die V Orte im Jahr 1532 von dieser Stadt 800 Kronen Kriegskosten oder Entlassung der Prädikanten forderten. Der Streit, was zu thun sei, führte im Oktober 1533 zu einem Aufstande der Reformirten. Sie bemächtigten sich des Zeughauses, konnten aber schnelle Bewaffnung der katholischen Bürger nicht verhindern; das Landvolk, auf dessen Hülfe sie gerechnet, erschien nicht, und bald waren sie zu kapituliren gezwungen. Wenn großes Blutvergießen, wenn ihre völlige Vernichtung gehindert wurde, so dankten sie dieß der edeln Hingebung des Schultheißen Nikolaus von Wenge, eines Katholiken, der sich vor die Mündung eines schußfertigen Geschüzes stellte, erklärend, „zuerst müsse sein Blut fließen, ehe er den Tod eines, wenn auch anders glaubenden Mitbürgers zugebe“. Diese hochherzige That rettete den Reformirten das Leben; aber sie mußten Solothurn verlassen, und die Reformation ist daselbst spurlos untergegangen. Nur vier von dem Berner Gebiete umschlossene Landgemeinden blieben ihr bis auf den heutigen Tag zugethan.

Auch zu Locarno mußten sich die Reformirten, von den V Orten und einer fanatischen, durch den päpstlichen Legaten noch mehr gereizten Priesterschaft gedrängt, zur Rückkehr zum alten Glauben oder Verlassung der Heimat entschließen. Die meisten erwählten das letztere, und so verließen denn am 3. März 1555 sechzig Haushaltungen, mehr als 200 Personen, in herber Winterszeit, unter vielen Beschwerden und Gefahren, mit Zurücklassung ihrer besten Habe, zum Theile mit Zerreißung der zärtlichsten Verhältnisse, das geliebte Vaterland, um von der Wildthätigkeit Fremder eine neue Heimat zu empfangen. Bloß einigen Kranken ward etwas längere Frist verstattet. In dem armen kleinen Bündner Dorfe Roveredo, in den Wildnissen des Calanca-Thales fanden die Vertriebenen einen ruhigen Winteraufenthalt. Dann brachen sie nach Zürich auf. Viele siedelten sich hier für immer an. Sie verpflanzten nach dieser Stadt neben andern Handelszweigen die Fabrikation seidener Stoffe; sie halfen dadurch den Flor und Reichthum Zürichs begründen, und jetzt noch blühen mehrere dieser Geschlechter daselbst in hohen Ehren. Auch nach Bern und Basel wendeten sich einige Familien.

Das Jahr 1548 brachte ein für die Eidgenossen höchst

wichtiges Ereigniß. Die damals reformirte Stadt Konstanz, die so oft in den eidgenössischen Bund zu treten gesucht, so oft von der kurzächtigen Politik vieler Stände war zurückgestoßen worden, mußte sich an Kaiser Karl V., den Feind ihres Glaubens, ergeben und sich wieder zur katholischen Lehre wenden. Die katholischen Stände freuten sich dieses Ereignisses; die Reformirten hatten sich auf schläfrige Verwendungen beschränkt. So fiel ohne Belagerung und Noth, durch Muthlosigkeit und Unentschlossenheit der Bürger, durch Gleichgültigkeit und Religionshaß der Eidgenossen ein höchst wichtiger Paß, Schlüssel der nordöstlichen Schweiz, den man in unsern Tagen vergebens wieder zu erwerben gewünscht, in die Hände einer fremden Macht, zu gleich großem Schaden der Konstanzer und der Eidgenossenschaft.

Beständige Nuntiatur und borromäischer oder goldener Bund.  
1579—1586.

Der religiöse Eifer der V Orte wurde noch mehr angespornt durch den römischen Hof. Der Kardinal Karl Borromäus, Erzbischof von Mailand, ein rechtschaffener und gelehrter, aber dem römischen Interesse zu sehr ergebener Prälat, bearbeitete mit aller Kraft seines Ansehens die katholischen Stände. Er bereiste diese Kantone, um sie im alten Glauben und vor Allem in blinder Anhänglichkeit an den päpstlichen Stuhl zu stärken, gerieth aber durch einige, aus Eifer für die päpstliche Gewalt in den italienischen Landvogteien getroffene eigenmächtige Verfügungen mit den für ihre Herrschaftsrechte besorgten katholischen Ständen selbst in bedenkliche Verwicklungen. Diesen Ständen verursachte überhaupt die Klerisei durch ihre Expresungen, ihre Sittenlosigkeit, ihre Eingriffe in die bürgerliche Ordnung und Freiheit, ihr Bestreben, sich von allen Staatslasten und dem Gehorsame gegen die weltliche Obrigkeit loszusagen, viel Unruhe; und der Eifer dieser Stände für den alten Glauben war nicht so blind, daß sie nicht stets den Klerus in den Schranken seiner Pflicht zu halten gesucht hätten. Erst dem Kardinal Borromäus gelang es, in ihren kirchlichen Ansichten eine wichtige Veränderung hervor zu bringen. Er stiftete im Jahr 1579 zu Mailand ein Seminar zur Bildung eidgenössischer Priester, dessen Zöglinge gänzlich an das Interesse des römischen Hofes gekettet wurden; er führte in der Schweiz den bei dem gemeinen Manne sehr beliebten Orden der Kapu-

ziner ein; zur Bearbeitung der höheren Stände berief er die Jesuiten, diese schlimmsten Gegner alles Lichtes, welche sich im Jahr 1574 zu Luzern und 1580 zu Freiburg ansiedelten. Endlich fiel er auf den Gedanken, zur Aufrechthaltung der Sittlichkeit und des Ansehens der Kirche und des Papstes eine beständige Nuntiatur (d. h. eine stehende päpstliche Gesandtschaft mit dem Auftrage der Ausübung einer geistlichen Obergerichtsbarkeit) in der Eidgenossenschaft zu errichten. Dieses Vorhaben fand wegen der Liebe der Eidgenossen zu ihren alten kirchlichen Rechten bei Geistlichen und Weltlichen einen starken, unerwarteten Widerstand. Erst nach wiederholten Anstrengungen und durch Anwendung verwerflicher Mittel gelang es, die Abneigung gegen diese Bevormundung zu besiegen, und ward im Jahr 1579 die Nuntiatur gestiftet, welche, wie ihre Gegner richtig vorausgesehen, durch ihre Herrschucht, zu deren Befriedigung sie weder Schmeichelei, noch Bestechung, noch hinterlistige Ränke, Verleumdungen und Aufstiftungen gespart hat, stets verderblich geblieben und eine nie verstehende Quelle von Unmässigkeiten, Eigenmächtigkeiten, Erpressungen, Kränkungen der uralten kirchlichen Freiheiten, der bischöflichen und landesherrlichen Rechte geworden ist. Unaufhörlich ward auf diesem Heerde das Feuer der Zwietracht zwischen katholischen und reformirten Eidgenossen geschürt und, wo es etwa erlöschen wollte, von neuem wieder angefacht. Eines der ersten Werke der Nuntiatur war im Jahr 1586 der sogenannte borromäische oder goldene Bund zwischen den Waldstätten, Zug, Freiburg und Solothurn, dessen Theilnehmer sich verpflichteten: „beim wahren katholischen Glauben zu leben und zu sterben, „Abfallende zur Rückkehr zu zwingen; und wenn Jemand, so „nicht katholischen Glaubens ist, eines der Bundesglieder angreife, „so sollen alle zur Bundeshilfe verpflichtet sein und kein älteres oder jüngeres Bündniß sie dieser Verpflichtung entladen“. — Durch diesen unglücklichen Bund war die Heiligkeit der alten eidgenössischen Bünde zerstört und das Vaterland in zwei feindselige Theile zertrennt, die in allen Geschäften des Landes nicht mehr der Stimme der Wahrheit, Gerechtigkeit und des allgemeinen Wohles, sondern fremden Einflüsterungen, vorgefaßten Meinungen der Leidenschaft und dem Parteigeiste Ohr und Herz öffneten. Die Wunde, welche die Glaubensstrennung dem Frieden der Eidgenossenschaft geschlagen, ward unheilbar durch diesen sie stets neu aufreisenden Bund. Seine traurigen Folgen haben die Eidgenossenschaft mehr als einmal an den Rand des Unterganges geführt; er hat den

kommenden Geschlechtern eine Warnung gegeben, die, gleich so vielen andern, von unsern Zeitgenossen unbeherzigt geblieben ist.

### Drittes Kapitel.

#### Die Eidgenossenschaft im siebenzehnten Jahrhundert.

1582—1700.

##### Allgemeine Schilderung.

Die verderblichen Folgen des borromäischen Bundes zeigten sich bald. Von nun an stehen fast bei allen Ereignissen katholische und reformirte Eidgenossen mit Hintansetzung aller übrigen Rücksichten feindselig gegen einander. Solchergestalt war in diesem Zeitraume 70 Jahre lang zwar kein offener Krieg, aber viel übel verhaltener Zwist. Die geringfügigste Ursache verlockte zu Mißdeutungen, Fader, und bei den unbedeutendsten Anlässen drohte der Ausbruch eines Bürgerkrieges. Zugleich blühte immer üppiger jener kleinliche Orts- und Kantonsgeist, der, von allen Stürmen unvernichtet, ein leidiges Erbtheil auch unserer Tage geworden ist und nicht selten bei denen gefunden wird, deren Mund, so lange ihr eigenes Interesse unangetastet bleibt, von erhabenen Grundsätzen des Gemeinwohles überströmt. Nicht minder entwickelten sich immer ernstere Mißverhältnisse zwischen den Städten und ihrem Gebiete und nahmen zuletzt einen blutigen Ausbruch. Die Städte nämlich gewöhnten sich immer mehr, den Staat in der Hauptstadt zu sehen und sich nicht länger mit dem Alleinbesitze der Regierung zu begnügen, sondern nach Ausbildung einer vollkommenen Herrschergewalt zu streben, sich den Verbindlichkeiten gegen das Landvolk zu entziehen und selbst dessen uraltdliche Freiheiten und Rechte zu schmälern. Vorzüglich jene Verheißungen, die Zürich und Bern ihren Landleuten nach dem Kappeler Kriege gegeben, wurden jetzt schon fast gänzlich hintangesezt, und zu den politischen Einschränkungen fügten die Städte Handwerkszwang und andere ökonomische Belästigungen hinzu, welche dem Landvolke am allernerklichsten schienen. Nur mit Unwillen duldete es diese Veränderung seines Verhältnisses zu den Städten. Miß-

trauisch betrachtete es alle Schritte der Regierungen und tadelte aus Mißtrauen auch manche heilsame, aber den Eigenwillen bindende Verordnung. Das Landvolk nährte zu jener Zeit noch viel Selbstgefühl. Es war stolz auf den Namen „freier Eidgenossen“, den ihm selbst die Tagsatzung beilegte; doch ließ es sich alles Andere eher gefallen als willkürliche Steuern. Es glaubte, Steuern hängen von seiner Bewilligung ab und sah, selbst wo das Besteuerungsrecht den Regierungen vertragsmäßig angehörte, in willkürlicher Besteuerung den Anfang schimpflicher Knechtschaft. Deshalb erregte die Auslegung einer neuen Steuer nicht selten Unruhen, so 1591 im Basler, 1599 im Zürcher Gebiet und bei vielen andern Anlässen mehr.

#### Die merkwürdigsten Begebenheiten von 1582—1629.

Im Jahre 1582 wollte Papst Gregor XIII. einen zweckmäßig verbesserten Kalender einführen. Die reformirten Stände nahmen ihn nicht an, weil er vom Papste kam. So gab es denn im kleinen Schweizerlande zweierlei Zeitrechnung. Hieraus entstanden viele Unordnungen und Verwirrungen, namentlich in den Gegenden gemischter Religion. Endlich kam es zu einem Vergleich, der über die gemeinen Herrschaften eine Regel festsetzte und jedem Kantone im eigenen Gebiete überließ, sich an den alten oder neuen Kalender zu halten. (1585.)

Das Jahr 1586 sah bedenkliche Unruhen zu Mülhausen, erregt durch die Gebrüder Finninger. Zehrlbar gegen die Gesetze ihrer Vaterstadt, entflohen sie der Strafe, und als der Rath zu Mülhausen eine Verwendung der katholischen Kantone nicht berücksichtigte, sendeten ihm diese die Bundesbriefe zurück. In Folge dessen ward die Regierung zu Mülhausen durch einen Aufstand gestürzt und gegen die entlassenen Räte so hart verfahren, daß ihnen Zürich und Bern ihre Fürsprache liehen. Als hierauf die üble Behandlung der Gestürzten noch verschärft wurde, griffen die evangelischen Stände zu den Waffen und eroberten Mülhausen am 15. Juni 1587 nach dreistündigem Sturme mit nicht unbedeutendem Verluste. Hierauf stellten sie durch Besetzung der Stadt und zweckmäßige Verbesserungen der Regierungsweise die Ruhe her; aber Mülhausen blieb von dem Bunde der katholischen Orte für immer ausgeschlossen. — Während der Mülhäuser Unruhen traten die V Orte und Freiburg in ein sehr enges Bündniß mit der Krone Spanien, welche damals Mailand besaß. Dieser Bund öffnete sogar spanischen

Heeren in verschiedenen Richtungen den Durchpaß durch die Schweiz.

Dieselbe betrübende Erscheinung, welche die Eidgenossenschaft im Großen darbot, zeigte sich bei einzelnen Ständen im Kleinen. So war Appenzells Ruhe durch stete Religionsstreitigkeiten gestört. Endlich gab es Frieden, als man sich über Theilung des Landes verglich, so daß alle Katholiken mit Habe und Gut nach Innerrhoden, alle Reformirten nach Außerrhoden zogen und Appenzell seit 1597 fortan in einen katholischen und einen reformirten Landestheil getrennt blieb, deren jeder einen gleichen Antheil an den gemeinsamen Freiheiten und Bündnen erlangte.

Einige Jahre später (1610) ereignete sich zu Sachnang durch den Uebermuth eines katholischen Gerichtsherrn bei einem reformirten Hochzeitsanlasse eine blutige Schlägerei und gefährlicher Volksauflauf, in dessen Taumel das Schloß des Edelmannes gestürmt, geplündert, die Schloßkapelle zerstört, jedoch weiterer Umfug verhütet wurde. Dieser Vorfall wurde von den Kantonen zum Religionsstreite gestempelt und erregte so großes Zornwüth, daß man schon zum Beginne eines neuen Bürgerkrieges gerüstet stand.

Im Jahr 1626 wurde die Reformation im Wallis vertilgt. Man verlangte von ihren Anhängern Rückkehr zur katholischen Kirche oder Weidung des Vaterlandes. Die meisten achteten ruhiges Leben, stillen Besitz ihrer Güter und Genuß der geliebten Heimat höher als ihren Glauben. Den wenigen, die es vorzogen, das Land zu meiden, gab man Zeit zum Verkaufe ihrer Besitzungen. Von da an ist die Reformation im Wallis spurlos untergegangen; es wurde nicht einmal mehr ein protestantischer Ansäß im Lande geduldet.

In den Jahren 1605—1635 schwang mehrmals die Pest ihre furchtbare Geißel über die eidgenössischen Städte und Länder, ein Uebel, das in jenen Zeiten, wo Mangel an ärztlichen Kenntnissen, beschränkte Regierungsgewalt und vielfältige Vorurtheile des Volkes jede wirksame Gegenmaßregel hinderten, zehnfach verderblich wüthete. Am stärksten litt die östliche Schweiz. Im Thurgau starben ganze Dörfer aus; die Felder lagen ungebaut. Hoch hinauf in die Gebirge schritt der Schreck des schwarzen Todes. Auf 200,000 rechnete man die Zahl der Verstorbenen in der ganzen Eidgenossenschaft. Es erlagen namentlich die Landgeistlichen, deren Pfllicht und Eifer sie an die Krankenbetten führte, in solcher Zahl, daß man die gottesdienstlichen Berri-

tungen einstellen oder jungen Studirenden Pfründen anvertrauen mußte. — Mit dieser fürchterlichen Landplage verbanden sich noch Fehl- und Hungerjahre.

Genf. 1580—1630.

Die Friedensruhe, die der Stadt Genf im Jahr 1579 zu Theil geworden, dauerte nur bis 1580. In diesem Jahre bestieg Herzog Karl Emanuel I. den Thron und erneuerte sogleich die Feindseligkeiten gegen Genf. Die Stadt gerieth in große Noth. Von Frankreich hintergangen, von Bern, wo eine starke savoyische Partei aufgekommen war, verlassen, konnte sie sich mit der angestrengtesten Tapferkeit kaum ihres Gegners erwehren. Endlich erschien eine starke bernerische Macht im Felde; aber Freunde Savoyens waren ihre Anführer, erhielten sie in Unthätigkeit und ließen sie nach wenig Wochen wieder aus einander gehen. Hierüber erhob sich im ganzen Berner Lande allgemeine Mißbilligung. Man sprach laut von Bestechung und Verrath. Die Volksstimmung ward sehr schwierig. Die savoyische Partei im Rathe unterlag; dennoch geschah nichts Kräftiges für Genf. Zum Glück war Herzog Karl Emanuel in andere, größere Unternehmungen verwickelt und zeigte sich im September 1593 zu zweijährigem Waffenstillstande geneigt, dem der allgemeine Friede zu Bervins folgte.

Im Jahr 1600 trachtete Genf abermals in den eidgenössischen Bund zu kommen; aber auch diesmal wurde die wichtige Stadt, Schlüssel und Bollwerk der westlichen Schweiz, durch die Eifersucht der Länder und den Religionshaß der katholischen Stände abgewiesen. Zwei Jahre später erhielt Genf verschiedene Anzeigen von einer geheimen Unternehmung Savoyens, überließ sich aber, durch des Herzogs Versicherungen eingeschlafert, trügerischer Sicherheit. Da erschien in der Nacht des 11. Decembers 1602 der Herzog mit großer Macht vor Genfs Thoren, 300 kühne Krieger erstiegen die Mauern, das übrige Volk erwartete die Oeffnung einer Pforte; allein zur rechten Zeit wurden die Eingedrungenen bemerkt und, ehe sie ein Thor öffnen konnten, über die Mauern gesprengt oder erschlagen, die feindliche Hauptmacht aber zum Abzuge genöthigt. Diesen Ausgang hatte die sogenannte Escalade. Der Herzog, voll Scham und Verwirrung, suchte Ausflüchte und war froh, im Juli 1603 Frieden schließen zu können.

So empfing Genf durch Muth, Kraft und Ausdauer völlige Anerkennung seiner Freiheit. An die Stelle äußerer Unruhen

traten aber sogleich innere Bewegungen, verursacht durch die aristokratischen Bestrebungen der angesehensten Geschlechter; auch verrieth sich Karls fortdauernde Erbitterung durch Verschwörungsversuche, die vor der Ausführung entdeckt wurden. Als er aber im Jahr 1610 die Ermordung König Heinrichs IV. von Frankreich zu neuem Kriege gegen Genf benutzen wollte, zeigte sich für die Stadt von allen Seiten so viel Hülfe, daß er ruhig zu bleiben für gut fand. Endlich im Jahr 1630 starb dieser beharrliche Feind der genferischen Freiheit, und von da an blieb Genf von Savoyen unangefochten. Der ungestörte Friede von außen rief nun die höchste Blüthe von Wissenschaft, Handel, Gewerbs- und Kunstfleiß ins Leben. Genf ward weltberühmt und kannte Jahrhunderte lang keinen Feind, als die, welche durch Wunsch und Streben, Beherrscher ihrer Mitbürger zu werden, mehr als einmal die heitere Ruhe der sonst so glücklichen Stadt störten.

#### Die Bündtner Unruhen. 1603—1639.

Um die Zeit, als Genf mit Herzog Karl Emanuel seinen Frieden schloß, begannen jene schrecklichen Unruhen in Bündten, aus denen dieses Land nur kümmerlich seine Unabhängigkeit rettete. Bündten war schon längere Zeit durch Religionshaß, politische Parteinungen und fremden Einfluß zerrissen. Die katholischen Bündtner hielten es mit Spanien, die reformirten mit Frankreich und Venedig. Die spanische Partei war die schwächere, und doch hätte Spanien, welchem als Besizer von Mailand ungehemmter Durchmarsch durch das Bündtnerische Veltlin nach deutschen Ländern des Hauses Habsburg höchst wichtig war, gerne in Bündten einen überwiegenden Einfluß behauptet. Am liebsten hätte Spanien das Veltlin gänzlich an sich gebracht, und Veltlin, welches die drückende Bündtnerische Oberherrschaft nicht liebte und zudem gegen den reformirten Theil seiner Beherrscher tiefen Religionshaß hegte, wäre gern spanisch geworden. Dem spanischen Statthalter zu Mailand, Grafen von Fuentes, war die Gesinnung bekannt, und er hoffte durch Unordnungen in Bündten Veltlin erlangen zu können. Darum stiftete er die spanische Partei in Bündten zum Sturze der schwachen und verdorbenen Regierung auf. Mit Hülfe aller derer, welche aufrichtig Verbesserungen wünschten, gelang eine Staatsumwälzung, aus der aber keine Verbesserungen, sondern nur innere Stürme, viele Ungerechtigkeiten, Schwäche und Zertrenntheit des Bündtner Landes hervor gingen. Seine ohnmächtige Lage benutzte Fuentes zur Erbauung der Festung Fuentes

am Comer See, durch die er sich an den Grenzen des Veltlins festsetzte und eine Hauptstraße des bündnerischen Handels in seine Gewalt brachte. Vergebens waren alle Vorstellungen Bündtens; selbst die katholischen Kantone arbeiteten der Schleifung entgegen. Bündten besetzte nun das Veltlin; Spanien aber wußte neue Unruhen in Bündten zu erregen. Es geschah, daß Venedig bundesgemäß von den Bündnern Werbung und für 6000 Lothringer Durchmarsch verlangte. Da verbreitete die spanische Partei schreckhafte Gerüchte von heimlichen Planen, durch diese 6000 Mann Bündten zu unterjochen. Das leichtgläubige Volk ward unruhig, und viele tausend Bewaffnete eilten nach Chur. Hier ward ein so geheißenes Strafgericht (d. i. ein außerordentliches, gewöhnlich den Leidenschaften einer erbitterten Partei dienstbares Volksgericht zur Bestrafung politischer Vergehen) niedergesetzt, welches die entflohenen Häupter der französischen Partei mit ungeheuern Geldbußen belegte, Schuldige und Unschuldige verurtheilte, zuletzt zwei angesehene Männer auf dem Blutgerüste sterben ließ. Eine eidgenössische Vermittlungsgesandtschaft wurde so beschimpft, daß die Tagsatzung mit den Waffen Ordnung zu erzwingen beschloß. Ehe man aber ins Feld rückte, erkannten die Bündtner die Absichten der spanischen Partei und setzten nun gegen sie ein neues Strafgericht nach Planz. (1607.) Dasselbe nahm fast Alles zurück, was zu Chur geschehen war; nur die Bußen wurden nicht erlassen, „weil das Land dieser Sachen „wegen in große Unkosten gekommen sei.“ Richter selbst schämten sich nicht, Büßungen Unschuldiger mit dem verabscheuenswerthen „Grundsatz zu beschönigen, man müsse das Geld ohne Rücksicht „auf Schuld oder Unschuld da suchen, wo es zu finden sei.“ Die Ruhe schien nun hergestellt und erhielt sich mühsam bis zum Jahre 1617.

In diesem Jahre aber entzündete ein Krieg Venedigs mit Oesterreich und Spanien im Bündtner Lande eine Verwirrung, welche dasselbe zwanzigjährigem, namenlosem Elende preisgab. Venedig stand im Bunde mit Zürich und Bern, und auch das Bündtner Land sollte in diese Verbindung gezogen werden. Diesem Plane arbeitete Spanien nach Kräften entgegen, und bald war das Bündtner Volk in zwei erbitterte Parteien zertheilt. Zwei angesehene Geschlechter, durch Ehrgeiz und Eifersucht gespornt, waren ihre Häupter. An der Spitze der spanischen Faktion standen die Planta; ihnen entgegen, als Führer der französischen-venetianischen Partei, die Salis. Es kam zu heftigen Ausbrüchen. Die Planta setzten ein Strafgericht nach Chur, welches

die Anhänger Venedigs mit Härte behandelte. Jetzt griff auch die Partei der Salis zur Gewalt, verjagte die Planta und setzte ein Strafgericht nach Thufis, welches sich durch Willkür, Grausamkeit und Verbrechen entehrte. Nach weniger Frist erhob sich die Faktion der Planta wieder, ordnete abermals ein Strafgericht an und verfuhr mit gleicher Ungerechtigkeit. Müde dieser Unbilden, entstand eine dritte Partei, die Neutralen, welche ernstlich entschlossen war, Ruhe und Ordnung herzustellen. Auch sie setzte zu Chur ein Strafgericht nieder, welches die Häupter der beiden andern Parteien verbannte, sonst aber mit Mäßigung verfuhr. Allein seine Anordnungen waren nicht von Dauer; denn in Kurzem gewann die französisch-venetianische Partei wieder die Oberhand, deren Strafgericht zu Davos alle Beschlüsse von Thufis bestätigte. Dieser große Jammer war nur ein kleiner Anfang des Elendes, das über Bündten kommen sollte, weil Leidenschaft und Selbstsucht aus den Herzen so Vieler Mäßigung und Vaterlandsliebe verdrängt hatten.

Die aus Bündten verwiesenen oder entflohenen Häupter der spanischen Faktion schmiedeten einen verrätherischen Plan gegen das Beltlin. Sie bauten auf die Neigung dieses Landes, sich den Spaniern in die Arme zu werfen, und hatten bald einen Anhang daselbst. Mit seiner Hülfe vollführte Jakob Robustelli jene Unthat, Beltliner Mord genannt. Sonntag den 19. Juli 1620 überfiel er mit geworbenen Banden das Land. Die Sturmglocken erklangen, das Volk schlug sich auf seine Seite, und es begann unter schrecklichen Grausamkeiten eine allgemeine Ermordung der Reformirten und der bündtnerischen Beamteten im Beltlin. Dem Untergange entgingen nur einige Wenige durch ihre eigene Entschlossenheit, oder durch die Schonung edel denkender Katholiken. Denn nichts erweichte die mordlustigen Barbaren; selbst Gräber wurden aufgewühlt und die Leichname längst Verstorbener ins Wasser geworfen, als Kezer verbrannt oder den Hunden und wilden Thieren preisgegeben. Beltlin und Worms erklärten sich unabhängig. Die Mörder ergriffen mit bluttriefenden Händen die Zügel der Regierung und begaben sich sogleich unter Spaniens Schutz. Jetzt schien dieser Macht der Augenblick gekommen, sich Beltlins, vielleicht ganz Bündtens zu bemächtigen. Der Herzog von Feria, Statthalter zu Mailand, bot eiligst den Auführern Geld, Volk und Geschütz an; die Bündtner, nachdem sie sich von der ersten Bestürzung erholt, wollten das Beltlin wieder erobern; sie verlangten Hülfe von Frankreich und den Eidgenossen, warteten aber deren Ankunft nicht ab, brachen auf, wurden

nach einigen glücklichen Erfolgen im Gefechte an der Gander Brücke geschlagen, und statt Veltlin wieder zu erobern, verloren sie noch das Münsferthal. Unterdessen kamen Hülfstruppen von Zürich und Bern. Die V Orte aber, statt bundesgemäße Hülf zu leisten, hatten sich sogar, von Spanien gewonnen, allenthalben dem Durchmarsche jener über ihr Gebiet und über das der gemeinen Herrschaften widersezt. Auf Umwegen mußte die zürcherisch-bernerische Macht nach Bündten durchzukommen suchen, und in der Schweiz drohte der Ausbruch eines Bürgerkrieges. Die Hülfstruppen drangen in das Veltlin ein, wurden aber im Gefechte bei Tirano geschlagen, und Veltlin war abermals verloren. Aus Mißtrauen gegen die Zürcher und Berner riefen die katholischen Bündtner 1500 Mann aus den V Orten ins Land, und die Uneinigkeith in Bündten war so groß, daß die Trennung der drei Bünde fast gewiß schien. Schon schloß der Graue Bund für sich allein Verträge mit Spanien. Gegen dieses Vorhaben erhob sich die Partei der Gutherzigen, erschlug den Pompejus Planta, einen der Urheber des Veltliner Mordes, mit sechs seiner Anhänger und zwang, angeführt von Georg Jenatsch, einem ehemaligen reformirten Pfarrer, die Truppen der V Orte zum Abzuge, den Grauen Bund aber zur Auflösung seiner Verbindung mit Spanien; dann versuchte man, Veltlin wieder zu erobern, kam geschlagen nach Hause zurück, und Oesterreich und Spanien richteten jetzt einen Angriff auf Bündten.

Mit einer starken Macht wurde das Land im Oktober 1621 schnell und fast ohne Widerstand bezwungen und seufzte nun unter allen Schrecknissen des Krieges. Vorzüglich hart wurde das Prättigau behandelt, in welchem Oesterreich einige oberherrliche Rechte besaß. Die entwaffneten Einwohner mußten knieend dem Hause Oesterreich Gehorsam schwören, ihr Land vom übrigen Bündten trennen und zum katholischen Glauben zurück kehren. Das übrige Bündten aber mußte in die Abtretung von Unterengadin, Prättigau, Cleven, Worms, Veltlin einwilligen und sich völlig Oesterreichs Willkür unterwerfen. Die Eidgenossen waren so verblendet, daß sie nichts zur Rettung ihrer Bundesbrüder und zum Schirme ihrer östlichen Vormauer thaten. Im Prättigau mütetete indeß das österreichische Kriegsvolk gegen Lebendige und Todte; der Schweiß des Landmannes, alle Erzeugnisse des Landes wurden von einer räuberischen Soldatenhorde verschlungen, und täglich wuchs der Druck. Da erzeugte die Verzweiflung den Aufstand des Prättigaus. In den Wäldern bewaffnete man sich mit Keulen, beschlug sie mit Eisen, überfiel 1622 die Oester-

reicher, erschlug oder vertrieb sie. Es kam Geldhülfe von den reformirten Eidgenossen, von Venedig. In kurzer Zeit war ganz Bündten von Feinden gereinigt und erneuerte fröhlich seinen alten, ehrwürdigen Bund für Recht, Freiheit und Vaterland.

Oesterreich, gerade damals sehr ernsthaft durch den dreißigjährigen Krieg beschäftigt, stellte sich geneigt, Frieden mit Bündten zu schließen, und machte die Bündtner so sicher, daß sie ihre Truppen entließen, die Pässe nur schwach besetzten und, mit Verachtung aller Warnungen, an nichts mehr als an die Einsammlung der Feldfrüchte dachten. Aber nachdem Oesterreich in Deutschland Sieger geworden, unternahm es im August 1622 mit großer Heeresmacht die zweite Eroberung Bündtens. Vergebens war der verzweifelte Widerstand zerstreuter Bündtner Schaaren. Den letzten Kampf wagten bei Ratschals im Prättigau auf der Wiese Aquasana einige hundert Prättigauer unter Rudolf von Salis gegen viele tausend Oesterreicher. Nachdem sie mit verzweifeltstem Muth gefochten, wurden sie zum Weichen gezwungen. In diesem Augenblicke des untergehenden Vaterlandes beschloßen 30 von ihnen, die sterbende Freiheit nicht zu überleben. Mit hoch geschwungenen Keulen stürzten sie sich auf den Feind und endeten ruhmvoll unter Haufen erschlagener Gegner. Ihre Genossen flohen dem Rheine zu. Ganz Bündten mußte sich unterwerfen, Engadin und Prättigau aber dem Hause Oesterreich huldigen und ihre Bündnisse mit dem übrigen Lande auflösen. Die Freiheit war dahin, der Glaube gefährdet und das größte leibliche Elend stand bevor. Der Winter rückte heran, zahllose Dorfschaften und Städte lagen in Asche. Die Lebensmittel waren noch vor der Ernte zerstört oder verzehrt, das Vieh geraubt, verbrannt worden. Unmündige Kinder, trostlose Wittwen beweinten die versorgenden Männer und Väter, hilflose Greise jammerten um die rüstigen Söhne. Mit der Kälte kam der Hunger, mit dem Hunger verheerende Krankheiten. Die das Schwert verschont hatte, fraß die neue Plage, und diese namenlose Noth wurde bis auf einen furchtbaren Grad erhöht durch die Grausamkeit der Soldaten, welche Raub und Mord, jeden Muthwillen und jede Unthat zu ihrer Belustigung trieben. Der Bischof von Chur aber benutzte die gelegene Zeit, um die reformirte Religion zu unterdrücken und längst veraltete Rechte wieder geltend zu machen. Bis in den Oktober 1624 schwang Oesterreich über das unglückliche Land seine blutige Geißel. Da ergriffen Frankreich und Venedig, welche die spanischen Vergrößerungspläne in Italien fürchteten, die Waffen für Bündten.

Vor Allem aus ermunthigten sie die zahlreichen bündnerischen Ausgewanderten; 1100 von diesen sammelten sich bei Zürich, brachen unter Rudolf Salis und Georg Zenatsch plötzlich auf, eilten ungefragt über das Gebiet des Kantons Schwyz und gewannen die wichtigsten Eingangspässe ins Bündner Land. 700 Glarner mit dieses Standes fliegenden Fahnen stießen zu ihnen. Diesen folgte ein französisches Heer und drei Regimenter von Zürich, Bern und Wallis. Das ganze Land stand auf. Oesterreich mußte Bündten und das Veltlin räumen; aber das letztere ward im Jahr 1626 alles Sträubens der Bündtner ungerachtet durch den Frieden zu Monzóna zu einem unabhängigen Staate unter Bündtens Schutzherrschaft erhoben.

Drei Jahre verflossen nun den Bündnern in einer wenigstens erträglichen Lage. Da geschah im Mai 1629 durch plötzlichen Einfall von 40,000 Oesterreichern die dritte Eroberung Bündtens. Das Land ward schlimmer als je zuvor mißhandelt. Damals gossen Krieg, Mißwachs, Pest, Hunger über das unglückliche Volk ein solches Maß von Elend aus, daß es alle Hoffnung auf bessere Tage verlor. So blieb es bis zum Jahre 1631, wo der Friede mit Frankreich dem Kaiser die Räumung Bündtens auferlegte, und die Noth, welche der schwedische Held Gustav Adolf in Deutschland über ihn brachte, ihn zwang, sein Versprechen zu erfüllen, die Unterjochung Bündtens aufzugeben und auf Rettung seiner eigenen Erbstaaten zu denken. Frankreich aber traf alle zweckmäßigen Anstalten, Bündten vor fernerm Ueberfalle zu bewahren. Auch residirte mit großer Gewalt ein königlicher Heerführer und Gesandter in dem seiner Leitung sich willig unterwerfenden Bündten.

Der Friede zwischen Frankreich und Oesterreich dauerte nur bis zum Jahre 1635. Französische Völker eilten, Bündten zu besetzen, das Land selbst und ein ansehnliches eidgenössisches Heer vereinigte sich mit ihnen; Cleven, Worms, Veltlin wurden erobert, und die österreichisch-spanische Macht bei Mazzo im Freuler Thale und bei Morbegno geschlagen. Sie mußte Bündten und Veltlin räumen und betrat es nicht wieder.

Das Bündtner Volk hoffte nun auf Rückgabe seiner ehedemigen Unterthanenlande; hiezu aber, so wie zur Verlassung Bündtens zeigte Frankreich wenig Lust. Diese Zögerung, so wie der Uebermuth und die Drohungen der Franzosen machten ihnen die Bündtner abgeneigt. Diese warben im Stillen um Oesterreichs Hülfe, dessen durch das Unglück des dreißigjährigen Krieges gebrochene Macht nicht mehr furchtbar schien. Auch die Eidgenossen

begünstigten das Vorhaben. Es entspann sich eine geheime Verbindung zur Befreiung des Landes von jedem fremden Joch. Das Land stand auf. An den Grenzen zeigten sich kaiserliche und spanische Völker; die Franzosen waren schwach und auf die von ihnen erworbenen Bündtner Regimenter konnten sie sich so wenig als auf die eidgenössischen Hülfstruppen verlassen. So sahen sie sich im Frühling des Jahres 1637 zum Abzuge genöthigt, und Graubündten gelangte endlich wieder zu Freiheit und Frieden. Freilich waren die lange feindseligen Gemüther nicht so bald besänftigt, und manche Gewaltthat trug sich noch zu als Frucht des tödtlichen Hasses der Parteien. Seine Untertanenlande erhielt Bündten wieder; es mußte aber ihren Glauben und ihre Rechte schonen und auf jede Rache verzichten. — Im Jahre 1649 dann kauften die unter österreichischer Landeshoheit gestandenen Theile Bündtens die Rechte dieses Hauses um 75,000 Gulden an sich. So ward auch der Zehngerichtenbund ganz frei und einer gefährlichen Nachbarmacht das Recht der Einmischung in die innern Angelegenheiten Bündtens entzogen.

Die Wirkungen des dreißigjährigen Krieges auf die Eidgenossenschaft.  
1629—1648.

Zum Theile noch während der Zeit der Bündtner Unruhen empfand die Eidgenossenschaft die bedauerlichen Wirkungen des in Deutschland wüthenden dreißigjährigen Religionskrieges. Schon zwölf Jahre hatte derselbe gedauert, ohne die Eidgenossenschaft unmittelbar zu berühren. Da erließ im Jahre 1629 Kaiser Ferdinand II., ein stets bereitwilliges Werkzeug der Jesuiten, das sogeheißene Restitutionsedikt, welches Rückgabe aller seit dem Jahre 1552 von den deutschen Protestanten eingezogenen geistlichen Güter befahl. Dieses Edikt brachte auch die Eidgenossen in Verlegenheit, weil sie damals noch nicht förmlich aus dem deutschen Reichsverbande entlassen waren. Die Bischöfe von Konstanz und Basel, der Abt von St. Gallen und andere Prälaten traten auf, verlangten Rückerstattung verlornen Besitzungen und Rechte. Diese Einbußen waren zwar lange vor der Zeit, auf welche das Edikt zurück griff, gemacht worden; was aber jenen Forderungen ein Gewicht gab, war die Begünstigung der katholischen Strände und ein an den Grenzen stehendes mächtiges Heer Oesterreichs, vor welchem sich damals ganz Deutschland beugen mußte. Die Ankunft des schwedischen Königs in Deutschland gab diesem Heere eine andere Bestimmung, und die Forderungen der

Prälaten verloren ihre Furchtbarkeit. Aber noch lange zankten sich die Eidgenossen. Es kam zu Rüstungen, zum Werben um ausländische Hülfe, bis endlich die Vermittlung Frankreichs und der schnelle Siegeslauf der schwedischen Waffen die katholischen Stände zu einem Vergleiche bewogen.

Wie schrecklich übrigens der Religionshaß bei den Eidgenossen war, beweist die böse That, welche solothurnische Landvögte und Offiziere am Kluspass bei Ballstall an 75 nach Mülhausen ziehenden Bernern verübten. Sie überfielen dieselben, erschlugen einige, plünderten und fingen die andern; wenige entflohen verwundet. Bern konnte kaum durch ernste Bestrafung und zum Theile Hinrichtung der Thäter vom Kriege gegen Solothurn abgehalten werden (1632). — Noch ernstere Zwistigkeiten entstanden, als der Krieg in Deutschland sich an die eidgenössischen Grenzen hinzog. Zwar wiesen alle Stände die Aufforderungen zur Theilnahme von sich; aber aus Parteihass, Selbstsucht und übel verstandener Sparsamkeit unterließ man, die Behauptung der Neutralität durch kräftige Maßregeln zu sichern. Dieselbe wurde daher von den kriegsführenden Mächten nicht sehr geachtet; ja der schwedische Feldmarschall Graf Gustav von Horn überfiel die zürcherische Stadt Stein und zog über die Rheinbrücke und durch den Thurgau zur Belagerung von Konstanz (1633). Laut beschuldigten die V Orte, die kurz zuvor bei Gebietsverletzungen durch Oesterreicher gleichgültig geblieben, die reformirten Stände des Verrathes, wenn sie ihnen nicht helfen, die Schweden vom eidgenössischen Boden zu vertreiben. Pflicht und Ehre hätte dieß geboten; aber der Parteigeist kennt weder Ehre noch Pflicht, und die gleichen Stände, die gegen Schweden sich so hitzig zeigten, schwiegen nun abermals, als die österreichische Besatzung zu Konstanz im Thurgau mordete und brannte und auf eidgenössischem Boden Festungswerke anlegte. Schon rückten die Eidgenossen gegen einander ins Feld, bereit, die einen den Schweden, die andern den Oesterreichern zuzuziehen, als zum Glück die Aufhebung der Belagerung sie dem Verderben entriß. — Hierauf nahmen die V Orte den Anführer der thurgauischen Mannschaft, Kilian Kesselring, Bürger von Zürich, gefangen, schleppten ihn nach Schwyz und befragten ihn an der Folter über ein angebliches Einverständnis mit Schweden. Vergebens verlangten Zürich und Bern Kesselrings Stellung vor seinen gesetzlichen Richter. Erst nach einer Gefangenschaft von mehr als 70 Wochen kam er gelähmt wieder nach Zürich. Er hatte 13,356 Gulden Buße und 100 Kronen Arztkosten bezahlt

müssen, und war zu Ehr- und Wehrlosigkeit verurtheilt worden. Zu Zürich erhielt er ein einträgliches Amt, und Zürich und Bern erklärten das Urtheil der V Orte für kraftlos. So endete ein Handel, in welchem die französische Gesandtschaft nur mit äußerster Mühe den Ausbruch eines Bürgerkrieges gehindert hatte.

Bis zum Jahre 1641 wurde der dreißigjährige Krieg rings um die Eidgenossenschaft geführt und bereitete ihr stets vielfältige Beunruhigungen und Gefahren. Endlich zog er sich mehr den Grenzen des unterliegenden Oesterreich zu, und die Eidgenossen athmeten mehrere Jahre freier, litten aber noch immer an den Nachwehen. Die Regierung zu Bern hatte zur Deckung der Kriegskosten auf sechs Jahre eine mäßige Steuer auf Stadt und Land gelegt. Das Volk, über allerlei früher ungewohnte Lasten und steigende Aristokratie schon unwillig, besorgte Entstehung einer bleibenden Auflage und verweigerte die Steuer. Bedeutende Unterschleife eines angesehenen Staatsbeamten flößten ihm überhaupt Mißtrauen in die Redlichkeit der Verwaltung ein, welches selbst durch die Hinrichtung des Fehlbaren nicht gehoben ward. Die Regierung griff zu Verhaftungen, das Volk zum Aufstande. Eine große Volksversammlung zu Langnau brachte eine Menge begründeter und unbegründeter Beschwerden zur Sprache. Man trostete auf die Hülfe vieler Unterthanen der benachbarten Städte. Endlich beschwichtigten die Eidgenossen das Volk durch Versprechungen und bewogen es sogar zur Abbitte und die Fehlbarkeit zu einem Fußfalle; aber es blieb eine geheime Unzufriedenheit, die zwölf Jahre später um so fürchterlicher ausbrach, je weniger dem Volke die eidgenössischen Versprechungen waren gehalten worden.

Gleiche Ursachen wie im Berner Gebiete erregten Aufstände im Zürcher Gebiete. Minder bedeutend waren im Jahr 1645 die Unruhen in der Grafschaft Kyburg; aber das Uebel ward ernsthafter, als im Jahre 1646 die Herrschaften Wädenschwyl und Knonau eine seit 20 Jahren von Stadt und Land bezogene Steuer verweigerten und beim gleichen Anlasse noch viele andere Beschwerden und Ansprüche erhoben. Alle Erläuterungen und Begütigungen halfen nichts. Zuletzt schlug Wädenschwyl der Regierung von Zürich vor den VII Orten, als den Gewährleistern des Waldmannischen Spruches, Recht vor. Diese Maßregel erfüllte Zürich mit Schrecken und Erbitterung und trug viel zu dem traurigen Ausgange der Sache bei; denn welche Unparteilichkeit ließ sich von Schiedsrichtern erwarten, mit deren Mehrzahl die Stadt seit bald 150 Jahren

in heftige Streitigkeiten verflochten war, und die sich zum Theile jetzt schon sehr zweideutig benahmen? Man mußte ihrer Einmischung zuvor zu kommen suchen. Damit eilte Zürich, den Aufstand mit den Waffen zu unterdrücken. Ihm half sein ganzes übriges Gebiet; Wädenschwyl und Knonau mußten sich ohne Gegenwehr ergeben. Nun starben sieben Anstifter auf dem Blutgerüste, auf die andern fielen schwere Strafen, auf die Gemeinden große Bußen und Unkosten, Demüthigungen, Entwaffnung, Entziehung der Freiheiten und der Urkunden; doch waren Aussichten auf deren Wiedererwerbung eröffnet.

Das Jahr 1648 brachte dem erschöpften Deutschland den westphälischen Frieden. Derselbe verschaffte den Eidgenossen nicht allein Sicherheit vor äußerer Gefahr; sondern der Unterhandlungskunst Johann Rudolfs Wettsteins, Bürgermeisters von Basel, gelang Auswirkung eines eigenen Artikels, der die gänzliche Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft vom deutschen Reiche aussprach, und wodurch alle den Eidgenossen oft so lästigen Ansprüche des Reiches erloschen. Fünf Jahre lang lebten nun die Eidgenossen in Ruhe und Frieden.

#### Der große Bauernkrieg. 1653.

Diesen Frieden störte im Jahr 1653 ein gefährlicher Aufstand, erzeugt durch den Unmuth des Volkes über ökonomische Belästigungen und die immer anspruchsvollere Aristokratie der Städte. Schon öfter hatte dieses Streben nach unumschränkter Herrschaft und der steigende Druck der Verwaltung Mißstimmung, Unruhen, Aufläufe erzeugt; mitunter widersetzte sich das Volk freilich auch billigen und wohlthätigen Einrichtungen, oder maß die Schuld von Belästigungen, welche die Folge unabwendbarer Umstände waren, den Regierungen bei. Aber klein und unbedeutend waren alle frühern Volksbewegungen gegen diejenige des Jahres 1653. Vergessend, daß es zwar ein Unglück ist, unter einer verhassten Regierung zu stehen, daß aber Selbsthilfe des Volkes nur als äußerste Nothwehr gegen ein Uebermaß von Bedrückung, Gewaltthätigkeit und Verworfenheit sich rechtfertigen läßt, vereinten sich die Unterthanen von vier Städten und die Bewohner einer gemeinen Herrschaft zur Empörung. Der Ausgang dieses Kampfes entschied für 150 Jahre den Sieg der Aristokratie. Der Ausbruch des Aufrehrs ward begünstigt durch den Verfall der Dekonomie der untern Volksklassen. Der dreißigjährige Krieg hatte in der Schweiz durch das Zufließen vieler

reichen Fremdlinge, übermäßigen Preis der Landeserzeugnisse und andere Ursachen einen künstlichen Wohlstand erzeugt; dieser verschwand mit dem Frieden. Plötzlich stocften viele Nahrungsquellen; es sank der Werth der theuer gekauften Güter und ihrer Erzeugnisse; strenge Gläubiger, Mißwachs und Theurung erhöhten die Noth; noch größer ward sie durch die Herabsetzung der schlechten Scheidemünze, mit der die Schweiz von Deutschland aus überschwemmt ward.

Den Anfang der Unruhen machte eine Gährung der wegen Bildung eines Patriziates, Beschränkung ihrer Rechte und Nuzungen unzufriedenen Bürgerschaft Luzerns. Sie nöthigte der Regierung und den Geschlechtern einen Vergleich ab. Kaum war die Stadt beruhigt, als die Herabsetzung der Scheidemünze den Aufstand des längst schon mißvergnügten Landvolkes herbeiführte. Hauptsiß der Unruhe war das Entlibuch. Nachdem viele ungereimte Begehren, welche Ausschüffe der Landschaft zu Luzern vorgebracht, nicht sogleich entsprechenden Bescheid gefunden, mißhandelte man Beamtete, hielt Volksversammlungen, faßte Beschwerdeschriften ab, verweigerte die Absendung einer zweiten Abordnung, und als Gesandte der Regierung nach dem Entlibuch kamen, stellte man die ausschweifendsten Forderungen auf, und die Gesandtschaft mußte mit Schmähungen bedeckt heim ziehen. Benehmen und Begehren von dieser Ungereintheit sind die Schande und der Untergang der meisten Volksbewegungen. Sie werden von den Gegnern benutzt, um auch die billigen Verlangen des Volkes in ein schiefes Licht zu stellen und mit dem Unrechten zugleich das Gute und Rechtliche zu beseitigen. Man sah sich hierauf nach Genossen um, und es begann jenes Schmähen, Verleumdungen, Aufwiegeln, welches Vorläufer aller Revolutionen ist. Die Regierung Luzerns war allerdings nicht untadelhaft; jezt aber wurden gerechte Beschwerden vergrößert, andere erdichtet, jeder Mißgriff der Regierung zur Bosheit gestempelt und von den verderblichsten Planen gegen das Volkswohl als von zuverlässigen Dingen gesprochen. Es kamen alle Mißvergnügten, Ehrgeizigen, Unruhigen und predigten Aufruhr. Zugleich ward das Volk durch tausend Vorspiegelungen und Versprechungen geblendet. Bald war das ganze Land ergriffen und schloß einen Bund zu Bollhause zur Sicherung und Vermehrung der Volksrechte. Abschriften desselben wurden eusfig im Berner Gebiete verbreitet, um auch diese Gegenden ins Interesse zu ziehen. Schon hatte das Volk alle Pässe gegen Luzern besetzt, als eine vermittelnde Gesandtschaft der katholischen Stände nach Willisau kam. Sie

ward mißtrauisch empfangen, unanständig behandelt, fällt indes am 19. März einen Rechtspruch, den das Volk, eingeschüch- tert durch Hülfstruppen, welche die Länder nach Luzern gesendet, annahm, obschon er den Wollhauser Bund aufhob und lange nicht alle Volksbegehren berücksichtigte. Die bewaffneten Volkshaufen gingen auseinander, bereuten jedoch bald ihre Nachgiebigkeit und erneuerten die Unruhen. Sie zu beschwichtigen, bewogen die Vermittler die Regierung, dem Volke über die Bestimmungen des Rechtspruches hinaus noch 26 neue Artikel als Gnaden zu bewilligen. Hierauf huldigte die Landschaft mit Ausnahme des Entlibuch.

Auch Berns Gebiet ward unruhig. Wir wissen, wie dort erst im Jahr 1641 ein bedeutender Aufstand nur durch Versprechung wesentlicher Erleichterungen war gestillt worden. Von diesen Versprechungen war aber wenig in Erfüllung gegangen, und zu den alten Klagen gesellten sich manche neue, namentlich auch diejenige über Herabsetzung der Scheidemünze. Angereizt von den Luzernern hielt man gemeine Versammlungen, die sich bald in große öffentliche Zusammenkünfte verwandelten.

In diesem Zeitpunkte erließ die außerordentliche Tagsagung zu Baden ein ernstes Mandat an das Volk, Ermahnungen an die Landvögte der gemeinen Herrschaften, Bitten und Winke an die Regierungen, und entwarf auf alle Fälle hin einen Vertheidigungsplan. — Im Berner Gebiete aber hielten es nur noch einige Landstädte mit der Stadt. Da ordneten die sämtlichen evangelischen Stände eine vermittelnde Gesandtschaft nach Bern. Diese fand zwar den Aargau in einem Aufstande begriffen, durch welchen 500 Basler und Mülhhauser, die nach dem Befehle der Tagsagung Aarau besetzen wollten, zum Abzuge gezwungen wurden, brachte aber dennoch einen Vergleich zuwege und erhielt gute Versprechungen vom Landvolke (4. April). — Im Solothurnischen, wo eine milde, gerechte und untadelhafte Regierung waltete, die alle billigen Wünsche ihres Volkes berücksichtigte und auch während des Aufstandes auf den Tagsagungen stets zu Gunsten des Volkes redete, blieb es ziemlich ruhig; doch konnte Solothurn die Verbindung seiner Angehörigen mit den Empörten, deren Sache ihnen eine allgemeine vaterländische schien, nicht verhindern. — Schlimmer stand es im Basler Gebiete, wo wesentliche Gründe zur Unzufriedenheit sich fanden, und die Regierung von Anfang an zur Unterdrückung der Volksbewegungen ihr Möglichstes that. Hier war offener Aufstand und wurde der Regierung ein Vertrag abge-

drungen, wogegen sie das Versprechen künftigen Gehorsams erhielt.

Man hätte nun auf Erhaltung der allgemeinen Ruhe hoffen dürfen; allein als das Volk keine Anstalten zur Ausführung des Behrplanes der Tagsatzung wahrnahm, erblickte es hierin einen Beweis von Schwäche und faßte neuen Muth. Seine Lenker bemerkten ihm: „Der Erfolg der Unterhandlungen sei weit unter seinen gerechten Erwartungen geblieben; das Benehmen der Regierungen verdiene Mißtrauen; es sei nöthig, ihrem Herrenbunde einen Volksbund entgegen zu stellen.“ Man hielt Kantonalvolksversammlungen und ernannte Abgeordnete zu einer großen eidgenössischen Landsgemeinde nach Summiswald. Viele Gegenden und Gemeinden wurden durch List und Gewalt zur Theilnahme am Aufstande gebracht. Im Basler Gebiete ließ sich das Volk jetzt schon Plünderungen und Mißhandlungen zu Schulden kommen, und 350 Mann, die das vorzüglich unruhige Viesal besetzen sollten, mußten sich zurück ziehen.

Am 23. April hatte die Volksversammlung zu Summiswald statt. Nikolaus Leuenberg von Schönholz wurde zum Volkshaupte erwählt, der Entwurf eines Volksbundes verlesen, Anknüpfung von Verhältnissen mit dem französischen Gesandten gesucht und auf den 30. April ein zweiter allgemeiner Landtag zur Bestätigung und Beschwörung des Volksbundes nach Hutwyl im Berner Gebiete ausgeschrieben.

Die Zwischenzeit benutzte man zur heftigsten Aufregung der Volksmassen. Man hoffte auch auf Verbindungen mit mißvergünstigten Städtern, denn es war schon lange eine geheime Gährung in mehreren eidgenössischen Städten. So wie nämlich die Städte nach Oberherrschaft über das Land und nach geschlossenen Bürgerrechten strebten, so trachteten hinwieder in den Städten einzelne Geschlechter nach der Herrschaft über ihre Mitbürger, nach alleinigem Besitze aller Macht und Gewalt, nach geschlossenen Patriziaten, und dieses Streben erzeugte nicht geringen Unmuth unter den Bürgerschaften. — Das Landvolk machte sogar Versuche, die demokratischen Kantone auf seine Seite zu bringen. Dieselben hatten etwa früher die Partei des Landes gegen die Städte genommen; aber jetzt, wo sie, für ihr eigenes Interesse besorgt, Abfall ihrer Unterthanen und der gemeinen Herrschaften fürchteten, fand man verschleffene Ohren. Ihre Weigerung schreckte jedoch die Landleute nicht ab. Schon war es dahin gekommen, daß man die Anhänger der Regierung bedrohte, mißhandelte. Man quälte und beraubte sie und ließ sich

nur mit Mühe abhalten, zur Abschreckung anderer einige hinzurichten.

Die Volksversammlung zu Gutwyl wurde nicht stark besucht und darum eine neue ausgeschrieben. In düsterer Stimmung saß in diesen Tagen abermals eine außerordentliche Tagssatzung zu Baden. Sie lud Ausschüsse der Mißvergnügten vor, erhielt aber ablehnende Schreiben. Da beschloß sie: „im Falle des Angriffes solle ein Ort dem andern zuziehen“ und erließ eine ernste Kundmachung, welche als letzte Abmahnung und Rechtsverwahrung der Obrigkeiten dem Ausbruche der Feindseligkeiten voran gehen sollte.

Auf der zweiten Volksversammlung zu Gutwyl wurde ohne Berücksichtigung dieser Warnung der Volksbund beschworen und Leuenberg von da an Obmann des Bundes geheißten. Bei dieser Versammlung versuchte die Berner Regierung noch eine Unterhandlung mit ihrem Volke. Als aber dieses auf unbedingter Befriedigung selbst seiner ungereimtesten Forderungen bestand, beschloß sie, die Waffen entscheiden zu lassen, verlangte eidgenössische Hülfe, und nahm eine starke Besatzung ein. Auch Luzern setzte sich in Bertheidigungsstand und empfing Juzug aus den Ländern. Am 21. Mai erging die Mahnung des Vorortes Zürich an die Eidgenossenschaft, mit aller Macht aufzubrechen zur Herstellung der Ruhe. Am gleichen Tage griff auch das Berner Volk zu den Waffen, besetzte alle Pässe, schloß die aargauischen Städte und Bern selbst ein; gleichermaßen ward Luzern von seinem Landvolke belagert, und die Basler nahmen Farnsburg. Vor Bern kam es zu keinen Waffenthaten, aber zu einem Vergleiche auf dem Murifelde, durch welchen die Regierung dem Volke in 36 Artikeln sehr viele Rechte und Freiheiten und sogar eine Zahlung von 50,000 Pfund bewilligte, die Landleute aber Niederlegung der Waffen, Huldigung und Auslieferung des Gutwyler Bundes verhiessen. Aber die Belagerung der aargauischen Städte ward dessen ungeachtet fortgesetzt; auch ging ein Theil des Heeres sogleich zur Belagerung Luzerns ab. Leuenberg, dem die Regierung dieses als Treubruch vorwarf, antwortete mit Gegenklagen und Drohungen, und auf die Nachricht vom Ausrücken der Zürcher sendete er ins Aargau und Freiamt wieder Armeebefehle und Verheißungen von Hülfe.

Vor Luzern lagen zahlreiche Schaaren mit sieben Feldstücken. Von dem Berner und Solothurner Landvolke verlangten sie 10,000 Mann Hülfsstruppen und Geschütz. Im Uebrigen ging

es nicht so gar ernstlich her vor Luzern. Man aß, trank, spielte, schloß hinüber und herüber, wegen der weiten Entfernung jedoch ohne Schaden, und die Einschließung ward ganz ungefährlich, als ein bedeutender Theil des Belagerungsheeres unter dem Oberanführer Christian Schybi nach Mellingen ging, sich den anrückenden Zürchern entgegen zu stellen.

Zürich hatte sich sogleich nach der ersten Tagzagung von Baden auf alle Fälle hin gerüstet, und nachdem es sich der Treue seines eigenen Landes versichert, rückte es mit St. Gallen, Glarus, Schaffhausen, Thurgau 9000 Mann stark ins Feld. Ansehnliche Reserven standen in Bereitschaft. Der General Konrad Werdmüller bemächtigte sich allererst des Passes bei Mellingen. Den Berner Boden berührte er nicht und stellte alle Feindseligkeiten ein, sobald er Nachricht vom Vertrage auf dem Murisfelde erhielt; aber die Landleute, von denen etwa 20,000 Mann beisammen waren, wollten den Kampf. Sie unterhandelten zwar, unternahmen jedoch noch vor Ablauf der Bedenkzeit einen Angriff. Am 3. Juni, um 3 Uhr Nachmittags, rückten sie heran. Es erfolgte das Treffen bei Wohlenschwyl, in welchem sich die Landleute nach vierstündiger Gegenwehr durch die bessere Ordnung ihrer Gegner, das Feuer des Geschützes, großen Menschenverlust und den schrecklichen Anblick brennender Dörfer zum Rückzuge und noch am gleichen Abend zu demüthig erneuerten Friedensanträgen genöthigt fanden. Tags darauf beharrten nur noch die Luzerner und Freiämter auf Fortsetzung der Feindseligkeiten; hingegen die Schaaren von Bern, Solothurn und Basel nahmen mit Jubel folgende vier Punkte an: 1. Niederlegung der Waffen. 2. Herausgabe des Hutwyler Bundes. 3. Rechtlichen Entscheid über die zwischen den Obrigkeiten und dem Volke noch waltenden Streitfragen. 4. Bewaffnete Vermittlung der ausgezogenen Stände bis nach gänzlicher Beilegung des Streites.

Nach dem Treffen bei Wohlenschwyl besetzte Werdmüller den untern Aargau und zeigte sich hierbei gerecht und mild. Er drang auf Erfüllung des Vertrages und menschliche Behandlung der Ueberwundenen, „damit nicht das Letzte ärger werde als das Erste“. Bern aber fühlte sich durch diesen Vertrag gekränkt, weil in ihm weder Genehmigung der Regierung, noch Auslieferung der Rädeßführer mit klaren Worten vorbehalten war.

Einige Tage nach dem Treffen von Wohlenschwyl sollte ein Schiedsgericht zu Stanz die Streitigkeiten im Kanton Luzern beseitigen. Die Regierung versuchte noch, durch eine schnelle Waffenthat seinem Spruche auszuweichen; aber ihre Hülfsvölker

zeigten keine große Lust zum Schlagen, und die, welche ihre Pflicht thaten, wurden nach einigen Fortschritten zum Rückzuge genöthigt. Auch die Landleute machten unangenehme Erfahrungen über die Unzuverlässigkeit der ihnen zugelaufenen Berner. Beide Theile wurden dadurch zum Frieden geneigt. Der Schiedspruch war dem Lande wenig günstig und ward dennoch von der Stadt als ein Eingriff in ihre Rechte betrachtet. Indes fügten sich beide Theile; nur das Entlibuch mußte mit den Waffen bezwungen werden. In diesen Tagen wurde auch die Landschaft Basel durch Truppen aus der Stadt, einen Zuzug von Mühlhausen und die Furcht vor Werdmüllers Heere zur Ruhe gebracht.

Nach dem Bruche des Vertrages auf dem Murifelde zog am 4. Juni mit 8000 Mann auch Bern zu Felde. Sein General Sigmund von Erlach hatte Vollmacht über Leben und Tod, entehrte sich aber durch Grausamkeit und durch die völlige Zuchtlosigkeit seines Heeres. Die von ihm schonungslos geübte Rache hatte eine abermalige Zusammenrottung mehrerer Tausende unter Leuenberg zur Folge. Sie wurden am 8. Juni (am Pfingstsonntag-Morgen) in einem hitzigen Gefechte bei Herzogenbuchsee geschlagen, und dieser Sieg machte dem Aufstand ein Ende. Sofort wurde versucht, die Verträge von Stanz und Mellingen als zu gelinde aufzuheben. Sie wurden nun zwar von Zürich so entschlossen vertheidigt, daß ihre völlige Zurücknahme nicht gelang; allein eine Schwächung derselben, eine Ausdehnung der Bestrafungen konnte nicht verhindert werden. Ueber diese Fragen stritt man so heftig, daß ein Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen Zürich und Bern wahrscheinlich ward und Vielen sogar eine Verbindung Zürichs mit dem Berner Landvolke nicht ungedenkbar schien. Nachdem man sich verglichen, begannen die Bestrafungen, welche theils von den Kantonsregierungen, theils von eidgenössischen Kriegsgerichten ausgingen. Alle Gefängnisse füllten sich mit Schuldigen und mehr als 40 Personen, unter ihnen Leuenberg und Schybi, erlitten die Todesstrafe. Viele Andere trafen Leibes-, Freiheits- und Ehrenstrafen, besonders aber Vermögensentziehungen und schwere Geldbußen. Auch die Bürgerchaften in den Städten, namentlich diejenige Luzerns, empfanden die Rache der Aristokratie.

Hierauf erhob sich unter den Kantonen ein heftiger Streit über die Kriegskosten. Die zu Hülfe gekommenen verlangten nämlich Ersatz, die andern verweigerten ihn beharrlich. Zuletzt mußten die Unterthanen bezahlen. — Die Erbitterung über die bedeutenden Summen, welche man von Solothurn erpreßte,

so wie über die rücksichtslose Behandlung, die es um seiner Mäßigung gegen das Volk willen erdulden mußte, verleiteten es zu einem Separatbündniß mit Frankreich. Deswegen ward es auf Tagsatzungen von den Berathungen über die französischen Angelegenheiten ausgeschlossen und sank auch in der Gunst des Volkes. — Im September ereigneten sich nochmals Unruhen im Entlibuch. Einige Wagehälse, welche den Aufstand begonnen und ihn selbst jetzt noch nicht aufgeben wollten, vollführten einen Mordanschlag wider eine ins Entlibuch gekommene Abordnung der Regierung. Sie fanden aber bei dem Volke keine Unterstützung; Gefangenschaft und Tod war ihr Loos.

Im Uebrigen konnten sich die Regierungen nicht verhehlen, daß in dem für sie so glücklich beendigten Kampfe lange nicht alles Unrecht auf Seite des Volkes gewesen sei. Sie erwogen die Größe der Gefahr und entschlossen sich zur Abhülfe. Ernstlich wurde dieser Gegenstand auf mehreren Tagsatzungen berathen. Aber Einfluß und Vollmacht der Tagsatzung waren beschränkt; sie mußte den einzelnen Kantonen überlassen, was jeder in seinem Innern thun wolle, und so geschah denn wenig genug. Wenn sich auch die schreckende Erfahrung lange im Andenken erhielt, so unterblieb doch Vieles, oder kam allmählig wieder in Vergessenheit, was vertragsmäßig, oder auch sonst zum Wohle des Volkes hätte geschehen sollen. — In Beziehung auf die gemeinen Herrschaften faßte die Tagsatzung, der hier ein größerer Wirkungsfreis geöffnet war, viele wohlwollende Beschlüsse; aber die einzelnen Kantone, namentlich die Länder, lehrten sich wenig an diese ihre kleinlichen Interessen gefährdenden Verordnungen. Noch weniger gefielen sie den Beamteten, ihren Dienern und Anhängern. Wenn daher ein Landvogt Unterstützung oder Straflosigkeit im Heimatskanton erwarten durfte, stand er nicht an, jene Vorschriften zu übertreten; die Zurechtweisungen der Stände, denen an einer bessern Ordnung wirklich gelegen war, wurden verlacht. So geschah es denn, daß alle Versuche, dem Unwesen in den gemeinen Herrschaften zu steuern, ohne bedeutenden Erfolg blieben.

#### Der Religionskrieg vom Jahre 1656.

Drei Jahre nach diesen traurigen Begebenheiten entzündete sich an der religiösen Spaltung der Eidgenossen abermals ein Bürgerkrieg. Schon längere Zeit hatte nur ein Vorwand zum Beginn von Thätlichkeiten gefehlt. Da geschah es, daß sich im Jahr 1655 einige wegen ihres Glaubens verfolgte reformirte

Haushaltungen aus dem schwyzerischen Flecken Art, 36 Personen stark, nach Zürich retteten. Hier, wo man stets eifrig war, bedrängten Glaubensgenossen zu helfen, fanden auch sie einen Zufluchtsort, und an die Regierung zu Schwyz wurde ein Fürbitzschreiben wegen Aushingebung ihres Vermögens erlassen. Aber Schwyz zog die Habe dieser Leute ein, und wer zu Art ähnlicher Religionsmeinungen verdächtig war, wurde gefangen, gefoltert, einige hingerichtet, andere an die Inquisition zu Mailand abgeliefert. Vergebens stellten die evangelischen Stände vor, wie sie viele Personen aus ihrem Gebiete ungehindert nach den katholischen Orten abziehen lassen, und verlangten das Gegenrecht; Schwyz wollte sich nicht einmal einem eidgenössischen Schiedssprüche unterwerfen. Jetzt begannen Rüstungen und ward um auswärtige Hülfe geworben. Auf beiden Seiten bediente man sich der Geißlichkeit, um das Volk, welches eben nicht von großer Kriegslust beseelt war, aufzureizen. Die Grenzen wurden besetzt, Kriegsmanifeste erlassen, und die Länder, denen einige hundert Spanier zugezogen, bemächtigten sich der Grafschaft Baden, der Freien Aemter und der Stadt Rapperschwyl, worauf Zürich mit 10,000 Mann aufbrach, Kaiserstuhl, Zurzach, Klingnau und den Thurgau wegnahm und den Feldzug mit einer fruchtlosen Belagerung Rapperschwyls eröffnete. Weit langsamer erschien Bern mit 18,000 Mann auf verschiedenen Punkten im Felde. Eine seiner Heerabtheilungen, etwa 8000 Mann, lagerte sich in großer Unordnung bei Birmingen, ward durch einige tausend Luzerner überfallen und nach kurzem Widerstande mit großem Verluste geschlagen. Durch diesen Verlust gereizt, rüstete sich Bern ernstlicher zum Kriege; allein nach einigen unbedeutenden Gefechten und Streifereien gelang den unparteiischen Orten und den fremden Gesandten Vermittlung des Friedens. Großes Verdienst erwarb sich dabei der Bürgermeister Wettstein von Basel. Nur neun Wochen hatte der Krieg gedauert und dennoch vieler Menschen Glück und Leben und außerordentliche Geldsummen nutzlos verschlungen. 61,000 Mann waren im Felde gestanden; denn man hatte zur Befriedigung des Bruderhasses eine Anstrengung nicht gescheut, welche öfter schon zur Vertheidigung der Freiheit und Ehre des Vaterlandes zu schwer geschienen. Uebrigens hatte der kurze Krieg den bedenklichen Verfall des eidgenössischen Kriegswesens geoffenbart. Mit den vertriebenen Arttern that man, was besser vor dem Kriege hätte geschehen mögen: man steuerte ihnen etwa 10,000 Gulden, und sie wurden zu Zürich aufgenommen.

Innere Lage der Eidgenossenschaft in der zweiten Hälfte des  
siebenzehnten Jahrhunderts. 1656—1700.

Der Zustand der Eidgenossenschaft in den letzten 40 Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts darf mit Recht ein unerfreulicher genannt werden; fast nichts als Selbstsucht, Kantons- und Ortsgeist, politische und religiöse Eifersucht. Die Bewohner der verschiedenen Kantone, ja einzelne Theile desselben Kantons nährten gegen einander eher Abneigung als Zuneigung. Der innere Verkehr, die gegenseitige Mittheilung waren gehemmt und vergeblich alle Versuche, die vielen kleinlichen, das allgemeine Wohl hemmenden Interessen zu vereinigen. Daneben Rohheit und Aberglauben, eine grausame Strafrechtspflege, ein verwildertes Volk, verwildert durch den Mangel an Bildungsanstalten, durch den auf ihm liegenden Druck der Verwaltung, durch mangelhafte Gesetze, durch Krieg und Theurung und durch eine Religionslehre, welche die Gläubigen durch Furcht und Zittern zum Guten wollte, nicht durch Liebe zu Gott und Erkenntniß der Wahrheit. Einige Beispiele werden die Richtigkeit dieser Schilderung beweisen, deren Unerfreulichkeit durch einige Anstrengungen für die Wissenschaft, das Ausblühen des Handels, das Entstehen mancher wohlthätigen Stiftung und einzelne edlere Züge nur wenig gemildert wird.

**Wigoldinger Handel.** Am Pfingstfeste 1664 durchzog ein luzernerischer Werboffizier mit 43 betrunkenen Rekruten den Thurgau. Diese drangen mit gezückten Degen in die reformirte Kirche zu Lipperschwyl, wo eben Gottesdienst gehalten wurde. Ein altes Weib flieht nach Wigoldingen und stürzt mit Angstgeschrei in die angefüllte Kirche. Sogleich bricht Alles auf; man glaubt Lipperschwyl mit Mord und Blut erfüllt. Die Rekruten, auf die man unterwegs stößt, werden ohne nähere Nachfrage angegriffen, einige erschlagen, andere verwundet, der Rest gefangen oder zersprengt, und der Hülfsruf der Sturmglocke verbreitet Schrecken und Bestürzung weit umher. Auf Befehl der von ihm gereizten regierenden Stände stellt der ernerische Landvogt Franz Arnold die Anführer der Wigoldinger, deren sich Zürich allein annimmt, vor ein Blutgericht. Die Sitzung wird durch einen zusammengelaufenen Haufen Zürcher und Thurgauer zwei Mal gestört. Die V katholischen Stände, im Wahne, diese Volksbewegung sei von Zürich angestiftet, entbrennen vor Zorn; sie mahnen all ihr Volk und besetzten die Renzlinie und Kaiserstuhl. Auch Zürich verwahrt und rüstet sich und wirbt um in- und aus-

ländische Hülfe. Mit Mühe verhinderten die vermittelnden Stände einen abermaligen Bürgerkrieg, und Zürich mußte sich die Hinrichtung einiger Wigoldinger, die Bestrafung anderer gefallen lassen, so wie daß der Gemeinde 20,000 Gulden Kosten aufgelegt wurden.

Im Jahr 1668 ward Frankreich durch Eroberung der Freigrasschaft Burgund Nachbar der Eidgenossenschaft an ihrer ganzen westlichen Grenze. Diese Nachbarschaft schien so gefährlich, daß man Sicherheitsmaßregeln für nöthig hielt. Darum errichteten die Eidgenossen das sogenannte Defensivale (eidgenössische Wehrrordnung). Dieses vaterländische Werk genos mehrere Jahre allgemeinen Beifall, bis der Landvogt Friedrich Schorno von Schwyz, ein ränkevoller Mann, die Landsgemeinde seines Kantons vermochte, sich demselben zu entziehen. Dem unrühmlichen Beispiele folgten katholisch Glarus, Uri, Obwalden. Die Tagsatzung setzte zwar auf Schorno's Kopf einen Preis und ächtete ihn mit zwei seiner Anhänger; aber der Schaden, den er gestiftet, war nicht wieder gut zu machen.

In den Jahren 1683 bis 1686 wollten Frankreich und Savoyen die Reformation auf ihrem Gebiete vertilgen. Unmenschlich ward gegen die Bekenner des evangelischen Glaubens gewüthet. Glückselig, wer unter tausend Gefahren, auf schrecklichen Abwegen, von allem Nothwendigen entblößt, sich retten konnte. Zahlreiche Schaaren dieser Bejammernswerthen, die Réfugiés genannt, kamen nach der Schweiz. Sie wurden auf Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen verhältnismäßig vertheilt, genährt, gekleidet und beherbergt. Man machte Versuche, ihnen die Rückkehr ins Vaterland zu öffnen, und veranstaltete für sie, nachdem dieses mißlungen, Ansiedlungen in Deutschland. Keine Rücksicht auf die Unzufriedenheit Frankreichs und das Mißtrauen der katholischen Stände, eben so wenig die Länge der Zeit oder der Ueberdrang und Umdank der Vertriebenen selbst, welche die ihnen ausgemittelten Wohnsitze mehrmals verließen, um nach der Schweiz zurück zu kehren und von da aus sogar gewalthätige Versuche zur Rückkehr ins Vaterland zu machen, kühlten den Trieb des Religionseifers und der Menschenliebe.

Im Jahre 1694 starb kinderlos der letzte Fürst von Neuenburg, und 1707 ward, ungeachtet aller Bemühungen Frankreichs, durch die neuenburgischen Landstände unter bestimmten Bedingungen und mit dem höchsten Beifalle der Eidgenossen der König von Preußen zum Fürsten von Neuenburg gewählt.

Im Jahre 1695 erzeugte der blinde Religionseifer Anton Hedings, Landvogts zu Sargans, den Wartauer oder Hexenkrieg. Um vier katholischen Haushaltungen willen zwang er der reformirten Gemeinde Wartau den katholischen Gottesdienst auf. Sogleich beschäftigten sich die regierenden Stände mit dieser Sache. Zürich und reformirt Glarus verlangten Wiederabschaffung, die übrigen Beibehaltung der Messe. Keine Unterhandlungen fruchteten; schon rüstete man sich zum Kriege und verübte Feindseligkeiten. Während dieser Unruhen sollte zu Uznach nach einer in jener dunkeln Zeit nur zu oft vorkommenden Verblendung ein unglückliches Weib als Hexe hingerichtet werden. Die schauderhafte Handlung hatte kaum begonnen, als der Lärm entstand, es rücken vom Zürichsee her Truppen an. Aufsteigende Staubwolken liehen der Sage einige Wahrscheinlichkeit. Sogleich Läuten der Sturmglocken, Gefangennehmung und grausame Mißhandlung einiger Zürcher Landleute, die als Zuschauer zur Hinrichtung gekommen, gewaffneter Aufbruch aller Mannschaft von Uznach; am Ende zeigte es sich, daß all dieser Lärm durch eine heranziehende Schaafherde erregt worden. Der Landvogt Joseph Anton Stadler ließ sogleich die mißhandelten Zürcher ledig, leistete Abbitte, und so groß war der Aberglaube jener Zeit, daß Niemand seine Entschuldigung sonderbar fand, die Hexe habe ihn und Alle mit ihren Künsten verzaubert. So endete glücklich ein Zwischenfall, der um so üblere Folgen hätte haben können, als durch ihn sehr leicht ein von der Tagfahung wegen des Wartauer Handels geschlossener Vergleich hätte rückgängig werden mögen. Im Uebrigen kam Landvogt Stadler nicht ungestraft aus der Sache, sondern mußte an Schmerzgeldern, Arztkonto und Unkosten eine große Summe bezahlen.

Zwei Jahre später (1697) erregte Leodegar Bürgisser, Abt von St. Gallen, den wir bald als Urheber noch größeren Unglückes werden kennen lernen, dadurch, daß er bei einer Prozession außerhalb des Klosters Kreuz und Fahnen auf vertragswidrige Weise durch die Stadt tragen ließ, den sogenannten Kreuzkrieg, der zwar zu keinen Waffenthaten führte, aber doch die ganze Eidgenossenschaft beunruhigte und im Jahre 1698 mit einem Vergleich endete, in welchem die Unbengsamkeit des Abtes der Stadt noch einige tausend Gulden Kostenersatz abzupressen wußte.

Endlich schloß sich das Jahrhundert mit Verfolgungen der Wiedertäufer und Annahme des verbesserten Kalenders durch die reformirten Stände. Nur die

Stadt St. Gallen, evangelisch Glarus, Appenzell Außerrhoden und Bündten blieben, durch Volksbewegungen genöthigt, der alten, fehlerhaften Zeitrechnung treu. Wirklich brachte erst die Staatsumwälzung von 1798 der gesammten Schweiz Einheit der Zeitrechnung.

Auswärtige Verhältnisse der Eidgenossen in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts 1656—1700.

Die nämlichen 40 Jahre, die uns im Innern der Eidgenossenschaft so betrübende Erscheinungen zeigen, waren auch unerschrocken für ihre auswärtigen Verhältnisse. Verschwunden ist der alte Glanz, der ehemals in diesen Verhältnissen vorherrschte. Die Gesandten der fremden Mächte haben ihre Bitten in Befehle, ihre Schmeicheleien in Drohungen verwandelt, und wie sie früher in Bewerbungen um die Gunst der Eidgenossen wetteiferten, überbieten sie jetzt einander in dem Bestreben, ihnen durch Demüthigungen ihre Schwäche fühlbar zu machen. Am auffallendsten geschah dieß von Frankreich, dessen König Ludwig XIV., Tyrann in seinem eigenen Reiche, auch in den kleineren Nachbarstaaten nicht viel mehr als seine Untertanen erblickte.

In den Jahren 1672—1679 und 1688—1697 wütheten europäische Kriege rings an den eidgenössischen Grenzen; sie zogen der Schweiz lange und kostspielige Grenzbesetzungen, viele Gebietsverletzungen und Beunruhigungen zu.

Mit Frankreich wurde im Jahr 1663 von allen Ständen das von dieser Macht lange geachtete Bündniß geschlossen. Damals ward auch Zürich dem seit der Reformation befolgten Grundsätze, die fremden Kriegsdienste zu meiden, wieder untreu. Durch dieses Bündniß wurde die Unmaßlichkeit Frankreichs eher gesteigert als gemildert; von dem Bundesvertrage befolgte es meist nur diejenigen Artikel, welche ihm angenehm waren. Die eidgenössischen Truppen wurden oft zum höchsten Nachtheile der Schweiz in Frankreichs Kriegen gegen die vereinigten Niederlande und gegen Deutschland verwendet, und die Vorstellungen der Tagfakung fanden beim Könige eben so wenig Gehör als ihre Befehle bei den Truppen; denn für diese Miethlinge war Verachtung der Gebote ihrer Regierungen eine Art von Ehrenpunkt geworden. Auch in andern Dingen ließ Frankreich die Eidgenossen seine Geringschätzung fühlen. Im Jahre 1697 wurden sie durch eine wegwerfende Behandlung der Stadt Genf, noch im gleichen Jahre durch den Festungsbau zu Hüningen, 1681 durch die

plötzliche Wegnahme der mit Zürich und Bern verbündeten freien Reichsstadt Straßburg, 1695 durch abermalige Mißhandlung Genfs, 1698 durch die Verletzung der Kapitulationen und Abdankung eines Theiles ihrer Truppen gekränkt. Alle diese Demüthigungen erzeugten bei den Eidgenossen zwar Mißtrauen und Abneigung gegen Frankreich, hinderten sie aber nicht, diese Macht mit großer Schonung, Nachgiebigkeit und Ehrerbietung zu behandeln, nicht sowohl um der Uebermacht Frankreichs als um der Pensionen und Gnadengelder willen, die heimlich und öffentlich in die Staats- und Privatkassen flossen. Ein Einstellen dieser Zahlungen machte manche Kantone, namentlich diejenigen, welche die Gelder auf die Köpfe der Bürger oder wenigstens unter die Rathsglieder vertheilten, jederzeit zu Allem willig. Wo sich die Regierungen und ganze Kantone solcher Erniedrigungen nicht schämten, wie hätte sich der Einzelne scheuen sollen, um Geld das Vaterland zu verrathen? Frankreichs verrufenster Anhänger war der Generallieutenant Peter Stuppa aus Bündten. Nur in seltenen Fällen erinnerten sich die Eidgenossen ihrer nationalen oder ihrer persönlichen Würde und wiesen unziemliche Zumuthungen Frankreichs ernst zurück.

Mit den deutschen Fürsten bestanden freundliche Verhältnisse, minder friedliche mit Oesterreich. Diese Macht versteckte ihren Unwillen über die Anhänglichkeit der Eidgenossen an Frankreich und über die häufige Verwendung der Schweizertruppen gegen ihre Lande hinter vielfältige Reflexionen und Kränkungen und öftere, in den Kriegs- und Theurungsjahren den Eidgenossen besonders beschwerliche Fruchtsperren.

Mit andern Mächten war wenig Verbindung, außer daß in diesem Zeitraume die holländischen Kapitulationen begannen, durch welche man von Frankreich und seiner Willkür unabhängiger zu werden gedachte.

Dieß war die innere und äußere Lage der alten Eidgenossenschaft, als sie in ihr letztes Jahrhundert hinüber ging. Dunkel lag vor ihr die Zukunft, wie eine drohende Gewitterwolke.

## Viertes Kapitel.

## Die Eidgenossen im achtzehnten Jahrhundert.

1700—1798.

Der Anfang des Jahrhunderts. 1700—1712.

Wir berühren nur kurz die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts. Mit immer mehr Rücksichtslosigkeit sah sich die Eidgenossenschaft von den großen auswärtigen Mächten behandelt. Namentlich glaubte Frankreich, sich Alles erlauben zu können. Ihm schienen die Vortheile, welche den Eidgenossen durch die französischen Kriegsdienste zufließen, so unermesslich groß, daß es ein vorzügliches Recht auf die Dankbarkeit der Schweiz zu haben meinte. Es betrachtete daher dieses Land als eine Art von Provinz und jeden Widerstand gegen seine Wünsche als einen strafwürdigen Hochverrath. Deshalb wurden Kantone und Personen, welche sich mißbeliebige Schritte erlaubten, geschädigt und verfolgt, und die französischen Gesandten hörten nicht auf, von Gnade, Wohlthat und schuldiger Dankbarkeit zu sprechen. Dieses Benehmen wurde nur zu gut unterstützt durch eine starke Zahl feiler Menschen, welche den Klang schnöden Goldes höher schätzten als Ehre und Vaterland, und durch Truppenanführer, welche verrätherisch genug waren, französische Minister zur Verwerfung der billigsten Forderungen des Vaterlandes zu ermuntern. Nur selten wagte die Tagsatzung, den Anmaßungen Frankreichs mit Würde entgegen zu treten, und schwache Versuche einzelner Kantone erreichten bald ihr Ende, wenn die Pensionen zurückgezogen, oder Ein- und Ausfuhr verboten wurden.

Durch den spanischen Erbfolgekrieg wurden die Eidgenossen in den Jahren 1701—1714 wiederum den gleichen Gefahren und Belästigungen ausgesetzt, welche früher schon, ihrer Neutralität ungeachtet, europäische Kriege über sie gebracht hatten.

Im Innern schien Friede zu herrschen und war doch kein Friede, wohl aber viel Zermürbniß unter den Kantonen und mannigfache Unruhen in einzelnen Landesgegenden. — Am weitesten kam es zu Genf, wo sich die angesehenen Geschlechter mit Hülfe von Zürich und Bern gegen freisinnige Regungen

der Bürgerschaft durch Wassengewalt und Hinrichtungen im Besitze der angemakten Vorrechte behaupteten.

Der Toggenburger oder Zwölfkriege. 1712—1718.

Weit bedauerlichere Folgen als die Bestrebungen der Aristokratie zu Genf hatte die Ungerechtigkeit des Fürstabtes von St. Gallen gegen die Landschaft Toggenburg. Das Land Toggenburg war einst mit bedeutenden Freiheiten an die Aebte von St. Gallen gekommen, sah sich aber im Laufe der Zeiten eines dieser Rechte um das andere entreißen; besonders wurden die Reformirten auf alle Weise bedrückt. Am schlimmsten behandelte das Land der Abt Leodegar Bürgisser von Luzern, welcher, bei persönlicher Neigung zur Gewaltthätigkeit, um so eher im Geiste damaliger Zeit seine Regentenmacht für eine unumschränkte, über Verfassung, Gesetze, Verträge, Recht und Billigkeit erhabene hielt. Lange ward die Unterdrückung geduldig ertragen; endlich erlaubte sich das Volk Vorstellungen gegen einen lästigen Straßenbau, öffnete gewaltsam ein Archiv und wendete sich an die Kantone Schwyz und Glarus, die mit dem Toggenburg im Landrechte standen. Da hüthte der Abt die Häupter dieser Bewegung schwer an Geld und Ehre; der Landweibel Germann ward sogar zum Tode verurtheilt, diese Strafe jedoch in Einsperrung verwandelt. Andere Anforderungen und Ungerechtigkeiten folgten. Die Bedrängten klagten aufs neue bei den verlandrechteten Ständen, fanden Mitleiden und Schutz, und ungeachtet der Protestation des Abtes ward im Juni 1703 das Landrecht neu beschworen. Jetzt verlangte der Abt von der Tagsatzung ein eidgenössisches Schiedsgericht; da er aber wegen seiner Verbindungen mit Oesterreich bei den Eidgenossen wenig Gunst genoß, fand er auch wenig Gehör. Dennoch besorgten die Toggenburger, zuletzt durch Schwyz und Glarus dem Abte wieder preisgegeben zu werden; sie suchten daher und fanden weitere Hülfe bei Zürich und Bern. Der große Eifer, mit dem sich diese beiden Stände nun sogleich der toggenburgischen Angelegenheiten annahmen, ihr gewaltthätiges und einseitiges Verfahren reizte die katholischen Orte, und der päpstliche Nuntius, der Abt, der Klerus näherten durch Aufregung des Glaubenshasses die verderbliche Flamme, wozu sie die im Toggenburg erfolgte Herstellung freier Religionsübung so wie den Uebertritt einiger katholischen Toggenburger zur reformirten Kirche mit vielem Glücke benutzten. Auch vergaß der Abt nicht, die Häupter der V Orte durch Bestechungen an

sein Interesse zu fetten. So ward die toggenburgische Angelegenheit nach und nach Gegenstand des Streites zwischen Zürich, Bern und den V Orten. Bald fanden beide Parteien Kriegsrüstungen und Werbung um ausländische Hülfe nöthig. Zu Schwyz starb sogar im Jahr 1708 Joseph Anton Stadler, das Haupt der toggenburgischen Partei, auf dem Blutgerüste.

Im Toggenburg selbst herrschte die größte Verwirrung. Eine überwiegende Mehrheit wollte zwar die errungenen Freiheiten behaupten; aber sie und ihre Vorsteher waren unter einander eifersüchtig und uneinig, und es gelang auch der Klugheit und Umsicht des von Zürich zu ihnen abgeordneten Johann Ulrich Nabholz nicht, Ruhe und Eintracht unter ihnen zu erhalten, oder sie mit Gemeingeist zu erfüllen. Ueberdieß hatte sich allmählig eine zahlreiche Partei, worunter fast alle katholischen Gemeinden, wieder auf die Seite des Abtes geschlagen. Diese suchten nun häufig, den reformirten Gottesdienst zu stören, was Gewaltthaten, Mißhandlungen, Todtschläge zur Folge hatte. So blieb die Lage der Dinge bis zum Jahre 1712. Einzig bemeiserten sich die Toggenburger im Jahr 1709 einiger Schlösser, in die der Abt Besatzung gelegt hatte.

Mit Bedauern erkannten die unparteiischen Stände mehr und mehr, daß alle ihre Vermittlungsversuche die Eidgenossenschaft schwerlich vor den Gräueln eines Bürgerkrieges bewahren werden. Immer lebhafter äußerte sich in den entzweiten Ständen die kriegerische Stimmung. Ehrgeizige und feurige Köpfe, einflußreiche Staatshäupter und die beidseitige Geistlichkeit waren emsig bemüht, einen Bruch herbei zu führen. Endlich im April des Jahres 1712 geschah die Kriegserklärung von Zürich, Bern und Toggenburg gegen den Abt von St. Gallen. Sie enthielt die Versicherung, es bezwecke der Krieg nur die Seledigung Toggenburgs von ungerechtem Drucke, nicht aber Störung des eidgenössischen Friedens oder Schädigung der katholischen Religion. Bereits am 13. April eröffneten die Toggenburger mit großer Unordnung und Zuchtlosigkeit die Feindseligkeiten, während der Abt ein bedeutendes Truppenkorps nach Wyl warf. Den bei diesen Truppen befindlichen katholischen Toggenburgern wurden von den Segnern bald Weib und Kind nachgetrieben. Diese Ereignisse brachten auch die V Orte und Wallis in kriegerische Bewegung, wie sehr auch der französische Gesandte wohlmeinend zum Frieden rieth. Der überwiegende Einfluß des Nuntius Caraccioli, eines blinden Eifersers, der durch den Klerus das Volk aufregte, riß diese Stände zum Kriege hin. So

war aus dem Streite des Abtes von St. Gallen mit seinen Landen und Leuten den Eidgenossen ein verderblicher Bürgerkrieg erwachsen, dessen Gräuel noch jetzt die Ehre der Eidgenossen brandmarken. Schauplatz der hauptsächlichsten Kriegsereignisse wurden auf der einen Seite das St. Gallische, auf der andern die Grafschaft Baden und das Freiamt.

Nachdem sich die Zürcher im Thurgau hatten huldigen lassen, unternahm ein Korps von Zürichern, Bernern, Toggenburgern zwei übel geleitete und erfolglose Angriffe gegen das Städtchen Wyl. Dagegen streiften des Abts Truppen im Thurgau und reizten durch Plünderungen und Grausamkeiten die Thurgauer zu solcher Wuth und Rache, daß der Landsturm erging. Alles eilte herbei, was Stab und Stange tragen mochte; Werkzeuge des Ackerbaues verwandelten sich in Waffen, Weiber und Knaben in muthvolle Krieger, die Aebtischen wurden zurück getrieben und ihre Grausamkeiten mit gleichen Gräueln vergolten. Hierauf schritt man zu förmlicher Belagerung und Beschießung Wyls. Als dieselbe ernstlich ward, entfloh der größere Theil der Besatzung, und die Stadt ergab sich am 22. Mai. Der äbtische Anführer Felber wurde von seinem eigenen Volke schrecklich gemordet. Dem Beispiele Wyls folgte das ganze Gebiet des Abtes, er selbst mit seinen Mönchen war entwichen, und Zürich und Bern besetzten auch das verlassene Kloster St. Gallen, wo ihnen außer der Bibliothek, den Glocken und einem eigenhändigen Verzeichnisse des Abtes über die Summen, mit denen er die Führer der V Orte bestochen, wenig mehr in die Hände fiel.

Noch vor diesen Ereignissen hatten in der Grafschaft Baden 1500 Berner den Aarübergang bei der Stille und Vereinigung mit den Zürichern erzwungen. Dann bemächtigte man sich der Grafschaft und der Klöster Bettingen und Rheinau. Diesen Unternehmungen folgte eine Reihe von Streifzügen und Plünderungen, unter denen die Grafschaft Baden am meisten litt, weil, wenn die V Orte die reformirten Häuser eines Dorfes geplündert hatten, die Zürcher und Berner es sich zur Pflicht machten, an den katholischen Häusern desselben Dorfes das Gleiche zu thun. Gleich wie Wyl im Toggenburg, ward am 22. Mai auch Mellingen im Freiamte von Zürich und Bern eingenommen und vier Tage später einige tausend Luzerner und Freiamtler, die sich den Bernern auf der Straße nach Bremgarten entgegen stellten, in der sogenannten Staudenschlacht besiegt. Nach diesem Gefechte ergab sich Bremgarten, verließ die Mannschaft des Freiamtes die Armee der V Orte und huldigte das

ganze Freiamt Zürich und Bern; dann ward Baden belagert und nach ziemlich entschlossenem Widerstande am 1. Juni zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade gezwungen. Alle diese glücklichen Erfolge erfreuten besonders die Toggenburger und erfüllten sie mit der Hoffnung, ganz unabhängig zu werden. Sie thaten Alles für diesen Zweck, konnten aber ihr Ziel nicht erreichen.

Die bisherigen Verluste machten die V Orte geneigt, auf Friedensvorschläge der unparteiischen Stände zu hören. Besonders willig war das sowohl vom Berner Heere als von demokratischen Regungen seines eigenen Volkes bedrängte Luzern. Auch Zürich und Bern ließen sich Unterhandlungen gefallen, weil bei längerem Kriege Einmischung fremder Mächte zu fürchten und unter ihnen selbst Eifersucht und Zwistigkeit erwacht waren. So begann denn ein Friedenskongreß zu Arau. Sobald aber verlautete, der Friede werde Gebietsabtretungen zur Folge haben, erhoben sich in den Ländern große Unruhen. Zu Schwyz, Unterwalden, Zug wollte man nichts von diesem Frieden hören, und fanatische Geistliche bearbeiteten das Volk. Die friedliebende Partei in den Räten ward entsetzt oder gelähmt, Vorsteher auf den Landgemeinden mißhandelt. Man setzte Kriegsräthe nieder, in denen Jesuiten und Kapuziner Sitz und Stimme hatten. Der Ritter Ackermann aus Unterwalden versuchte sogar mit einigen hundert Mann Luzern durch nächtlichen Ueberfall zu gewinnen, und nur Luzern und Uri ratifizirten den Frieden. Den drei übrigen Ständen ward der Zutritt offen behalten.

Der Zutritt erfolgte nicht. Ja die blinde Wuth des durch einige Demagogen, durch den Klerus und vor Allem durch die Umtriebe des Nuntius zum Aufruhr gereizten Pöbels ließ auch zu Luzern und Uri den Frieden nicht zu Stande kommen. Das Luzerner Volk drohte seiner Regierung mit Ermordung Aller, die den Krieg nicht wollen. Zu St. Wolfgang im Kanton Zug rottete sich unter Ritter Ackermann und Oberst Reding eine sogenannte Freisahne von 4000 Mann zusammen, welche zu irgend einem Gewaltstreiche entschlossen war, und das Geheul der Sturmglöcken rief noch Tausende Bewaffneter und selbst Weiber zu diesen Schaaren. In größter Sorglosigkeit lagen 6000 Zürcher bei Knonau, 8000 Berner bei Muri und 1400 Berner an der Brücke bei Sins. Diese letztern wurden über die Brücke von Gislifon umgangen und in großer Unordnung überfallen. Sie rafften sich zwar so gut als möglich zusammen und leisteten tapfern Widerstand; endlich wichen sie der Uebermacht. Die Haupt-

masse schlug sich durch, ein anderer Theil setzte sich hinter die Mauern des Kirchhofes und fand nach dreistündigem Gefechte Gefangenschaft oder Tod. Einige, die sich in den Kirchturm geworfen hatten, wurden durch den Rauch angezündeten Strohes erstickt oder zum Herunterspringen genöthigt. Alle Versprengten, die den Bauern in die Hände fielen, wurden verflümmelt, erschlagen, selbst die Verwundeten mißhandelt. Man wollte sogar alle Gefangenen ermorden, und nur mit einiger Gefahr rettete sie der Edelsinn einiger feindlichen Offiziere.

Zwei Tage später ward eine ähnliche Unternehmung gegen die zürcherischen Verschanzungen am Richterschwylener Berge ausgeführt. Der Angriff ward zwar nach siebenstündigem Kampfe abgeschlagen; aber wehrlose Greise und Weiber im Dörfchen Hütten hatten durch die Wuth der Feinde einen grausamen Tod gefunden. Verderben hätte die Angreifer getroffen, wenn das bei Rüti stehende bedeutende Zürcher Korps nach dem Rathe des Ulrich Nabholz schnell über den See gesetzt hätte; aber die Offiziere desselben zogen es vor, von den jenseitigen Anhöhen dem Kampfe zuzusehen, andere saßen ganz gemüthlich in Kamisolen und Schlafhauben beim Morgenessen, und das Hauptquartier verlor seine Zeit mit langweiligen Berathungen. Als endlich Nabholz mit Bescheltung und Eifer in diese Truppen einige Bewegung gebracht, kam ihre Hülfe viel zu spät.

Durch diese Angriffe wurden Zürich und Bern so aufgebracht, daß sie keinen Friedensvorschlägen mehr Gehör geben wollten. In den V Orten hingegen war nichts als Jubel, und Luzern wurde durch sein empörtes Volk genöthigt, sich offen für Fortsetzung des Krieges zu erklären. Die Auführer wählten sich ihre Offiziere selbst und zwangen sie mit dem Bajonette auf der Brust und gespanntem Hahne, sie noch einmal gegen den Feind zu führen. So drangen ungefähr 10,000 Mann aus den V Orten ins Freiamt ein und verstärkten sich durch die Einwohner, welche sogleich von Zürich und Bern abfielen. Die Berner bei Muri zogen sich zurück und saßen hinter Birmergen Stellung. Die Gegner folgten, und am 25. Juli geschah die Schlacht von Birmergen. Den ganzen Vormittag beschloß man sich mit geringem Erfolge. Nachmittags um 1 Uhr griff der linke Flügel der Berner den rechten der Gegner an, zersprengte ihn und warf ihn in die Wälder und Sümpfe der Bünz. Eilig stürmte zur Herstellung der Schlacht der feindliche linke Flügel heran und zwang durch überlegene Zahl und die Vortheile seiner Stellung den rechten Flügel der Berner zum Weichen. Vergebens hofften

die Gebirg  
hätte sich  
größeren  
mein und  
wurden  
geschloßen  
getunken,  
sich eine  
oder tod  
Offiziere  
Stehen  
siebenzig  
im Grunde  
Waldheit  
traft die  
Verlust  
theilhaftig  
erfüllt  
und die  
demselben  
gehen  
N  
und Z  
Jetzt ha  
Waffen  
Rappet  
jetzt n  
mann  
Brücke  
Vollstän  
stand in  
Doch m  
die Lini  
und Ber  
und War  
stritten  
Klein  
und h  
bedeut  
voller  
dung  
auf d

die Gedrängten auf Hülfe ihrer siegreichen Heerabtheilung. Dieselbe hatte sich in der Hitze der Verfolgung und voll Begierde nach Beute grobentheils aufgelöst. Die einzelnen Bataillone, die man zu sammeln und nach dem rechten Flügel zu führen im Stande war, wurden in den Rückzug verwickelt. Er geschah langsam und mit geschlossenen Gliedern; aber der Muth der Truppen war ganz gesunken, schon jagte das Geschütz nach Lenzburg zu, schon zeigte sich eine Menge feiger Ausreißer, drei Generale waren verwundet oder todt und das Heer seiner Auflösung nahe, als es muthvollen Offizieren gelang, das Geschütz zur Umkehr, die Fliehenden zum Stehen zu bringen. Mit begeisterten Worten feuerte der vierundsiebenzigjährige Feldherr Samuel von Frisching seine Truppen zur Erneuerung des Kampfes an. Er ward in fast unordentlicher Wildheit wieder begonnen; aber der überraschte Feind hielt die Kraft dieses Stoßes nicht aus, wendete sich und floh. Noch einen Versuch zum Widerstande that ein feindliches Korps durch Vertheidigung der Höhen; allein diese wurden von den Bernern erstürmt, nach sechsstündigem Gefechte war der Sieg errungen, und die V Orte flohen mit Verlust einiger Tausende von eben demselben Schlachtfelde, das sie vor 56 Jahren als stolze Sieger gesehen hatte.

Nun war die Macht und der Muth der V Stände gebrochen, und Zürich und Bern rückten in ihr unmittelbares Gebiet ein. Jetzt baten Zug und Schwyz um Frieden und erhielten vorläufigen Waffenstillstand; hierauf nahm Zürich die March, Gasterland und Rapperschwyl ein. Zwar wollten Einzelne in den V Orten auch jetzt noch den Frieden nicht. Abermals sammelte der Ritter Akeremann eine starke Rotte zu einem zweiten Ueberfalle der Sinsler Brücke. Kaum konnten angesehene Männer durch Kniefall diesen Volkshaufen von seinem unsinnigen Vorhaben abhalten. Ein Aufstand im Luzernischen mußte durch die Berner gedämpft werden. Doch ward am 11. August der Friede geschlossen, durch welchen die Länder, mit Vorbehalt der Rechte von Glarus, an Zürich und Bern die Grafschaft Baden, die Städte Bremgarten, Mellingen und Rapperschwyl und einen bedeutenden Theil der freien Aemter abtraten, Bern in die Mitregierung der Landschaften Thurgau, Rheinthal, Sargans und der obern freien Aemter aufnahmen und sich in diesen gemeinen Herrschaften zu Gunsten des Volkes bedeutende Veränderungen in der Verwaltung, besonders eine vollkommene Gleichstellung beider Religionsparteien und Entscheidung über die wichtigeren Gegenstände, namentlich über alles, was auf die Religion Bezug hatte, nicht durch Stimmenmehrheit der

regierenden Stände, sondern durch gleiche Sätze mußten gefallen lassen. So war der Friede geschlossen. In den evangelischen Kantonen wurde er durch Freudenfeste und Danktage gefeiert; die Last der Kriegskosten trugen die Staatschätze; die Verwundeten, Verkrüppelten, Verwaisten wurden durch Pensionen, Aemter, Belohnungen getröstet oder in guten Spitalern verpflegt und dadurch vielem Mißvergnügen vorgebogen. In den gemeinen Herrschaften, die sich zu Gunsten ihrer Beherrscher parteit hatten, zeigte sich tiefer Haß oft unter den Bewohnern Einer Ortschaft. In den katholischen Ständen selbst war große Trauer und Erbitterung, Mißvergnügen mit den Anführern, dem Klerus, Verdacht des Verrathes, Mangel an Nahrung und Geld, Noth durch versunkenes Hauswesen, fast unerschwingliche Kriegssteuern, mannigfaches Elend durch Verstümmelung, Wunden und Tod, dazu fanatische Wuth, hin und wieder Ahnung, daß die Einsalt des Volkes von schlaunen Führern mißbraucht worden sei. Es entstanden bedenkliche Unruhen, Uri war genöthigt, den sich auslehrenden Livinern große Freiheiten zuzugestehen. In Schwyz war heftige Bewegung, als eine Abgabe von 5 Speziesthalern auf jede Haushaltung gelegt werden mußte. Luzern brauchte Gewalt, die Kosten einzutreiben, es mußte die Hülfe der Eidgenossen anrufen, als es diejenigen züchtigen wollte, welche den ersten Narauer Frieden gebrochen und demagogische Umtriebe angezettelt hatten. Vom Papste verlangte es Abberufung des Nuntius Caraccioli, den es als Haupturheber des Unglückes betrachtete; allein Papst Clemens rief ihn erst am Ende des Jahres 1713 zurück und gab hierauf in seinem Zorne der Schweiz zwei Jahre lang gar keinen Nuntius.

Auch von der gesammten Eidgenossenschaft waren Versöhnung und Ruhe noch weit entfernt. Die Länder konnten ihre Verluste nicht verschmerzen. Sie erneuerten im Jahr 1713 auf dem Rütli ihren besondern Bund. Die Umstände wurden so bedenklich, daß sich Zürich und Bern im Jahr 1714 auf neuen Krieg gefaßt hielten, und ihre Besorgnisse wurden nicht gestillt, als die sämmtlichen katholischen Stände und Wallis im Jahr 1715 ein sehr enges, dem Gemeinwohle der Eidgenossenschaft verderbliches Bündniß mit Frankreich abschlossen, über dessen geheime Artikel sich die bedenklichsten Gerüchte verbreiteten, und mit Bestimmtheit wurde der 13. Oktober als Tag der Ausführung verborgener Pläne bezeichnet. Wie viel oder wie wenig wirklich im Werke gewesen, weiß Niemand, zur Ausführung kam nichts; denn schon am 1. September 1715 starb Ludwig XIV. von Frankreich, die

eintretende Regentschaft gab allen Ständen die freundlichsten Zusicherungen, und stets haben die katholischen Orte jene Gerüchte für grundlose Verleumdungen erklärt.

Der Abt Leodegar Bürgisser sträubte sich bis zu seinem Tode gegen den Frieden. Er blieb im Auslande, sein Gebiet hielten Zürich und Bern besetzt; aber sein im Dezember 1717 erwählter Nachfolger schloß nach wenigen Monaten Frieden und erhielt sein ganzes Gebiet, auch das Toggenburg, wieder, dem jedoch bedeutende Rechte zugesichert wurden. Bern ließen sich Zürich und Bern den Frieden gefallen, auch sie waren ermüdet und schon seit geraumer Zeit nicht mehr so ganz einig. Gegen den Frieden stemmten sich nur noch die Toggenburger und der Papst. Ungern rissen sich jene von dem Gedanken völliger Unabhängigkeit los und fügten sich erst, als die letzte Hoffnung geschwunden war. Papst Clemens aber entband in einem Breve den Abt und seine Nachfolger aufs feierlichste von der Beobachtung des Friedens, „so daß sie an die Zusagen, welche ihnen durch den unseligen Vertrag abgedrungen worden, so wenig gebunden sein sollen, als wenn sie nie wären gegeben worden“. Die Aebte fanden es jedoch gerathen, von dieser Befreiung keinen Gebrauch machen zu wollen.

Innere Unruhen im achtzehnten Jahrhundert. 1712—1789.

Nach dem Schlachttag von Birmingen wendeten die Eidgenossen ihre Waffen 86 Jahre lang weder gegen sich selbst, noch gegen eine fremde Macht; aber nie war der eidgenössische Staat durch innere Unruhen gewaltsamer zerrüttet als nach dem Toggenburger Kriege bis zum Untergange der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft. Die meisten dieser Unruhen erzeugte der Kampf über die Frage: ob in den eidgenössischen Kantonen Gesetz und Gleichheit der bürgerlichen Rechte, oder Willkür und Vorrechte der Geburt, der Person und des Ortes geltend sein sollen. Die Partekämpfe wurden, wie ihre Natur es mit sich brachte, mit äußerster Leidenschaftlichkeit geführt, und es ist schwer zu sagen, ob in diesem Zeitraum Mangel an Entsaugung und Hartnäckigkeit der Einen, oder Unmäßigkeit und gesehlose Selbsthülfe der Andern dem Vaterlande verderblicher geworden. Wir wollen nur das Merkwürdigste aus der langen Reihe dieser Gährungen erzählen. Möchte doch die warnende Stimme dieser Trauergeschichten den Geschlechtern unserer Tage nicht vergebens ertönen!

Das erste dieser unseligen Ereignisse sind Unruhen im Lande Zug. Durch Reichthümer und Ehrenstellen glänzte

dasselbst das Geschlecht der Zurlauben. Es beförderte das französische Interesse; ihm hatte diese Krone die Salzverwaltung und die Vertheilung ihrer Jahr- und Gnadengelder übertragen. Aber eben diese Vortheile erweckten den Zurlauben Neider und Gegner, an deren Spitze der kluge, jedoch leidenschaftliche Rathsherr Joseph Anton Schuhmacher stand. Diese Partei, die man die harte oder österreichische nannte, suchte das Volk gegen die Zurlauben einzunehmen, beschuldigte sie der Untreue und Willkür, und vergebens trachteten die Zurlauben, diese Umtriebe zu entkräften. Im Jahr 1729 ward einer ihrer heftigsten Gegner zum Landammann gewählt, und nun ging man unverweilt öffentlich gegen sie zu Werke. Der Landammann Fidel Zurlauben mußte sich flüchten, verlor sein ganzes Vermögen und starb im Jahr 1731 in der Verbannung. Ein nicht minder hartes Schicksal traf seine Freunde, Verwandten, Anhänger, jeden, der sich Schuhmachers Gewalt und Absichten widersetzte. Im Jahr 1731 empfing dieser selbst die Würde eines Landammanns, bewirkte die Auflösung aller Verhältnisse mit Frankreich, konnte sich aber nur drei Jahre lang behaupten; denn das Versiegen der französischen Geldquellen und seine Schreckensherrschaft brachten Alles wider ihn auf. Sein Unglück ward vollendet, als er von den Staatsgeldern und namentlich von den Bußen und Konfiskationen, von denen Vieles zur Belebung seiner Partei verwendet worden war, nicht gehörige Rechnung zu geben vermochte. Er und seine Anhänger wurden im Jahr 1735 aus dem Rathe gestossen, die Verbannten aber zurück gerufen und wieder in ihre Ehren und Würden eingesetzt. An ihrer Stelle wanderten nun ihre Gegner ins Elend. Schuhmacher selbst, dessen Leben kaum vor der Volkswuth gesichert werden konnte, erlitt eine höchst schimpfliche Strafe und ward dann auf die sardinischen Galeeren abgeführt. Der Tod erlöste ihn zu Turin. Der Kanton Zug hat ehrfurchtsvoll um Wiederaufnahme in den französischen Bund, erhielt sie und mit ihr Erneuerung der Jahr- und Gnadengelder. Dieselben Gelder stürzten im Jahr 1764 Zug abermals in vierjährige Verwirrung, die nur durch Vermittlung der Eidgenossenschaft gehoben ward.

Das Ländchen Werdenberg war seit 1517 dem Stände Glarus unterthan, und empfing von ihm im Jahr 1667 Urkunden über seine Freiheiten und Rechte, welche im Jahr 1705 die glarnerische Landsgemeinde zur Einsicht abforderte, ohne sie wieder zurück zu geben. Nachdem alle Vorstellungen der Werdenberger fruchtlos geblieben, verweigerten sie im Jahr 1719 die Huldigung.

Die Theilnahme an ihrem Schicksale erregte große Gährung in allen östlichen Unterthanenlanden der Eidgenossenschaft, darum suchte die Tagsatzung zu vermitteln; allein Glarus schlug die Rückgabe der Urkunden ab, die Werdenberger aber bestanden auf dieser Forderung. Ausschüsse, die sie selbst nach Glarus sendeten, wurden dort verhaftet, und einer der kühnsten starb im Kerker eines plötzlichen, ungewissen Todes. Mißhandlungen erpreßten den andern zwar die gewünschte Nachgiebigkeit; allein im Werdenbergischen verband man sich, Gut und Blut an die Sache zu setzen. Jetzt warf Glarus des Nachts und auf Abwegen 75 Mann in das Schloß. Sogleich erklangen die Sturmglocken, und das Schloß ward umringt; aber die Nachricht, daß 2000 Glarner anrückten, zerstreute die Volkshaufen. Zürichs Vermittlung bewog die Glarner zur Schonung und zum Rückzuge, die Werdenberger zur Unterwerfung. Die Gefahr war jedoch kaum vorüber, so erneuerten sie die Unruhen. Jetzt rückten 800 Glarner in das Ländchen, aus welchem alle wehrhaften Männer entflohen waren, ein. Mangel und Kälte nöthigten die Entflohenen zur Rückkehr. Viele wurden ernstlich gestraft, und an Bußen und Kosten fielen auf die Werdenberger über 70,000 Gulden. Erst im Jahr 1725 folgte einige Erleichterung und 1734 Rückgabe mancher entrißenen Freiheit.

Zu Genf erneuerten sich im Jahr 1714 jene traurigen Unruhen, welche vor kurzem nur mit Gewalt waren unterdrückt worden, und erschütterten von da an diesen unglücklichen Staat bis zu Ende des Jahrhunderts. — Eigenmächtigkeiten des Rathes hatten großes Mißvergnügen erregt, das durch leidenschaftliche Volkshäupter eifrig genährt wurde; doch wurden gewaltsame Ausbrüche bis zum Jahre 1734 verhindert. Da verlangten die Bürger Abschaffung einiger Lasten; der Rath antwortete durch Verteidigungsanstalten. Jetzt greifen auch die Bürger zu den Waffen und erzwingen Versammlung einer Bürgergemeinde. In ihr lassen sie sich vom Rathe zwar besänftigen, aber beiden Parteien bleibt ein Groll zurück. Als der Rath im Jahr 1737 einige Verhaftungen vornimmt, eilt die ganze Bürgerschaft zu den Waffen. Blut fließt in den Straßen. Der Rath unterliegt. Diese Unruhen endete die Vermittlung Frankreichs, Zürichs und Berns. Sie entwerfen eine Verfassung, welche die Ansprüche des Rathes und der Geschlechter beschränkt und am 18. Mai 1738 von der Bürgerschaft mit dankbarer Freude beinahe einstimmig angenommen wird. Bis zum Jahre 1762 war nun Ruhe. Im Laufe dieser 24 Jahre hatte Genf sehr an Reichthum und Blüthe zugenommen; aber allmählig erwachten auch wieder die Parteikämpfe. Es erfolgten

neue Ausbrüche, als die Bürgerpartei behauptete, einer Bürger-  
 versammlung stehe das Recht zu, über jeden beliebigen Gegenstand  
 einzutreten, während der Rath ihr nur Befugniß über solche  
 Gegenstände einräumen wollte, die er selbst ihr vorlege. Der  
 Kampf war bald so hitzig, daß die Vermittler abermals einschreiten  
 mußten; aber die Bürger verwarfen ihren Entscheid. Doch ver-  
 söhnten sich Rath und Bürgerschaft, als französische Truppen der  
 Stadt nahen, und Frankreich Versuche macht, Handel und Gewerbe  
 des entzweiten Genf nach Versoix zu ziehen. Bei diesem Anlasse  
 empfangen auch die Natisfs (Einsassen) Erweiterung ihrer Rechte.  
 Im Jahr 1782 bricht wieder ein Aufstand los, die Regierung  
 wird gestürzt und eine freiere Verfassung eingeführt. Dieser Aus-  
 gang war den Vermittlern nicht genehm. Sie verweigern An-  
 erkennung der neuen Regierung, und Frankreich, Savoyen und  
 Bern verbinden sich zur Bezwingung der Stadt. Nach einer  
 Belagerung von wenig Tagen entfliehen unter den Verwünschungen  
 der Bürger die Häupter der Bürgerpartei, nachdem sie kurz zuvor  
 geschworen, sich unter Genfs Trümmern zu begraben. Ohne  
 Schwertschlag öffnet die Stadt ihre Thore, die gestürzte Regierung  
 wird mit beinahe unumschränkter Gewalt hergestellt, und Genf  
 versinkt in Knechtschaft. Alle Mittel zur Unterdrückung freisinniger  
 Gedanken werden angewendet. Zwei Jahre lang ist eine Besatzung  
 der Eroberer, später eine geworbene Stadtwache von 1200 Mann  
 Bürge für die Ruhe. Auswanderungen, zu welchen Tausende  
 greifen, bieten den einzigen Weg zur Befreiung dar. Wohlstand,  
 Gewerbfleiß und Handel der Stadt zerfallen. Sieben Jahre lang  
 herrschte die durch fremde Gewalt aufgedrungene Regierung; sie  
 suchte zwar durch unparteiisches Recht, treue Verwaltung und Be-  
 lebung von Kunst und Betriebsamkeit sich beliebt zu machen; aber  
 die Bürgerschaft versöhnte sich nicht mehr mit ihr. Zu tief waren  
 die Wunden, welche die Begebenheiten des Jahres 1782 freiheits-  
 liebenden Herzen geschlagen hatten, und als in Frankreich die  
 Stürme der Revolution losbrachen, erhoben sich auch Genfs  
 Bürger, die Knechtesfesseln zu zerschlagen.

Während andere von innern Zerrüttungen geplagt waren,  
 bestand Luzern muthvoll viele Kämpfe gegen Papst und  
 Nuntiaturn, welche in kirchlichen Dingen eine vom Staate  
 unabhängige Gerichtsbarkeit ansprachen und die Geistlichkeit öfters  
 zum Widerstande gegen die Staatsgewalt ermuthigten. Durch  
 solchen hartnäckigen Widerstand hatte sich im Jahr 1725 Leonz  
 Andermatt von Baar, Pfarrer zu Udligenswil, eine  
 gerichtliche Vorladung zugezogen; als er nicht gehorchte, erfolgte

ein Verbot  
 einen neuen  
 den Bischöfen  
 nei auf  
 Stadt und  
 katholischen  
 einen Raum  
 einen Eid  
 beschwor,  
 unter And  
 Der Rath  
 Eid, der C  
 katholischen  
 und selbst  
 Papste ihm  
 aber auch  
 genommen  
 Bischof zu  
 gen ich w  
 Balbaf  
 des Staate  
 Widerverte  
 Aufhebung  
 Rath  
 im Jahr  
 konnte, da  
 Schmidl  
 am Wäble  
 gelien und  
 eine Wäble  
 verwardeit  
 Weid und  
 In dem  
 pendel ob  
 Nähe des  
 Reiches bi  
 Frieden gen  
 verzuolen  
 jeller in E  
 des dertig  
 warf, wie  
 Doch hie

ein Verbannungsurtheil, und befahl der Rath der Gemeinde, einen neuen Pfarrer zu wählen. Jetzt trat in Verbindung mit dem Bischöfe von Konstanz der Nuntius Dominikus Passionei auf, protestirte gegen alles Geschehene, verließ Luzern bei Nacht und sendete heftige Klageschreiben an den Papst und die katholischen Stände. Der Papst Benedikt XIII. unterstützte seinen Nuntius mit möglichstem Nachdrucke, und als der Rath einen Eid zu fester Behauptung des landesherrlichen Ansehens beschwor, verfällte eine Komission von vier Kardinalen Luzern unter Androhung des Bannes zur Rücknahme seiner Schritte. Der Rath aber versammelte die Bürgerschaft und empfing ihren Eid, der Obrigkeit beizustehen mit Gut und Blut. Die übrigen katholischen Stände ließen Vorstellungen an den Papst gelangen, und selbst Frankreich verwendete sich zu Gunsten Luzerns. Dem Papste schien rätlich, sich zu mäßigen. Andermatt blieb verbannt; aber auch die von der Gemeinde auf Befehl der Regierung vorgenommene Wahl wurde aufgehoben und die Gemeinde durch den Bischof zu einer neuen Wahl angewiesen. Das war der Udligenschwyler Handel, in welchem sich Franz Urs von Balthasar durch kluge und muthige Behauptung der Rechte des Staates ausgezeichnet. — Die ins Jahr 1731 fallende Wiederverlegung des Sitzes der Nuntiatur nach Luzern hatte Aufhebung der Verbannung Andermatts zur Folge.

Nach solchen Erscheinungen muß es auffallen, wie Luzern im Jahr 1747 gestatten, ja sich's sogar zum Verdienste anrechnen konnte, daß ein Ketzergerecht von vier Geistlichen den Jakob Schmidli ab der Sulzig, einen tadellosen Mann, verurtheilte, am Pfahle erwürgt und verbrannt zu werden, weil er die Bibel gelesen und sie auch Andern erklärt hatte. Mit Schmidli wurden seine Bücher und seine Schriften verbrannt, sein Haus in Asche verwandelt, auf der Brandstätte eine Schandsäule errichtet, sein Weib und 6 Kinder mit 71 andern Personen des Landes verwiesen.

In den Jahren 1732 und 1733 störte der Norschacher Handel oder der Streit der Harten und Linden die Ruhe des Landes Appenzell Auser Rhoden. Die sämtlichen Vorsteher dieses Landes hatten im Jahr 1714 den Norschacher Frieden genehmigt, ohne ihn der Landsgemeinde zur Bestätigung vorzulegen. Eine Bestimmung dieses Vertrages, welche die Appenzeller in Streitigkeiten mit der Stadt St. Gallen und dem Abte des dortigen Klosters einem eidgenössischen Schiedsgerichte unterwarf, schien vielen von ihnen eine Schmälerung ihrer Freiheiten. Doch hätte sich diese Mißstimmung wahrscheinlich verloren ohne

eine alte Eiferucht der beiden Landestheile vor der Sitter und hinter der Sitter und der sie leitenden Geschlechter Zellweger und Wetter. Eine Zollfreiheit mit St. Gallen ward im Jahr 1732 Veranlassung zu Umtrieben gegen den Vertrag. Der Landrath beschloß zwar Bestrafung der Unruhigen; allein hinter der Sitter achtete man seinen Schluß nicht, stieß die Freunde des Rorschacher Friedens aus den Gemeindräthen, und bald parteite sich das ganze Land unter dem Namen der Linden und Harten für oder wider den Frieden. Ein Aufstand der Harten zwang den zu Herisau versammelten Landeshauptern durch Mißhandlungen die Einwilligung zu einer Landsgemeinde ab. Dieselbe entkräftete tumultuarisch den anstößigen Artikel und entsetzte alle Regierungsglieder, die zur Partei der Linden gehörten. Allein diese übermannete Partei beschloß auf einer nahen Wiese, die Verfügungen und Wahlen dieser Landsgemeinde nicht für rechtmäßig zu halten. Hiesfür als Rebellen erklärt, riefen die Linden die eidgenössische Vermittlung an. Dieselbe blieb fruchtlos und wurde von einem großen Theile der Appenzeller als eine Art Unterdrückungsversuch betrachtet. Es kam zu Aufläufen und Thätlichkeiten, bei denen die Linden unterlagen. Am Ende griff Alles zu den Waffen, 3000 Linde standen zu Trogen, die Harten mit Geschütz zu Teufen. Mit großer Mühe konnten die Vermittler Feindseligkeiten verhüten. Jedoch erklärten die Harten, sie geben weiter keiner Vermittlung Gehör. Von da an verminderte sich täglich die Partei der Linden. Am 10. Mai 1733 ward sie auf einer Landsgemeinde weit überstimmt, der streitige Friedensartikel verworfen, und viele Linde mit Geldbußen und Ausschließung von Ehren und Aemtern bestraft.

In diesem Jahrhunderte nie erlöschender innerer Unruhen sah Bern im Jahr 1749 die Henzische Verschwörung, auch der Burgerlärm genannt. Sie war gerichtet gegen die Aristokratie der patrizischen Geschlechter, und sollte der Stadtbürgerschaft eine demokratische Verfassung, dem Landvolke aber bloß einige zweifelhafte ökonomische Vortheile gewähren. Es schien zwar ein schweres Unternehmen, durch wenige meist zu Grunde gerichtete Mißvergnügte eine Regierung stürzen zu wollen, die von den Eidgenossen, und was mehr war, von der überwiegenden Mehrheit ihres eigenen glücklichen Volkes geliebt wurde. Dennoch wagte man dieses Unternehmen und zwar in jenem engherzigen Sinne und Geiste, welcher die Verschworenen im voraus der Theilnahme des Volkes beraubte. Schon im Jahr 1743 hatten sich 26 Bürger zu einer Bittschrift um Rechtsgleichheit für die

gesammte Bürgerschaft vereinigt. Die Verfasser wurden bestraft und zum Theile verbannt. Unter den Verbannten war der Hauptmann Samuel Henzi, ein Mann von Geist und Bildung und nicht unedelm Sinne. Seine Verbannungszeit ward abgekürzt; allein kaum zurückgekehrt, verwickelte er sich, durch üble Dekonomie gedrängt und durch Zurücksetzung bei einer Wahl beleidigt, in dasjenige Komplot, das seinen Namen trägt. Bald leuchtete jedoch manchem Theilnehmer die Unmöglichkeit des Gelingens ein, andere schauderten vor der Leidenschaftlichkeit, mit welcher einige ihrer Genossen nach Ehren und Schätzen und selbst nach Brand und Blut lechzten. Keiner bedauerte solche Pläne inniger als Henzi. Er suchte sich ohne Verrath an den Verschworenen fernerer Theilnahme und ihren Folgen zu entziehen. Zu spät. Schon hatte sich ein Verräther aus Neue gefunden. Die Schuldigen wurden verhaftet, Henzi und zwei andere enthauptet, einige Entflozene ebenfalls zum Tode verurtheilt, andere in Verbannung oder in's Gefängniß gestoßen, aber bald wieder begnadigt. Nach diesen Ereignissen ward die Stadtwache zu Bern auf 360 Mann verstärkt. Kräftiger schützten die bestehende Ordnung einige wesentliche Verbesserungen in der Staatsverwaltung. Auch beflissen sich die Regierungsglieder gegen ihre Mitbürger und namentlich gegen das Landvolk großer Freundlichkeit und Leutseligkeit.

Im Jahre 1768 entstanden Unruhen zu Neuenburg, weil der König von Preußen, als Fürst dieses Ländchens, seine dortigen Einkünfte verpachtete. Das Volk that wiederholt dringende Vorstellungen. Am meisten Widerseßlichkeit zeigte die Stadt Neuenburg. Gegen sie ward vor dem Rathe zu Bern ein Prozeß eingeleitet, zu Gunsten des Königs entschieden und die Stadt in große Kosten verfällt. Die öffentliche Erbitterung richtete sich nun gegen den königlichen Generaladvokaten Gaudot, der von der Volkspartei zur königlichen Sache übergetreten war. Er wollte sich flüchten, ward aber durch einen Anlauf an der Vollführung gehindert. Tollkühn schießen Gaudot und sein Neffe aus den Fenstern auf den tobenden Volkshaufen, tödten einen Mann, verwundeten einige andere und verwandelten des Volkes Grimm in zügellose Wuth. Gaudots Haus wird erstürmt, er ermordet, seine Habe geplündert; unter dem Ausrufe: „es lebe der König!“ zerstreuen sich die Thäter. Hierauf wird eine Besatzung aus den IV verbündeten Orten (Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn) in die Stadt gelegt, über die Schuldigsten Strafurtheile ausgesprochen und die Stadt abermals in große Kosten verfällt. Allein das

Vorhaben einiger königlichen Beamteten, diese Ereignisse zu Schmälerung der neuenburgischen Landesfreiheiten zu benutzen, wird durch muthige Bürger und die Bundeskantone vereitelt. Sehr edelmüthig zeigte sich König Friedrich der Große, er gibt den Fehlbaren Amnestie, dem Volke Abhülfe wirklicher Beschwerden, stellt Verfassung und Freiheiten des Landes sicher, sendet zu völliger Beruhigung Neuenburgs einen neuen Statthalter und beschämt durch seine Milde manche eidgenössische Regierung.

Nachdem Uri das Livinenthal in den Jahren 1712 und 1713 mit Ertheilung großer Freiheiten hatte besänftigen müssen, blieb dasselbe ruhig bis zum Jahre 1755. Die Hauptursachen der in diesem Jahre ausbrechenden Empörung waren Eigennutz und die Furcht, Quellen ungerechten Gewinnes verstopft zu sehen. Klagen über ungetreue Verwaltung des Vermögens von Wittwen und Waisen bewogen nämlich die Urner, von solchem Gute Rechnung zu fordern. Diese Verfügung schien Manchen sehr gehässig. Besonders schrieten über sie einige Häuptlinge, welchen oft jene Habe zur willkommenen Beute geworden war. Es gelang ihnen, das unwissende Volk aufzuregen. Abgeordnete der Liviner traten vor der Landsgemeinde zu Uri mit dem Begehren der Rücknahme des Beschlusses und andern großen Beschwerden und Ansprüchen auf. Die Liviner gingen noch weiter, sie verhafteten Beamtete, legten Beschlagnahme auf den Gotthardszoll und besetzten die Pässe gegen Uri. Aber Uri war nicht mehr so hilflos wie im Jahre 1713. Das erkannten die Liviner mit Schrecken, als Uri mit Unterwalden in ihr Land eindrang und rings an den Grenzen ihres Thales eidgenössische Völker erschienen. Sie unterwarfen sich ohne Gegenwehr. Die Rädelsführer wurden ergriffen, dem Thale seine Freiheiten und das Recht, Waffen zu tragen, auf ewig entzogen, knieend und mit entblößtem Haupte mußte das versammelte Volk drei seiner Führer sterben sehen, acht andere wurden in Ketten nach Altorf gebracht und daselbst gerichtet.

Im Lande Appenzell Innerrhoden wurde im Jahr 1760 Joseph Anton Suter, Gast- und Badwirth zu Gonten, durch die Volksgunst mit Hintansetzung verdienterer Männer zu einer einträglichen Beamtung und 1762 zum ersten Landammann erhoben. Auf ihm ruhte von da an der tödtliche Haß angesehener Mitbewerber, die er durch Eitelkeit und Hintertreibung ihrer Plane noch mehr kränkte. In seiner neuen Würde verwickelte er durch übertriebenen Eifer das Land in einen Prozeß, der vor der Tagsatzung mit 1500 Gulden Kosten verloren ging.

Dieses Mißgeschick benutzten seine Feinde zu seinem Sturze. Er ward durch den Landrath seines Amtes entsetzt, in Zahlung verfällt, lebenslänglich der Wahlfähigkeit beraubt. Das Volk war anfangs über dieses unbefugte Urtheil des Landrathes sehr entrüstet, wurde aber hauptsächlich durch die Kapuziner gegen Suter bearbeitet, und bestätigte auf einer stürmischen Landsgemeinde, wo Suter mit Gewalt an seiner Vertheidigung gehindert wurde, den Spruch des Landrathes. Noch mehr: als Suter eine Wallfahrt nach Einsiedeln angetreten, erklärte ein zweites Urtheil den abwesenden, nie vertheidigten, nie verhörten Mann zum Rebellen, Friedensstörer, Verächter der Freiheit und Religion, und beschuldigte ihn geheimer Verbrechen. Sein Name ward an den Galgen geschlagen, auf seinen Kopf ein Preis gesetzt, er selbst aus der Schweiz verbannt, sein Vermögen verschleudert, seine Freunde entsetzt, gefraßt. Seine ehrfurchtsvollen Bittschriften wurden verbrannt, Männer, die sich für ihn verwendeten, zum Tode verurtheilt und nur aus Gnade gestäubt, zuletzt seine eigene getäuschte Tochter als Werkzeug mißbraucht, ihn hinterlistig zu fangen. Die Schandthat gelang, und diese schwähliche Geschichte endete am 9. März 1783 mit der Hinrichtung des vorher noch schrecklich gefolterten Mannes. Zwanzig Richter hatten den Muth, gegen das ganze Verfahren feierlich zu protestiren. Unter Suters todeswürdigen Verbrechen stand auch dieses: „Er habe die Tagesungung um Fürbitte bei seiner Regierung angesprochen“.

Zu Freiburg schlossen nach und nach wenige Familien unter dem Namen heimliche Geschlechter nicht allein das Landvolk, sondern auch einen bedeutenden Theil der Stadtbürgerschaft von der Staatsverwaltung gänzlich aus, und im Jahr 1684 ward selbst der Eintritt in die Zahl der heimlichen Geschlechter unmöglich gemacht. Mehrere Versuche, Rechtsgleichheit herzustellen, mißglückten. In der Stadt blieb stets eine heimliche Unzufriedenheit; das Land war lange ruhig. Endlich fand es ebenfalls Ursache zu Klagen und im Jahr 1781 brach das Mißvergnügen in offene Empörung aus. Im Mai erschienen 2500 Landleute vor der Stadt. Berns schnelle und nachdrückliche Hülfe und ein freiwilliger Zug aus verschiedenen ruhig gebliebenen Landesgegenden zerstreuten ohne Blutvergießen jene Volkshefen. Auf der Flucht ermordete einer aus ihnen ihren Anführer Chenaux; andere Führer entflohen. Die Regierung verurtheilte einige Abwesende zum Tode, Anwesende zu geringern Strafen; Chenaux's Leiche übergab sie dem Scharfrichter. Dem Volke versprach sie Herstellung seiner alten Rechte; aber die Zeit verfloß, und

die Beschwerden blieben. Da fing das Volk an, mit Kreuz und Fahnen zum Grabe Chenau's, als zur Grabstätte eines Heiligen, zu wallfahrten; ein Verbot des Bischofes, ausgestellte Schildwachen und wohl mehr noch Abschaffung der drückendsten Volkslasten endigten zuletzt diese Züge. — Länger beschäftigte die Regierung der Kampf gegen die Ansprüche der Stadtbürger. Mit Vertröstungen ließen sich die Bürger nicht beruhigen. Ohne Erfolg erklärten die vermittelnden Kantone den größern Theil ihrer Forderungen für unangemessen. Die heimlichen Geschlechter mußten sich im Jahr 1782 zu einigen Einräumungen, zur Aufnahme vieler neuen Familien und zu einer allmählig fortschreitenden Vermehrung ihrer Zahl verstehen; doch wurden die kühnsten Sprecher der Bürgerschaft verbannt. Sie beunruhigten Freiburg noch lange, und wirkten nach dem Ausbruche der französischen Staatsumwälzung zur Erregung ähnlicher Bewegungen im Vaterlande nach Kräften mit.

#### Ueber Verfassung, Sitten und Kultur der Eidgenossen im achtzehnten Jahrhundert.

Nachdem sich der eidgenössische Bund vollkommen gebildet, bestand die Schweiz bis zum Jahre 1798 aus 13 Kantonen, 9 zugewandten Orten oder Bundesgenossen, einigen Schutzverwandten und 18 gemeinen Herrschaften, welche durch 12, 9, 8, 3 oder 2 Stände nach einer zweijährigen Rehrordnung regiert wurden. Die Kantone waren ganz von einander unabhängig. Der Vorort Zürich hatte bloß die Einleitung der Geschäfte. Den Verkehr mit auswärtigen Mächten und die allgemeinen innern Angelegenheiten besorgte die Tagsatzung. Sie bildete zugleich in einzelnen Fällen, namentlich zu Bestrafung von Vergehungen gegen den Bund, eine Art von Bundesgericht. Ueber Verwaltung und Rechtspflege in den gemeinen Herrschaften richteten und entschieden als Aufsichtsbehörde und Appellationshof die Gesandten der regierenden Stände. Im achtzehnten Jahrhundert versammelte sich die Tagsatzung gewöhnlich zu Frauenfeld; auf ihr hatten von den zugewandten Orten nur der Abt von St. Gallen und die Städte St. Gallen und Biel Zutritt. Desters tagten auch die reformirten Stände zu Aarau, die katholischen zu Luzern. Streitigkeiten zwischen den Kantonen wurden durch Vermittlung oder durch ein Schiedsgericht beseitigt, statt dieses bundesgemäßen Weges aber leider nur zu oft Waffengewalt angewendet.

Die 13 Kantone der Eidgenossenschaft schieden sich in demokratische, aristokratische und aristo-demokratische.

Demokratisch waren Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug, Appenzell. Sie standen unter den freien eidgenössischen Staaten fast in jeder Hinsicht auf der niedrigsten Stufe. Ihre Verfassung, nach welcher auf der Landsgemeinde das ganze Volk mit unumschränkter Machtvollkommenheit gebot, lähmte den Arm der Obrigkeit bei allen guten und nützlichen Anordnungen. Dem starren Festhalten am Bestehenden, der List schlauer Volksführer, der Leidenschaft einer verblendeten Volksmasse war der weiteste Spielraum eröffnet. Die Bildung lag im Allgemeinen ganz darnieder, die Schulen waren schlecht, die wissenschaftlichen Hülfsmittel unbedeutend. Glarus und Appenzell Außerrhoden thaten für Bildung noch am meisten, obwohl zu Glarus noch im Jahr 1780 eine unglückliche Dienstmagd als Hexe hingerichtet werden konnte. Eben diese beiden Stände hatten auch Handel, Industrie, Wohlstand. Die übrigen waren unthätig und arm, Pensionen und fremde Kriegsdienste neben der heimatischen Viehzucht ihre einzigen Erwerbsmittel. Die Sitten hatten viel von ihrer frühern Reinheit verloren, am meisten in den beiden gewerbetreibenden Kantonen, wo neben den Vortheilen der Industrie auch alle Nachtheile des Fabrikwesens sich entwickelten. Die demokratischen Ländchen alle waren stolz auf die Thaten ihrer Väter, die freien Geschlechter derselben erblickten in sich eine Art Adel. Die Freiheit, die sie zu oft nur mit Ungebundenheit verwechselten, liebten sie über Alles; allein Niemand war geneigter zur Bedrückung Anderer als sie. Darum gingen auch von diesen Kantonen die schreiendsten Mißbräuche in der Verwaltung der gemeinen Herrschaften aus, und wenn sie sich zuweilen der Unterthanen der Städte annahmen, geschah dieß nicht sowohl aus Liebe zur Rechtsgleichheit, als aus Eifersucht. Gegen auswärtige Mächte zeigten sie meist große Nachgiebigkeit, zuweilen aber einen trotzigem Widerstand; so Schwyz vom Jahre 1764 bis 1777 gegen Frankreich.

Aristokratisch waren die Städte Bern, Luzern, Freiburg und Solothurn. Ihre Verfassung hatte das Uebereinstimmende, daß in ihnen nicht allein die Hauptstädte sich zu Beherrscherinnen des Landes erhoben, sondern die Bürgerschaften der Hauptstädte selbst in regimentsfähige oder patrizische und nicht regierende Geschlechter sich theilten, von denen die erstern den Zutritt zu allen bedeutenden Würden und Staats-

ämtern sich allein zugeeignet hatten. — Der mächtigste dieser Stände, wie der gesammten Eidgenossenschaft, war Bern, ausgezeichnet durch seine Verfassung, seine Schätze, seine Verwaltung und sein Militärwesen. Die Regierung besaß sich der Milde und Gerechtigkeit; es war Grundsatz, den Landmann gegen Beamten-  
druck kräftig zu schützen. Die Unterthanen waren reich und glücklich; nur bei einem Theile der Stadtbürgerschaft, in einigen Municipalstädten und in der Waadt herrschte Unzufriedenheit, indeß nicht von der Art, daß sie der Regierung ohne äußere Einwirkung hätte Besorgniß einflößen können. Darum fand auch die Genzische Verschwörung keinen Anklang und eben so wenig ein Versuch, das Waadtland zum Aufstande zu bringen, welchen im Jahr 1723 der Major Daniel Abraham Davel mit seinem Leben bezahlte. Gefährlicher wurde die Stimmung des Waadtlandes mit dem Fortrücken des Jahrhunderts. Die Sitten zu Bern erschlafften mehr und mehr. Die Bildung der höhern Stände war glänzender als gründlich, die des Volkes durchaus vernachlässigt, die Wissenschaften überhaupt nicht sehr geachtet. Doch zählte auch Bern manchen durch Wissenschaft berühmten Mann. Die patrizischen Geschlechter, für Aufrechthaltung ihrer Vorrechte im Innern sehr besorgt, zeigten in gemeineidgenössischen Geschäften öfters einen freisinnigen Geist. Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten von Seite von Personen, die nicht zur Regierung gehörten, sah man zu Bern eben so ungern als in allen andern Ständen; mißtrauisch wurde z. B. die helvetische Gesellschaft betrachtet, deren Zweck Aufklärung, Gemeinfinn, Knüpfung eines Freundschaftsbandes unter allen Eidgenossen war. — Zu Luzern finden wir neben dem Verdienste und den lichtvollen Kenntnissen ausgezeichneten Männer bei der Mehrzahl Unwissenheit, Selbstsucht, politische und religiöse Verfehlungslust; neben festem Widerstande gegen päpstliche Anmaßungen einen ungeziemenden Einfluß des Klerus auf Staatsangelegenheiten, neben Verfügungen, welche von Aufklärung zeugen, die Schrecknisse eines Rebergerichtes, neben Frömmelkeit lockere Sitten. Im Staatswesen zeigt sich eine völlige Vernachlässigung des gemeinen Wohles, eine verderbliche Parteiung der Führer und Häupter, dabei eine fast ungläubliche Untreue der Verwaltung, welche durch eine Reihe schmählicher Ereignisse vor den Augen aller Welt sich enthüllte. — Zu Freiburg und Solothurn, wo Kriegsdienste und Erlangung von nährenden Kirchen-, Staats- und Hofstellen das ausschließliche Augenmerk der ersten Familien, wo Jesuiten und Mönche die Stimmführer waren,

konnten Bildung, Freisinnigkeit, Betriebsamkeit und Wohlstand nicht aufkommen. Alles Andere ging seinen ruhigen Gang; doch erlebte Freiburg im Jahr 1781 den schon geschilderten Aufstand.

In den aristo-demokratischen Ständen Zürich, Basel, Schaffhausen war ebenfalls die Hauptstadt allmählig Gebieterin des Landes geworden. Aber nicht bloß einzelne Geschlechter, sondern die gesammte Bürgerschaft besaß die Regierungsfähigkeit; auch hatten sich die Kunst- und Bürgerversammlungen nicht geringen Einfluß auf die Staatsverwaltung zu erhalten gewußt, den sie für Begünstigung der Hauptstadt in Handel, Kunst- und Gewerbsfleiß benutzten. So war das Gebiet dieser Stände nicht allein der politischen Rechte beraubt, sondern auch in Beruf und Erwerb äußerst gehemmt und also weit härter gehalten als das Volk der aristokratischen Kantone, in einzelnen Stücken härter sogar als die Bewohner der gemeinen Herrschaften. Ueberdies waren die Stadtbürgerrechte geschlossen und konnten auf keine Weise erworben werden. Für solche Entbehrungen fühlte sich das Landvolk durch Befreiung von lästigen Abgaben, Gewissenhaftigkeit der Verwaltung, einfache und unparteiische Rechtspflege, viele allgemeine Hilfsanstalten und steigenden Wohlstand nicht entschädigt, und wenn auch ein Theil desselben den Druck seiner Lage nicht fühlte, so nährte ein anderer Theil nur desto tiefere Unzufriedenheit. Daher zeigte sich das Gebiet dieser Stände für die Eindrücke, welche die französische Staatsumwälzung hervorbrachte, besonders empfänglich. — An der Spitze dieser Stände stand Zürich, Vorort der Eidgenossenschaft. Zwei Mal sah die Stadt Unruhen innerhalb ihrer Mauern, im Jahre 1713 wegen Mißbräuchen und Ausdehnung der Regierungsgewalt, 1777 wegen des französischen Bündnisses. In der zürcherischen Staatsverwaltung herrschte ein Geist ängstlicher Sparsamkeit. Der Willkür der Beamten war viel Spielraum gelassen; aber auch die angesehensten entgingen bei Entdeckung von Ungerechtigkeiten der Strafe nicht. Die Gesetzgebung war sehr unvollkommen, ein Strafgesetz mangelte gänzlich. Nie wäre ohne diesen Mangel das Blut des Pfarrers Heinrich Waser geflossen. Die Sittenpolizei, die Aufwandsgesetze waren streng, darum auch die Lebensweise einfacher als in den meisten übrigen Schweizerstädten, dennoch der Luxus im Steigen, die alte Genügsamkeit in sichtbarer Abnahme begriffen. In Zürich, wie in allen Kantonen, wachte über die Presse eine kleinliche Zensur, die nur selten freisinnige Aeußerungen gestattete. In einigen Kantonen war sogar untersagt, etwas ohne Erlaubniß auswärts drucken zu lassen. Sonst war Zürich im Flor,

Betriebsamkeit und Handel bedeutend, auch das Gebiet, ungeachtet aller Beschränkungen, blühend; man sah wesentliche Verbesserungen im Feldbau. Zürich hatte einen hohen Grad geistiger Bildung erreicht, eine Reihe berühmter Männer ging aus seiner Mitte hervor, und auch die Landschaft war nicht ganz vernachlässigt. Zu Zürichs Fierden gehörte seine unermüdete Wohlthätigkeit. — Basel war unter den eidgenössischen Städten am meisten demokratisch. Eifersüchtig bewachte die Bürgerschaft ihre Freiheiten gegen die Regierung und ihre Vorrechte gegen das Landvolk. Aus Scheu vor der Aristokratie war bei Besetzung von Stellen und Aemtern, selbst bei höhern Lehrstellen, das Loos eingeführt worden. Dieses und Beschränkungen der Lehrfreiheit, so wie die Ausschließung aller Nichtbasler, waren nicht die geringsten Gründe, warum die ehemals so berühmte Universität gänzlich in Verfall gerathen war. Ihren Glanz herzustellen, reichten einzelne gelehrte und geistvolle Männer nicht hin. Dagegen war Basel durch ausgebreiteten Handel und seine Bandfabriken vorzüglich blühend. Paläste, Bibliotheken, Kunstsammlungen vieler Privaten bekräftigten seinen Wohlstand. Auffallendere Darlegung desselben verhiinderten Sitten- und Aufwandgesetze. — Schaffhausen war neben Zürich und Basel klein, arm und ohne bedeutende Betriebsamkeit; an letzterer, so wie an Bildung stand es dagegen über den meisten aristokratischen Städten. Zu Schaffhausen ward im Jahr 1752 der berühmte Geschichtschreiber Johannes von Müller geboren.

Die drei Schutzverwandten der Eidgenossenschaft, Rapperschwyl, Gersau und Kloster Engelberg, und von den zugewandten Orten Wallis, Biel und Rothweil waren von geringer Bedeutung, Genf durch innern Zwiespalt unglücklich, sonst wie St. Gallen und Mülhausen durch Bildung, Handel und Betriebsamkeit blühend, Neuenburg berühmt durch umfassende und einsichtige Betreibung mechanischer Künste. Der Bischof von Basel regierte streng und hart; etwas milder, durch den Zwölferkrieg eingeschüchtert, der Abt von St. Gallen. Das Land Bündten besaß weder Handel, noch Bildung, noch Wohlstand, und litt durch mannigfaltige und hartnäckige Parteiungen, an deren Spitze immer noch die Geschlechter Salis und Planta sich befanden. Rühmliche Erwähnung verdient, was einzelne gebildete und gemeinnützige Männer für den Aufschwung dieses Landes gethan. Das bündnerische Unterthanenland Veltlin fühlte, daß es für eine Völkerschaft kein unglücklicheres Loos gebe, als von einem demo-

kratischen Staate beherrscht zu werden. Die Mißbräuche in der Rechtspflege und Verwaltung waren daselbst noch schreiender als in den eidgenössischen gemeinen Herrschaften.

Einige Male schon ist das traurige Schicksal dieser Unterthanenländer geschildert worden. Es blieb bis zum Falle der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft unverändert, und diese rechtlosen, ganz vernachlässigten, durch die Streitigkeiten ihrer Beherrscher oft beunruhigten, der Unwissenheit, dem Feilbieten von Recht und Gerechtigkeit, der Erpressung, jeder Willkür, jeder Verkehrtheit preisgegebenen Länder seufzten seit Jahrhunderten unter einem Drucke, der nur durch wenige Vortheile und einzelne in gegnetem Andenken stehende Beamtete erleichtert ward. Verarmung, Verwilderung, Entfittlichung und die Abneigung gegen die Bedränger waren die natürlichen Folgen einer solchen Verwaltung, welche in den italienischen Vogteien weitaus am schändlichsten war, dennoch aber von schmeichlerischen Schriftstellern „eine gütige Regierung“ genannt wurde. Im Laufe dieses Jahrhunderts hatten weise und wohlwollende Männer vorgeschlagen, die gemeineidgenössischen Vogteien in freie zugewandte Orte zu verwandeln, ihnen eine Verfassung vorzuschreiben und einen jährlichen Tribut zur Entschädigung der ehemals regierenden Stände aufzuerlegen. Dieser Plan, sowie jede andere Maßregel, durch welche den Schrecknissen und Zerstörungen einer gewaltsamen Umwälzung hätte vorgebeugt werden mögen, wurde verworfen durch die Menge derer, welche die Gefahr nicht erkannten, oder ihre Vorrechte mehr als das Vaterland liebten.

Die letzten Zeiten der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft.  
1789—1798.

In Frankreich entfesselten sich im Jahr 1789 jene Stürme, welche das Königthum, die Bevorrechtungen des Klerus und des Adels stürzten und die Knechtschaft der Volksmassen beendigten. Auch die Eidgenossenschaft ward von dieser Bewegung ergriffen, auch in ihr unter Blut und Thränen veraltete Staatsformen, veraltete Privilegien zu Grabe getragen. Durch das stille Glück eines langjährigen, nur von vereinzelt Unruhen unterbrochenen Friedens und durch Befreiung von manchen Lasten, unter denen andere Völker seufzten, war die Schweiz zu einer Blüthe des Wohlstandes gelangt, deren Schimmer manchem Auge tiefer liegende Mängel und Gebrechen verbarg. Die Magistrate, mit sich selbst zufrieden, setzten auch bei ihrem Volke Zufriedenheit voraus

und betrachteten die im achtzehnten Jahrhundert erscheinende, ununterbrochene Reihe gewaltthätiger Versuche zu Erlangung größerer Freiheit als bloße Folge der Aufreizungen einzelner ehrgeizigen Menschen. Diesen ihnen verderblich scheinenden Geist der Unruhe glaubten sie durch Ausdehnung der Regierungsmacht am besten zu beschwören. Sie erkannten nicht, wie gebieterisch die Zeit Gleichstellung aller Klassen der Staatsbürger erheische, und daß der Ehrgeiz Einzelner keine Störung der Ruhe hätte bewirken können ohne ein bei der größern Masse des Volkes vorherrschendes Gefühl der Unbehaglichkeit. Aus ihrem Schlummer wurde die Eidgenossenschaft aufgeschreckt durch die französische Staatsumwälzung, und trügerisch war die Hoffnung, sich den Einflüssen dieser gewaltigen Geistesbewegung entziehen zu können.

Schon in den ersten Monaten der Revolution kam Schmach und Trauer über die Eidgenossenschaft durch das so oft schon verderbliche System der fremden Kriegsdienste. Das königlich französische Haus unterhielt einige Schweizerregimenter. Die Existenz dieser Regimenter überhaupt, ihre Vorrechte, ihre unabhängige Gerichtsbarkeit, die Gunst, in welcher sie bei dem Könige standen, und besonders ihre Treue gegen ihn und sein Haus waren vielen Franzosen äußerst verhaßt, Auflösung dieser Truppen einer ihrer Lieblingswünsche. Darum fand 1790 der Aufstand des einen dieser Regimenter Billigung, die bestrafte Schuldigen zu Paris Befreiung und Beehrung, 1792 wurde ein zweites umringt und entwaffnet, am 10. August desselben Jahres starb die Garde den Heldentod für den König, zu dessen Fahnen sie geschworen, und einige Monate später wurden mehrere hundert Gefangene durch wüthende Volkshaufen in ihren Gefängnissen ermordet. Die wenigen Entflohenen kamen in der hilflosesten Lage in ihr Vaterland; ihnen folgte das Gesetz über Entlassung sämtlicher Schweizerregimenter. Die Eidgenossenschaft war erfüllt mit Trauer und Erbitterung über Demüthigungen und Mißhandlungen, die man doch nicht zu rächen wagte.

In größere Verlegenheit aber geriethen die Eidgenossen, als Anerkennung der neuen französischen Staatsverfassung von ihnen verlangt wurde. Ablehnung dieses Begehrens mußte sie der Gunst Frankreichs, Erfüllung desselben der Gunst aller europäischen Mächte berauben. Noch schwieriger wurden die Verhältnisse, als das königliche Haupt auf dem Blutgerüste gefallen war, am schwierigsten durch den an den Grenzen der Eidgenossenschaft wüthenden Krieg. Beharrlich wies man zwar alle Einladungen zur Theilnahme am Kriege gegen Frankreich zurück, obwohl eine

starke Partei  
und der Z  
entstanden  
man am  
die Sch  
von Vert  
der Krieg  
gelesen  
fraktionen  
in welche  
ein reich  
haben: f  
was die  
überrecht  
Frankre  
im Jahr  
Antrieb  
der Besch  
1796 an  
Eidgenoss  
Friede  
Ende ma  
Zu  
wickelten  
und na  
Frankre  
Große  
wegen z  
bant,  
Regierun  
eidgenöss  
fremden  
Befriedig  
wähler  
zu sich  
Winn  
Theile  
Frankre  
D  
1789  
Witth

starke Partei, gereizt durch die Behandlung der Schweizertruppen und den Tod des Königs, für denselben gestimmt war. Minder entschieden zeigte man sich in Behauptung der Neutralität, die man mit kaum 2000 Mann aufrecht zu halten versuchte. Durch die Schwäche dieser Truppenaufstellung gab man sich einer Menge von Vorfällen bloß, die abwechselnd von der einen oder andern der kriegführenden Mächte als Begünstigung des Gegners angesehen wurden und häufige Drohungen, selbst militärische Demonstrationen zur Folge hatten. Mochten auch schon frühere Kriege, in welchen Fürsten um Länder gestritten, den Eidgenossen ein reichliches Maß von Verwicklungen und Gefahren bereitet haben: sie waren dennoch unbedeutend in Vergleichung mit dem, was die Schweiz erduldet, als der Meinungsstreit über Herrscherrecht und Völkerrecht von ergrimten Gegnern blutig durchgefochten wurde. Der Friede zu Basel zwischen der Republik Frankreich und Preußen, Spanien und Hessen gab den Eidgenossen im Jahr 1795 wieder Hoffnung auf Ruhe und Ermuthigung zur Anknüpfung der unterbrochenen Verhältnisse mit Frankreich; aber der Wechsel des Kriegsglückes, der die Oesterreicher in den Jahren 1796 und 1797 abermals an den Rhein führte, stürzte die Eidgenossen in neue Anstrengungen und Gefahren, denen der Friede zu Campo Formio am 18. Oktober 1797 ein Ende machte.

Zugleich mit dem Beginne der französischen Revolution entwickelten sich auch in der Eidgenossenschaft innere Bewegungen und nahmen in eben dem Grade überhand, in welchem der Sieg Frankreichs und seiner Grundsätze wahrscheinlicher, ja gewiß ward. Große Thätigkeit zeigte hiebei ein Klub von Personen, welche wegen politischer Vergehungen aus verschiedenen Kantonen verbannt, sich zu Paris gesammelt hatten, um die französische Regierung gegen ihr Vaterland zu reizen, von hier aus das eidgenössische Volk zu bearbeiten und eine gewaltsame, durch fremden Einfluß geleitete Umgestaltung der Schweiz und mit ihr Befriedigung einer unedeln Rache herbei zu führen. Durch Unterhändler und auführerische Schriften regten sie das Volk auf; sie selbst erwarteten nur einen günstigen Augenblick zu persönlicher Mitwirkung. Viele von ihnen hegten sogar den Plan, einzelne Theile der Eidgenossenschaft, namentlich die französische Schweiz, Frankreich einzuverleiben.

Der erste Ausbruch innerer Unruhen erfolgte im Jahr 1789 zu Genf, dessen Regierung an einem ihrer verbannten Mitbürger, Clavière, nachherigem französischen Minister, einen

unversöhnlichen Feind hatte. Der steigende Brodpreis verursachte einen Auflauf, der Auflauf einen siegreichen Kampf der Bürgerschaft gegen die Besatzung. Die Verfassung vom Jahr 1782 ward durch freisinnige Einrichtungen ersetzt. Die gemeinsame Gefahr von außen und die Besorgniß, die errungene Freiheit mit dem Landvolke und den Ansätzen theilen zu müssen, stimmten alle Parteien der Bürgerschaft zur Mäßigung und Versöhnung. Bis zum Jahr 1792 genoß Genf ziemlicher Ruhe. Da nähert sich drohend eine französische Armee, und Zürich und Bern besetzen Genf. Ein Vertrag verpflichtet die Eidgenossen wie die Franzosen zum Abzuge; aber der französische Feldherr muß vor dem Zorne seiner Obern über diesen Vertrag entweichen, und der Konvent beschließt, durch seine Heere Alle zu unterstützen, die nach Freiheit streben. Jetzt erheben sich Ansätze und Landvolk zum Aufstande und bemächtigen sich der Stadt. Die Regierung wird entsetzt, neue Behörden nach Frankreichs Muster angeordnet, und nachdem im Juli 1794 durch einen abermaligen Tumult raubsüchtige und blutdürstige Pöbelkrotten die Oberhand erhalten, erfährt Genf alle Schrecknisse und Greuel der französischen Revolution. Das Jahr 1796 brachte wieder etwas mehr Ruhe, noch zwei Jahre schleppte der kleine Staat sein Leben dahin; 1798, nachdem die alte Eidgenossenschaft untergegangen, wurde es mit Frankreich vereinigt. Dasselbe Schicksal traf M ü h l h a u s e n.

Im September 1790 regte sich das Bisthum Basel. Allein im März 1791 besetzen einige hundert Oesterreicher das Land, und die Häupter der Mißvergnügten entfliehen nach Frankreich. Beim Ausbruche des Krieges von 1792 verlassen die Oesterreicher das Land wieder, und an ihrer Statt rücken französische Truppen in den zu Deutschland gehörigen Theil des Bisthums ein. Unter dem Namen *Kauracien* wird diese Gegend zu einem Freistaate gestaltet, der sich wenige Monate später Frankreich einverleibt, welche Macht alsobald auch nach dem mit der Schweiz verbündeten Theile des Bisthums trachtet.

Wir wissen, wie seit langem schon ein Theil der reichen, gewerbsamen, aufgeklärten Bevölkerung des *Waadtlande* des das Unterthanenverhältniß zu Bern mißmuthig ertragen; aber durch schnelle Besetzung dämmte Bern 1791 die ersten Bewegungen, Gefängniß und Verbannung ward über mehrere Personen ausgesprochen. Bis zum Jahre 1797 vermochte Bern die Ruhe im *Waadtlande* zu erhalten.

Mittlerweile verlangten in den Jahren 1794 und 1795 die Bewohner der Gegend um den *Zürichsee*, die Gemeinde

St. J. a.  
ihnen durch  
Kette. Die  
werden ab  
große W  
genigt wa  
Forderung  
Ansprüche  
rühigten,  
meinde S  
zu ihm  
fangente,  
verwirkelt  
Verwech  
erfüllt un  
bürgerrech  
weit un  
Erbittern  
Wit  
ab t. 3 u  
der Kiste  
nicht  
Gallen m  
zur Lind  
sie unge  
1796,  
ungeklär  
sich inde  
verstehe  
genährte.  
In  
die Por  
Ausbrach  
letzweij  
Oertlich  
parte.  
lösen, w  
als eine  
sich mit  
italien  
allein  
Wit

Stäfa an ihrer Spitze, beharrlich und muthvoll Rückgabe der ihnen durch die Waldmannischen und Kappeler Briefe verbürgten Rechte. Vielleicht hätte die Regierung billigen Forderungen entsprochen ohne ihre Besorgniß vor der Stadtbürgerschaft, deren große Mehrheit nicht das geringste ihrer Vorrechte hinzugeben geneigt war, und ohne die Furcht, durch Nachgiebigkeit noch größere Forderungen zu wecken. Sie entschloß sich zur Abweisung aller Ansprachen, welcher sie, als die Landleute sich nicht sogleich beruhigten, sehr harte Maßregeln, zuletzt Ueberziehung der Gemeinde Stäfa nachfolgen ließ. Angesehene Männer wurden nun zu schimpflichen Strafen, vieljährigem oder lebenslänglichem Gefängnisse, ganze Gemeinden, viele Privaten zu schweren Geldbußen verurtheilt, jedoch dem Volke Erleichterungen verheißten. Dieses Versprechen wurde auch im Laufe der beiden folgenden Jahre erfüllt und 1797 mehrere Geschlechter der Landschaft ins Stadtbürgerrecht aufgenommen; allein alle diese Einräumungen blieben weit unter den erwachten Hoffnungen und tilgten nicht die große Erbitterung, welche viele Landesgegenden gegen Zürich nährten.

Mit Umsicht benutzte die alte Landschaft des Fürst- abts zu St. Gallen zu ihrem Auflehnen gegen den Druck der klösterlichen Regierung einen Zeitpunkt, in welchem das Stift nicht auf eidgenössische Hülfe rechnen konnte. Im Kloster St. Gallen war allein der gutmüthige Fürst Veda Angehrn willig zur Linderung der ihm wohl bekannten Volksnoth und ertheilte sie ungeachtet des Widerspruches seines Kapitels. Aber er starb 1796, und sein Nachfolger Pankratius Vorster versuchte ungesäumt, diese Zugeständnisse wieder zu entkräften; er mußte sich indeß unter Vermittlung der Schirmorte zu einem Vergleich verstanden, welcher der erfreuten Landschaft bedeutende Rechte gewährte.

In Bündten führten auch in diesem gefährlichen Zeitpunkte die Parteien der Salis und Planta ihren alten Kampf. Einen Ausbruch desselben benutzte das Veltlin, sich von Bündten loszureißen. Es wendete sich im Jahr 1797 an den siegreich in Oberitalien stehenden französischen Feldherrn Napoleon Bonaparte. Die bündnerischen Beamten im Veltlin wurden entlassen, und Bündten versäumte den günstigen Augenblick, Veltlin als einen vierten freien Bund aufzunehmen. Dieses Land vereinigte sich mit der eisalpinischen Republik, die Bonaparte aus oberitalienischen Staaten gebildet, und die Bündner verloren nicht allein ihre Herrschaftsrechte, sondern es wurden ihnen auch viele Millionen Privatvermögen ungerechter Weise eingezogen.

Dem Beispiele Veltlins nachzuahmen, waren die italienischen Landvogteien nicht ungeneigt, aber die regierenden Stände mußten für einmal noch die Ruhe zu erhalten.

In so trauriger Zertrennung und Schwäche, vermehrt durch die Eifersucht der Kantone, die Mängel der Bundesurkunden und den bedenklichen Verfall des Militärwesens, befand sich die Eidgenossenschaft zu der Zeit, als sie die Stunde nicht wußte, in der sie den Kampf um Sein oder Nichtsein zu führen berufen würde. Für den erhabenen Zweck, durch hochherzige Aufopferung veralteter Vorrechte das bedrohte Vaterland zu retten, wurde so viel als nichts gethan. Alle Zeichen verkündeten, das siegestolze Frankreich denke auf Ueberfall und Beraubung der Schweiz. Solche Pläne waren schon früher ihrer Ausführung nahe gestanden, und nur durch das Schwanken des Kriegsglückes und dadurch verschoben worden, das Personen, welche der Schweiz wohl wollten, in Frankreich aus Staatsruder gelangten. Nachdem aber Frankreich allerwärts Sieger geblieben, und die Gönner der Schweiz Männern von entgegenesetzter Denkart hatten weichen müssen, wurden alsbald nach früherem Plane Regierungen, Völker und Kantone der Eidgenossenschaft mehr und mehr entzweit, Mißvergnügten mit glänzenden Hoffnungen geschmeichelt, die Regierungen möglichst gelähmt, die einen Kantone eingeschläfert, indem man bloß andere zu bedrohen schien, und durch solche Umtriebe und Künste listig der Weg zu leichter Besiegung der Schweiz angebahnt. Große Abneigung gegen die bestehende Ordnung der Dinge in der Eidgenossenschaft zeigte besonders unverholten Frankreichs berühmter Feldherr Napoleon Bonaparte; zugleich erkundigte er sich sorgfältig nach dem Belange der Staatschätze. Die feindliche Gesinnung der französischen Regierung ward täglich klarer, als ihr Gesandter Mengaud sich ganz ungescheut an alle Mißvergnügten anschloß, alle Widerspenstigen aufmunterte, das Volk zu Widersetzlichkeit und Selbstbefreiung förmlich aufforderte, und die eidgenössischen Regierungen, als wären sie Frankreichs Unterthanen, durch empörende Zumuthungen und Beleidigungen höhnte. Mit Freude bemerkten viele Schweizer die Pläne Frankreichs. Eidgenössische Verbannte riefen sogar die französische Vermittlung an, und Niemand war hierin eifriger, als der in die ersten Bewegungen der Waadt verflochtene, von Bern deswegen verfolgte, berühmte Erzieher der russisch-kaiserlichen Prinzen, Casar Friedrich Laharpe. Frankreich aber, diese Verhältnisse benutzend, überhäufte die eidgenössischen Regierungen mit Forderungen und Beschwerden. Je ängstlicher die schweizerischen Regie-

rungen Allem entsprachen, desto höher steigerte Frankreich seine Ansprüche; es war unschwer zu erkennen, dieselben seien bloße Vorwände zur Beschönigung der Gewaltthat, zu welcher man sich anschickte, und bald trafen auch die Vorboten dieser Gewaltthat ein. Im November 1797 besetzten einige tausend Franzosen die zur Schweiz gehörigen Theile des Bisthums Basel, und das Direktorium erklärte die Magistrate von Bern und Freiburg persönlich verantwortlich für Alles, was sie im eigenen Gebiete gegen Schützlinge Frankreichs unternehmen würden. Muthvoll antwortete Berns Rath: „Einzig unserm Gewissen, unsern Gesetzen, unserer Verfassung und dem Allerhöchsten sind wir Verantwortung ob unsern Handlungen schuldig.“

Angesichts der mit schnellen Schritten nahenden Gefahr hofften die eidgenössischen Regierungen, durch öffentliche und feierliche Beschwörung der alten, ewigen Bünde Frankreich einen hohen Begriff ihrer Eintracht zu geben und ihr eigen Volk für Vertheidigung des Vaterlandes zu begeistern. Der Bundeschwur erfolgte am 25. Januar 1798 zu Aarau. Der Stand Basel, wo die Staatsumwälzung unter dem Einflusse des ganz für Frankreichs Plane gewonnenen Oberstzunftmeisters Peter Dchs schon geschehen war, nahm an dieser Handlung keinen Theil, und, was schlimmer war, die Herzen des Volkes hatten nicht mitgeschworen; Frankreich aber spottete dieser Feierlichkeit. Die schreckenvolle Nachricht, das Waadtland befinde sich im Aufstande, ein französisches Heer sei in dasselbe eingedrungen, das Land unter seinem Schutze zur unabhängigen lemanischen Republik erklärt, und der bernerische General habe sich ohne Widerstand bis nach Yverdon zurückgezogen, trennte die Tagherren, nachdem sie zuvor noch Stellung eines doppelten Truppenkontingentes beschlossen hatten.

In diesen Tagen einer ernsten Entscheidung erkannten manche Regierungen viel zu spät, welche Rettungsmittel der Geist der Zeit verlange. Die Städte Luzern, Zürich, Schaffhausen ernteten keinen Dank, als sie ihrem Volke Gleichheit der politischen Rechte ertheilten und Zürich die im Stäfner Handel Gefangenen ledig ließ, Verbannungsurtheile aufhob, Geldbußen, Waffen, Freiheitsurkunden zurück stellte. Was vor wenig Jahren als Wohlthat wäre angesehen worden, wurde jetzt als bloße Wirkung der Furcht und Bedrängniß nicht hoch geschätzt, verminderte auch nicht das alte Mißtrauen, die tief gewurzelte Erbitterung. — In den Berg- und Waldkantonen achtete man die Wegnahme der Waadt wenig und ließ sich bereden, Frankreich

werde seinen Angriff einzig gegen die Aristokratien richten, deren Demüthigung man nicht ungeru sah. Indes verlangten auch die unterthänigen Theile des Kantons Schwyz (das sogenannte äußere Land) Freilassung, traten die äbtlich St. Gallischen Lande, Unterwallis, Werdenberg mit gleicher Forderung auf und einstimmig alle gemeinen Herrschaften. Mitten unter diesem allgemeinen Einsturze der bisherigen Ordnung und bedroht durch Unzufriedenheit im Aargau, beschloß Bern mit Freiburg und Solothurn im Geiste der Altvordern muthvolle Gegenwehr. Den Regierungen zur Seite stand mit unerschütterlicher Treue die große Mehrtheit ihres Volkes. Selbst eine Schaar freiwilliger Waadtländer kam zu dem Berner Heere.

#### Kampf und Fall der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft. 1798.

1. Kampf und Fall von Bern, Freiburg und Solothurn. Februar und März 1798. Diese drei Stände hatten unter dem General Karl Ludwig von Erlach ungefähr 24,000 Mann unter den Waffen. Von den Eidgenossen war statt des beschlossenen doppelten Bundesauszuges bloß eine schwache Hilfe von 5000 Mann gekommen. Die meisten dieser Truppen hatten überdies Befehl, nur vertheidigungsweise zu verfahren, und ihre eigene Kriegslust war nicht groß. Dagegen waren Berns Truppen voll Muth und Begeisterung; aber diese vortrefliche Stimmung wurde nicht in dem Augenblicke benützt, wo ein glücklicher Schlag noch entscheidende Folgen hätte nach sich ziehen können, sondern durch das Schwanken zweier Parteien, deren eine Frieden um jeden Preis, die andere Sieg oder Tod wollte, durch den ewigen Wechsel widersprechender Befehle, die Verzögerung des Angriffes oder hinterlistige Ränke der Franzosen in Unwillen, Mißtrauen und Zuchtlosigkeit verwandelt. Mittlerweile wuchs die anfangs bloß 22,000 Mann starke französische Armee unter den Generalen Brüne und Schauenburg über das Doppelte dieser Zahl an, besetzte am 6. Februar Biel und Bözingen und gewann so ohne Widerstand den Ausgang aus den Engpässen des Jura. Dessen ungeachtet wurde zu Bern immer noch eine starke Partei durch Friedenshoffnungen und die Vorspiegelungen französischer Heerführer und Unterhändler bethört, und beschloß, durch Nachgiebigkeit und Umänderung der aristokratischen Staatsform Frankreichs Zorn zu entwaffnen. Bereits hatte man 52 Landesauschüsse dem Großen Rathe beigelegt. Zu Freiburg, zu Solothurn geschahen ähnliche Schritte; aber

Brüne forderte als Preis des Friedens gänzliche Auflösung der bisherigen Verfassung und augenblickliche Entlassung der Truppen. Die letzte Forderung empörte alle Parteien. Man gab Befehle zum Angriff, nahm sie wieder zurück und erneuerte die Unterhandlungen. Diesem Schwanken machten die Franzosen ein Ende; treulosser Weise erfolgte ihr Angriff noch vor Ablauf eines festgesetzten Waffenstillstandes.

Schon am 1. März nahmen sie nach tapferm Widerstande der schwachen Besatzung das Schloß Dornach und bemächtigten sich der nördlichen Zugänge von Solothurn. Für den folgenden Tag war ein allgemeiner Angriff der beiden französischen Heere auf Solothurn und Freiburg beschlossen. Am 2. März Morgens um 3 Uhr überfiel Schauenburg das bei Lengnau stehende oberländische Bataillon Wurstemberger. Heldenmüthig vertheidigte es sich gegen zehnfache Uebermacht. Erst nachdem es seinen Obersten, seine besten Offziere, die Hälfte seiner Mannschaft verloren, schlug es sich durch; aber die Abtheilung, mit der es sich vereinigen wollte, fand es in der schrecklichsten Verwirrung. Ein Theil derselben lief auseinander, ein zweiter zog sich zurück, ein dritter ging ohne Befehl dem Feinde entgegen; an einzelnen Stellen schlug man sich mit Hartnäckigkeit, und den Donner des Geschüzes, das Krachen des Gewehrfeuers begleitete schauerlich das Wimmern der Sturmglocken, das Rasseln des Alarmes. Ein Anführer war nirgends zu finden; als er sich endlich zeigte, konnte er nur noch die Auflösung und den wilden Rückzug seiner Truppen bis vor die Thore Solothurns schauen. Um eben diese Zeit ward eine bernersische Abtheilung, welche den Franzosen in den Rücken fallen wollte, bei Bingels geschlagen, und brannte man zu Büren die Brücke und einen Theil des Städtchens nieder, um die Franzosen am Aarübergange zu verhindern. Einige Stunden später ergab sich auf die erste Aufforderung die ziemlich feste, stark besetzte Stadt Solothurn. Die Berner Truppen enteilten über die Aare; neuerdings gingen ganze Schaaren auseinander. Am gleichen Tage fiel nach geringem Widerstande auch Freiburg. Seine Vertheidiger zogen sich hinter die Saane zurück und nahmen das Geschütz aus dem Zeughause mit sich.

In Folge dieser Einbußen mußte die bernersische Armee am 3. März andere, rückwärts liegende Stellungen einnehmen. Diese Bewegung geschah nicht ohne die traurigsten Unordnungen. Truppen und Volk schrieten über Verrath. Namentlich schied das bei Murten stehende Korps nur weinend und tobend von einem Orte, wo es die rühmlichen Siege der Vorfahren zu erneuern gehofft hatte.

In seinem Zorne vergaß es alle Kriegszucht und eilte bis vor die Thore Berns. Erst nachdem es die Obersten Ryhiner und Stettler ermordet, konnte es wieder geordnet und gegen den Feind geführt werden. Durch Ausreißen, nachtheilige Gefechte und den Abgang der Solothurner und Freiburger war nun Berns Macht auf 14,000 Mann herab gesunken und auch diese schwache Zahl im Zustande völliger Auflösung. Unter diesen bedenklichen Verhältnissen legte der Große Rath zu Bern seine Gewalt nieder und ward durch eine provisorische Regierung ersetzt. Dieses Opfer vollendete die Verwirrung zu Bern und blieb von den französischen Heerführern unberücksichtigt. Es hätte auch früher so wenig als jetzt geholfen. Denn Frankreich verlangte nicht bloß politische Umgestaltung; es war lüstern nach den Schätzen, den Arsenalen, den Vorräthen, den Hülfquellen der Eidgenossenschaft. Unter dem Vorwande der Befreiung des eidgenössischen Volkes wünschte es, sich der Pässe, der Straßen dieses Landes zu bemächtigen und dasselbe an sein Interesse zu fetten. Unter solchen Umständen blieb auch der provisorischen Regierung zu Bern keine andere Wahl, als ehrenvoll unterzugehen. Sie hätte ohnehin den Kampf fortsetzen müssen, wenn sie nicht ein Opfer der Volkswuth werden wollte. So rief sie denn ihr letztes Hülfsmittel, den Landsturm, auf.

Am Abend des 4. März wurden durch die Franzosen die Flußübergänge bei Lauven und Gümminen ohne Erfolg angegriffen, dagegen in der Nacht vom 4. auf den 5. bei Neuenack der Uebergang über die Sense erzwungen. Nach kräftigem Widerstande wurden die Berner unter dem Generalquartiermeister von Grafenried geworfen und bis vor die Thore Berns getrieben. Angesichts dieser Stadt blieben die Franzosen stehen. Vor Berns Thoren ermannten sich Grafenrieds Truppen wieder, zogen einige Verstärkung an sich und stürzten sich neuerdings mit Erbitterung auf den Feind. Kolben und Bajonet, von kräftigem Arme geführt, und das mörderische Feuer der Scharschützen siegten über Tapferkeit und Kriegskunst der Gegner. Die Franzosen wurden aus einer Stellung nach der andern, zuletzt über die Sense zurück gejagt. Nachmittags um 2 Uhr standen die Berner mit 18 eroberten Kanonen wieder am rechten Ufer dieses Flusses; aber schon war auf einer andern Seite der entscheidende Schlag gefallen.

Am frühen Morgen des 5. März führte Schauenburg 18,000 Mann Linientruppen gegen 6000 Milizen unter Erlach, deren größte Stärke in ihrem Muthe bestand. Die bernerische Vorhut zu Schalunen wurde auf die Hauptmacht zu Frau-

brunnen zurück getrieben. Um dieses Dorf und in den Straßen desselben ward lange heftig gekämpft. Auch hier überwältigt, versuchten die Berner, bei Jägistorf sich neuerdings aufzustellen; aber die Kavallerie und die ihnen besonders furchtbare reitende Artillerie des nachjagenden Feindes vereitelten bald diesen Versuch der heldenmüthigen, aber unerfahrenen Mannschaft. Sie wurde in gänzlicher Auflösung und mit großem Blutverluste bis zur festen Stellung im Grauholze verfolgt, wo einige Reserven und der Landsturm zu ihr stießen. Hier ward nun der Hauptkampf für Befreiung des Vaterlandes vom Drucke eines fremden Joches bestanden. Begeistert wurden Berns Streiter durch die Gegenwart eines ehrwürdigen, geliebten Greises, des Schultheißen Nikolaus Friedrich von Steiger. Er, ein Freund des Vaterlandes von fleckenlosem Rufe, wollte den Untergang desselben nicht überleben, und war zu den Seinen gekommen, den Tod suchend. Unter seinen Augen wurde gegen Uebermacht, Kriegskunst und alle Vortheile guter Anführung und Bewaffnung zwei und eine halbe Stunde mit altschweizerischem Heldenmuth gestritten. Gerüstet mit den Werkzeugen des friedlichen Ackerbaues kämpften hier neben den Milizen Greise, Weiber, Kinder, und fanden schaarenweise den Tod. Für die Lebensjahre, die sie hingaben, ist die Bewunderung der Nachwelt ihr Lohn geworden. Ihre Leichenhügel im Grauholze sind ein ehrendes Denkmal der Tapferkeit und Treue. Auch hier zum Weichen genöthigt, wagte man zum fünften Male vor den Thoren Berns auf der Ebene des Breitfeldes noch Widerstand. Aber in diesem offenen Gelände unterlag die ermattete, aufgelöste Schaar bald den Angriffen der Kavallerie und des Geschützes. Ströme von Blut waren geflossen; denn die Berner wollten siegen oder sterben und fochten voll hochherzigen Sinnes bis auf den letzten Augenblick. Selbst der Feind ließ ihrem Heldenmuth Gerechtigkeith widerfahren. Um Mittag floh der Rest der Berner. Erlach und Steiger wendeten sich nach dem Oberlande, wo sie Mittel zur Erneuerung des Kampfes zu finden hofften. Dorthin befehligten sie auch alle bewaffnete Mannschaft. Aber der Gehorsam hatte ein Ende. Die Truppen gingen auseinander; mit Ermordung und Mißhandlung der Offiziere, mit Verheerung und Schrecken bezeichneten sie allenthalben ihren Durchzug. Erlach selbst wurde zu Wichtach von einem rasenden Haufen ermordet, und nur durch die letzten Ueberreste der Ehrfurcht vor seiner Würde entging Steiger demselben Schicksale. Noch als er sich zu Thun trostlos in ein Schiff warf, verfolgten ihn die Schüsse Verzweifelnder. Er fand es

unmöglich, sich im Oberlande zu halten, und ging über den Brünig nach Unterwalden, von da nach Deutschland.

In diesen Gefechten, die das Schicksal der Eidgenossen entschieden, hatten die eidgenössischen Hülfsvölker nirgends mitgekämpft. Keinem gemeinsamen Anführer unterworfen, that die Truppe jedes Kantons, was sie wollte, und je näher die Gefahr kam, desto lauter äußerte sich der unselige Geist der Selbstsucht und Zertrennung. Die Zürcher wurden bei Friesenberg eingeschlossen und zu einer Kapitulation genöthigt; die übrigen hatten sich beim Anblicke der Unordnung, der Mißstimmung, den übeln Ausgang ahnend, in Zeiten zurück gezogen. Die waadtländische Legion Roverea erkämpfte sich den Weg nach dem Neuenburgischen.

Noch am 5. März ergab sich mit Kapitulation das nie zuvor von einem Feinde betretene Bern. Die Nachricht von seinem Falle endigte auch ein heftiges Gefecht bei St. Nikolaus, zwischen Nidau und Narberg. Als dieselbe zerschmetternde Nachricht, begleitet von dem Befehle, die Feindseligkeiten einzustellen, zu den siegreichen Schaaren bei Gümminen und Neueneck gelangte, warfen sich die Soldaten, von Argwohn und Schmerz hingerissen, auf ihre Führer und ermordeten die Obersten von Goumoens und Crousaz. Mit einbrechender Nacht gingen sie auseinander. Im ganzen Berner Gebiete aber verbreitete sich der Glaube, nur durch treulosen Verrath habe der Kampf diesen unglücklichen Ausgang genommen.

Die Franzosen verübten, nach Art von der Schlacht erhitzter Truppen, in der Umgegend von Bern gräueltolle Thaten. Die Stadt selbst konnte nicht gänzlich gegen alle Verletzung der Kapitulation gesichert werden. Dann wurden die Vorräthe, die Zeughäuser, die alten Siegeszeichen und die Schätze von Bern, Freiburg und Solothurn in Beschlag genommen. Das Zeughaus zu Bern allein enthielt 300 Kanonen und 40,000 Gewehre, der Schatz 20,000,000 Franken. Alles dieses geschah nach den Regeln des Kriegesrechtes; es stimmte freilich schlecht zu den vor der Invasion so reichlich gestoffenen Verheißungen der Volksbeglückung, konnte aber an den Bestiegern Berns um so weniger auffallen, da die französischen Feldherren, welche als Freunde und Beschützer nach der Waadt gekommen waren, ihre Freundschaftsbeweise mit Forderung einer Kontribution von 700,000 Franken und Verpflegung ihrer Truppen auf des Landes Kosten angefangen hatten.

2. Kampf und Fall der Gebirgskantone. April und Mai 1798. Mit Berns Niederlage war die alte Eidge-

nossenschaft aufgelöst und von fernerm gemeinsamem Widerstande keine Rede mehr. Einzelne Kantone, besonders Zürich, waren von wilden Gährungen zerrissen; zudem glaubten Viele, Frankreichs Heere werden nicht weiter vordringen. Bestimmte Versprechungen hatten diesen Glauben genährt; die bittere Enttäuschung folgte. Denn durch Berns Sturz war Frankreich keineswegs befriedigt. Es wollte der gesammten Schweiz eine neue, von dem Basler Peter Dohs zu Paris entworfene Verfassung aufdringen. Unter dem Namen helvetische Republik sollte die ganze Eidgenossenschaft nur Einen Staat bilden, geleitet durch ein Direktorium von fünf Personen, einen stehenden Senat, Großen Rath und obersten Gerichtshof. Die Kantone, deren Zahl nach dem Entwürfe 22, später in der Wirklichkeit 19 war, sanken zu bloßen Regierungs- und Wahlbezirken herab. Durch Volkswahlen sendete jeder von ihnen in den Großen Rath acht, in den Senat vier, in den Gerichtshof ein Mitglied. Senat und Großer Rath erwählten die Direktoren, diese einige Minister und viele andere einflussreiche Beamtete. Das Volk war als Souverän anerkannt und erhielt ausgedehnte Rechte. Rechtsgleichheit aller Bürger war Grundgesetz. — Einige Kantone nahmen diese Verfassung willig oder mit geringen Abänderungen an; aber in den Gebirgsgegenden äußerte sich unbezwingliche Abneigung, und Frankreich, obwohl es den Völkern der Eidgenossenschaft Freiheit zu bringen verheißt, zeigte sich bald entschlossen, diese Abneigung durch Wassengewalt zu bezwingen.

Neben dem Plane der Umgestaltung der Schweiz verfolgte das französische Direktorium noch den zweiten ihrer Ausbeutung. Deshalb begnügte es sich nicht mit demjenigen, was zu Bern, Solothurn und Freiburg durch Kriegsrecht in seine begehrliehen Hände gefallen, sondern es entsendete nach der Schweiz die Kommissarien Lecarlier und Rapinat. Sie hatten den Auftrag, das Land planmäßig auszuzufaugen. Ihre Verrichtungen eröffneten sie damit, von den Gliedern der alten Regierungen zu Bern, Freiburg, Solothurn, Zürich und Luzern und drei Klöstern eine Kontribution von 16,000,000 Franken zu fordern. Als Geiseln für deren Entrichtung schleppten sie über 20 angesehenen, zum Theil hochbetagte Magistrate nach Hünningen. Andere, weit auf fallendere Erpressungen sollten nachfolgen.

Mittlerweile waren zu Aarau, der Hauptstadt der neuen Republik, die Senatoren und Großräthe von 12 Kantonen eingetroffen und schritten, umringt von französischen Bajonetten, zur Wahl des Direktoriums.

Dagegen saßen auf der Tagsatzung zu Schwyz neben den Gesandten der altgefreiten Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Appenzell zum ersten Male Abgeordnete der Stadt St. Gallen und der zu freien Demokratien umgestalteten, ehemals unterthänigen Länder Toggenburg, Rheinthal, Sargans, Landschaft St. Gallen, von jenen nun als eidgenössische Stände anerkannt. Auch den Unterthanen und Einsäßen seines Kantons hatte Schwyz Freiheit und Rechtsgleichheit gegeben. Ihren Wunsch, bei ihren jetzigen Verfassungen zu bleiben, wollten diese demokratischen Orte dem französischen Direktorium durch eigene Gesandte vortragen lassen; allein diese erhielten keine Pässe und selbst Zuschriften wurden zurück gewiesen. Da entbrannte in den Herzen aller Völker des Hochgebirges vom Vierwaldstätter- bis zum Bodensee Erbitterung gegen Frankreich, und die Rohheit, womit seine Generale diese freien Völker, ihre Obrigkeiten und Priester als Rebellen behandelten und unter Drohungen eine kurze Frist von zwölf Tagen zur Annahme der Konstitution festsetzten, steigerte vollends den Ingrimm auf das höchste. Man schwur, lieber zu sterben, als ein fremdes Joch zu dulden. Aber nicht Alle blieben diesem Eide treu. Nur in den Waldstätten und zu Glarus griffen 10,000 Mann zu den Waffen, den letzten Kampf für die Freiheit zu wagen. Die Lage der kaum 30,000 Mann starken französischen Armee in Helvetien ward gefährdet; denn es herrschte durchgehends Unmuth über die Annahmungen der eingedrungenen Fremdlinge. Eine einzige Niederlage der Franzosen hätte das Losungszeichen zu allgemeiner Erhebung der Schweiz werden können.

Auf die Unternehmung der Waldkantone hatten Kapuziner Paul Styger und Marianus Herzog, Pfarrer zu Einsiedeln, einen überaus großen Einfluß. An ihnen hing das Volk mit blindem Glauben; aber nur zu oft mußte vor ihrem Willen die Stimme kriegerischer Führer verstummen. Man hatte beschlossen, auf drei verschiedenen Punkten vorzudringen. Die erste Heerabtheilung rückte in das bernersche Oberland ein, die zweite nahm Luzern, die dritte sollte auf beiden Ufern des Zürichsees gegen Zürich vordringen. Letztere bemeißerte sich Rapperschwyls, und eine ihrer Divisionen besetzte die freien Aemter. An vielen Orten trat das Volk zu ihnen. Aber der vielversprechende Plan mißglückte durch die Langsamkeit der Ausführung. Statt mit möglichster Schnelligkeit vorzudringen, ließ man den Franzosen Zeit, sich zu verstärken und alle ihre Anordnungen zu treffen. Bald eilten unter Schauenburg ihre Heerschaaren von

allen Seiten heran. Am 26. April schlugen sie nach einem hitzigen Gefechte bei Hägglingen den in die freien Aemter vorge- drungenen Zuger Obersten Andermatt, am 29. rückten sie zu Zug, am 30. zu Luzern ein. Auch das Oberland mußte von den Kantonen verlassen werden; sie waren nun auf Vertheidigung ihrer eigenen Grenzen beschränkt.

Am gleichen Tage, an welchem die Franzosen zu Luzern einrückten, wollten sie sich noch der schwyzerischen Dörfer Immen- see und Rüßnacht bemächtigen, wurden aber mit großem Ver- luste abgetrieben. Kein glücklicherer Stern leuchtete ihnen am folgen- den Morgen. Erst einer großen Uebermacht gelang der dritte Angriff.

Gleichfalls am 30. April zog eine französische Heerabthei- lung an beiden Ufern des Zürichsees aufwärts gegen Rapper- schwyl und Wollerau. Hier stand mit einigen Hülfsvölkern die Hauptmacht der Glarner unter dem Obersten Paravicini. Nach einem mörderischen Gefechte nahmen die Franzosen Rapper- schwyl; aber bei Wollerau wurden sie mehrmals mit großem Ver- luste bis nach Rapperschwyl zurück geschlagen. Da fielen die Obersten Paravicini und Häuser schwer verwundet. Die Glarner, die bisher so muthvoll gestritten, geriethen in Unordnung und wichen bis nach Lachen. Am folgenden Tage gingen sie aus- einander. Viele Bewohner der Höfe hingegen verließen ihre Hütten, wo die Franzosen mit Mord, Raub und Plünderung gewüthet, und gingen, Schmerz und Rache im Herzen, zu den Schwyzern auf der Schindellegi. Ohne sie, einige Freiwillige von Zug und einige hundert Mann von Uri stand nun Schwyz allein in diesem schweren Kampfe. Fast auf ihrer ganzen Grenze den französischen Heeren bloß gestellt, konnten die Angegriffenen nichts weiter hoffen, als einen ehrenvollen Tod. Diesen zu sterben, war des Volkes heiliger Entschluß. Greise, Knaben, Weiber hoben die Waffen. Frauen und Mädchen spannten sich vor die Kanonen und zogen sie über das raube Gebirg. Niemand hätte es wagen dürfen, sich der Pflicht der Vaterlandsvertheidigung zu entziehen. Würdiger Führer seines Volkes in diesem Todeskampfe war Aloys Reding von Bibereck.

Mit Ausnahme des vorerwähnten Gefechtes bei Immensee verfloß der 1. Mai ohne kriegerische Thaten. Am 2. unternahmen die Franzosen, die Pässe am Gzel, an der Schindellegi und am St. Jostenberge gleichzeitig zu stürmen. Mit Löwenmuth socht Aloys Reding sammt den Seinen an der Schindel- legi. Gefühlos für den Schmerz der Wunden, verließen diese Tapfern den Kampfplatz nicht, bis der Tod sie wegraffte,

oder Entkräftung sie bezwang. Man sah hier Heldenthaten würdig der schönsten Zeiten unsers Vaterlandes. Hätten alle Eidgenossen als freie Brüder einmüthig so gestritten wie Nedings Schaaren an der Schindellegi, nie würde das Vaterland die Schmach fremder Unterthanen und Beraubung erlitten haben. So viel Tapferkeit wurde unnütz durch den Verlust der Pässe am St. Jostenberg und am Egel. Der erstere wurde durch die Uebermacht der Franzosen, der letztere durch die Feigheit des Pfarrers Marianus Herzog geöffnet, und Neding zum Rückzuge genöthigt. Beim Rothenthurm stellte er sich mit 1200 Mann nochmals dem Feinde entgegen. Auf der Ebene vor diesem Dorfe entwickelten sich 6000 Franzosen mit Reiterei und Geschütz. Sie wurden von den wenigen hundert Schwyzern mit Bajonet und Kolben so blutig zurück geschlagen, daß sie nicht wiederzukehren wagten. In den nämlichen Stunden sollte der Morgarten noch einmal die siegreichen Fahnen der Eidgenossen und den Triumph eines Nedings begrüßen. Nach Bezwingung des Jostenpasses hatte eine längs dem Aegerisee vordringende Abtheilung der Franzosen die Höhe des Morgartens erstiegen und näherte sich schon dem Dorfe Sattel. Da stürmten aus demselben einige hundert Schwyzer und Urner hervor und warfen die Franzosen nach Aegeri zurück.

Am Morgen des 3. Mai griffen die Franzosen auf beiden Seiten des Zuger Sees die Zugänge des Fleckens Art an. Allein das mörderische Feuer der Scharfschützen nöthigte sie auch hier zum verwirrten Rückzuge.

Glücklich waren bis jetzt die Grenzen des alten Landes Schwyz behauptet worden; aber man verblutete an den eigenen Siegen und war zu ehrenvoller Kapitulation geneigt. Sie gab Freiheit der Religion und des Eigenthums, die französischen Truppen durften den Schwyzer Boden nicht betreten; aber sie verpflichtete zur Annahme der helvetischen Konstitution. Dem Beispiele von Schwyz folgten die übrigen widerstrebenden Kantone. Einzig die Oberwalliser wagten noch gewaffneten Widerstand. Mit 3—4000 Mann nahmen sie am 7. Mai die Stadt Sitten. Zehn Tage später wurden sie nach dem muthvollsten Widerstande in einem Gefechte bei Sitten geschlagen, zur Unterwerfung gezwungen, entwaffnet und mit einer Kontribution von 150,000 Franken belegt. Die mit Sturm genommene Stadt hatte ein schreckliches Schicksal zu erdulden.

So ging durch innere Zertrennung und fremden Ueberdrang die alte Eidgenossenschaft unter, nachdem sie 490 Jahre gedauert hatte.

## Vierter Theil.

# Die politischen Umgestaltungen der Schweiz.

1798—1866.

## Erstes Kapitel.

### Die Revolution von 1798.

1798—1802.

Die helvetische Republik. Mai bis August 1798.

Mühsam und schwerfällig begann der kurze Lebenslauf der einen und untheilbaren helvetischen Republik. Die wohldenkenden und einsichtsvollen Vaterlandsfreunde unter ihren Lenkern kämpften einen schweren Kampf gegen die Mißstimmung des Volkes, dessen große Mehrheit sich mit der Einheitsverfassung durchaus nicht befreunden konnte, gegen den Druck der Zeit, die Thorheit und Unwissenheit, die Leidenschaftlichkeit und Selbstsucht der Mehrzahl ihrer Miträthe, gegen die Gewaltthätigkeiten Frankreichs und die Schändlichkeiten seiner Beauftragten. Nur allzu oft wurden in diesem Kampfe ihre edelsten Absichten, ihre redlichsten Bemühungen für des Landes Wohl vereitelt. Auf dem helvetischen Volke aber lastete ein schweres Joch. Statt des gehofften und von so Vielen verheißenen Glückes war Druck und Elend, statt der Freiheit Knechtschaft, statt Eintracht und Frieden Zertrennung und Parteiung gekommen. Kontributionen, Requisitionen, Durchmärsche, Einquartierungen, Abgaben, Stocken des Geldumlaufes, Stillstehen von Handel und Gewerbe und Frankreichs Beraubungen zerrütteten den Wohlstand des Bürgers wie denjenigen des Staates. Es wurden durch Napinät die Vor-

räthe, Schätze und Zeughäuser von Zürich, Luzern, Basel und was zu Bern und Freiburg noch übrig war, weggeschleppt; selbst das Eigenthum der wohlthätigen Stiftungen war gefährdet. So erfüllte Frankreich das Wort eines seiner Direktoren: „man werde der Schweiz nichts übrig lassen als die Augen zum Weinen“. Mit dieser schonungslosen Plünderung verbanden sich die schmachlichsten Kränkungen. Den helvetischen Räten wurde Frankreichs Willen vorgezeichnet, dem Volke verboten, Gesetzen zu gehorchen, die den Anordnungen der französischen Kommissarien zuwider liefen. Rapinat setzte Direktoren und andere Beamtete nach Laune ein und ab. Es gab keine Demüthigung, keine Verhöhnung ihrer Freiheit, welche die helvetischen Behörden von ihm nicht erduldet hätten. Muthige Beamtete, die gegen solche Bedrängungen redeten und handelten, geriethen bisweilen in Lebensgefahr. — In eben der Zeit, in welcher Frankreich die ökonomischen Hülfsmittel des helvetischen Staates entführte, beraubten sich die helvetischen Räte durch Einstellung der Entrichtung von Zehnten und Grundzinsen einer zweiten, höchst bedeutenden Quelle, und während die jährlichen Bedürfnisse des Staates auf 20,000,000 Franken anstiegen, während die Räte sich selbst und einer Unzahl von Beamteten überreiche Besoldungen spendeten, versiegten die wichtigsten Einnahmen, und blieb Alles unbezahlt. Es entwickelten sich Keime eines furchtbaren Mißvergnügens, die durch ausgewanderte und im Lande gebliebene Feinde der neuen Ordnung fleißig gepflegt wurden. Die Kurzsichtigkeit des Volkes legte der Regierung alles Drückende zur Last, auch dasjenige, was sie nicht verschuldet hatte. Man mußte von Zeit zu Zeit kleinere Aufstände unterdrücken; bald sollten größere sich erheben.

#### Aufstände von Schwyz und Nidwalden. August bis Oktober 1798.

Als im August 1798 die helvetische Regierung von allem Volke einen Eid der Treue verlangte, verweigerten ihn Schwyz und Nidwalden. Schwyz zwar kehrte bald zur Ruhe zurück; aber Nidwalden, gereizt durch seine Priesterschaft, rüstete sich zu einem verzweiflungsvollen Kampfe. Ein Aufstand des gesammten Gebirgslandes war zu besorgen. Da entsendete die helvetische Regierung gegen ihre Mitbürger den französischen General Schauenburg mit 12,000 Mann. Nidwalden zählte bloß 2000 Streiter. Zu diesen kamen über den See und das Gebirge einige hundert Schwyzer und Urner. Diese Hand voll Tapsereu erzitterte nicht vor der andringenden Uebermacht. Ihren Muth beseuerten

der Kapuziner Paul Styger und die Priester Lussi und Käslì, selbst durch Benutzung des Aberglaubens. Am 9. September erfolgte ein allgemeiner Angriff der Franzosen zu Wasser und zu Land. Mit unbeschreiblicher Erbitterung schlug man sich an diesem Tage. Nach schrecklichem Verluste überwältigten die Franzosen einige Eingänge des Landes, von allen Seiten wurden die Nidwaldner gegen den Hauptfleck Stanz zusammen gedrängt. Die Anstifter dieses Unglückes entflohen, aber das mißleitete Volk kämpfte in und um Stanz Stunden lang mit Verzweiflung. Zulezt ward Stanz mit Sturm genommen. Abends um 6 Uhr war ganz Nidwalden bezwungen. Die ergrimmteten Sieger kannten weder Menschlichkeit noch Schonung mehr, mehrere Tage wütheten sie mit Raub, Mord und Brand. 628 Gebäude lagen in Asche, 386 Menschen, worunter 127 Weiber und Kinder, waren erschlagen; denn vor der Wuth des Feindes schirmte weder Stand, noch Alter, noch Geschlecht, gewährten selbst die Kirchen keinen Schutz. Der Feind hatte seinen Sieg mit dem Verluste von 4000 Mann, das Volk seine Erhebung mit dem Untergange seines Glückes bezahlt. Schauenburg schrieb: „Dieser Tag war der heißeste meines Lebens!“ Die Wohlthätigkeit des In- und Auslandes linderte das Unglück. Schauenburg selbst, nachdem er seine entmenschten Truppen wieder zu zügeln vermochte, sorgte für die Ueberreste des heldenmüthigen Volkes. Auch die Regierung that, was sie konnte, und unter den rauchenden Trümmern Nidwaldens widmete sich der ehrwürdige Pestalozzi der Erziehung der verwaisten Kinder. — Durch das ganze Gebiet der helvetischen Republik ward nun die Ruhe hergestellt, und in Folge dieser Ereignisse auch der Kanton Schwyz von französischen Truppen besetzt.

Helvetiens Lage. Oktober 1798 bis Februar 1799.

Durch ein Schutz- und Trugbündniß, welches Frankreich der neuen Republik aufdrang, wurde das beraubte Land zu kostbaren Kriegsrüstungen, noch lästigeren Abgaben, verhaßten Zwangsmaßregeln genöthigt und gänzlich der Willkür Frankreichs preisgegeben. In Folge dieses Bündnisses nahm Frankreich 18,000 Helvetier in seinen Sold. Die helvetische Regierung aber warb zu ihrer größern Sicherheit unter dem Namen *helvetische Legion* ein stehendes Truppenkorps an.

Noch hatte sich das Land Bündten, aller Aufforderung ungeachtet, mit Helvetien nicht vereinigt. Als das französische

Direktorium drohte, wurden Frankreichs Freunde aus Bündten verjagt, das Land bewaffnet und 8000 Oesterreicher in daselbe gerufen.

In Helvetien aber mehrten eine Menge unwillkommener Geseze und Lasten, die Aufhebung der Klöster, die Einstellung der Zahlungen, Eingriffe ins Privateigenthum und Gewaltthätigkeiten gegen ganze Volksklassen die ohnehin schon große Unzufriedenheit. Die Regierung war abermals genöthigt, öftere Aufstände durch französische Truppen zu unterdrücken. In dieser traurigen Lage befand sich Helvetien, als der Ausbruch eines europäischen Krieges nicht mehr zweifelhaft war.

Helvetien der Kampfplatz fremder Heere. Februar 1799 bis Juli 1800.

Alle Mächte Europa's rüsteten; auch Helvetien bereitete sich, seine Bundespflichten zu erfüllen. Gemäßigte Männer wurden aus dem Direktorium entlassen, viele angesehene Personen, deren Einfluß man fürchtete, als Geiseln abgeführt, das Volk durch Kundmachungen aufgereggt, Verkauf von Nationalgütern beschlossen, eine freiwillige Kriegsteuer ausgeschrieben, Aufgebote unter Todesstrafe erlassen, und ganz Helvetien zu einem Kriegslager erklärt. Aber diese Maßregeln steigerten den Unmuth. Die freiwillige Kriegsteuer mußte in ein gezwungenes Darlehen umgewandelt werden, und viele Dienstpflichtige entflohen und sammelten sich mit früher Ausgewanderten zu Ravensburg um den Schultheißen Steiger.

Der Krieg brach aus. Im März 1799 zwangen die Franzosen die Oesterreicher zur Verlassung Bündtens, und dieses Land ward mit Helvetien vereinigt. Aber in Deutschland wurden die Franzosen wiederholt geschlagen, und bald stand Oesterreichs siegende Macht am Rheine. In dem Maße, in welchem sie sich annäherte, erfolgten durch ganz Helvetien unruhige Bewegungen und blutige Aufstände. Als vollends die Oesterreicher Schaffhausen und Eglisau genommen hatten, erhoben sich alle Gedirgsländer und vertrieben die französischen Schaaeren. Aber Oesterreichs Heer blieb einige Wochen unthätig am Rheine stehen, und die Franzosen gewannen Zeit, den Widerstand allenthalben zu erdrücken. Damals erneuerten sich in Bündten, Wallis und Uri die traurigen Szenen von Nidwalden.

In der zweiten Hälfte des Mai überschritten endlich die Oesterreicher den Rhein. Sie schlugen die Franzosen in einer

Reihe von Gefechten, in denen auch Schweizer gegen Schweizer kämpften, und zuletzt am 4. Juni in der ersten Schlacht von Zürich. Von einer andern Seite eroberten sie Bündten, Uri, Glarus, Schwyz; die Franzosen aber besetzten die Albiskette und das linke Rimmataufer.

Die helvetische Regierung, die schon im Oktober 1798 von Aarau nach Luzern gewandert war, entfloh nach Bern. Damals ließ sie, besorgt über den Ausgang des Kampfes, alle Geiseln und Staatsgefangenen los und that noch andere versöhnende Schritte. In den von Oesterreich besetzten Theilen der Schweiz aber wurde mit mehrern oder mit mindern Einräumungen gegen das Volk die alte Ordnung der Dinge wieder hergestellt. Nur der Abt Pankratius von St. Gallen wollte sein Land härter als zuvor beherrschen.

Nach einigen Wochen mußte der österreichische Oberfeldherr, Erzherzog Karl, mit dem größten Theile seines Heeres nach Deutschland abgehen. In seine Stellungen rückte eine russische Armee unter Korsakow ein. Dieselbe sollte sich mit einem zweiten mächtigen russischen Heere, welches Fürst Suwarow aus Italien über den St. Gotthard führte, vereinigen und die Franzosen vollends aus der Schweiz vertreiben. Bevor aber diese Vereinigung zu Stande kam, griff der französische Feldherr Massena am 25. September das russisch-österreichische Heer unter Korsakow und Hoze auf seiner ganzen Linie an. Nach den ersten Schüssen fiel bei Schännis General Hoze, und seine Truppen wichen. Korsakow wurde am 26. September in der zweiten Schlacht von Zürich aufs Haupt geschlagen und in wilder Flucht bis an den Rhein getrieben. Unbekannt mit diesem Unfalle war Suwarow bis nach Schwyz vorgedrungen; daselbst vernahm er das Schicksal Korsakows. Er selbst gerieth nun in große Noth. Unter Entbehrung, ja ganzlichem Mangel, unter den blutigsten Kämpfen mußte er sich auf nie zuvor von einem Heere betretenen Pfaden über rauhe, unwirthbare Gebirge mit schwerbarem Verlusste zurückziehen, um nicht sammt seinem Heere gefangen zu werden. Während seines Rückzuges hatte Korsakow nochmals versucht, in die Schweiz einzudringen; aber bei Rudolfingen und Dießenhofen geschlagen, gab er diese Versuche auf. Nur Bündten und Schaffhausen blieben noch in Oesterreichs Händen. Im Mai und Juli 1800 mußten auch diese beiden Punkte verlassen werden. Die helvetische Republik war hergestellt, und das Land wurde fortan von keinen kriegerischen Ereignissen mehr belästigt.

Aber damit war das unermessliche Elend nicht verschwunden, welches diese Kriegszüge über ein von Natur armes Land gebracht. Die letzten Hülfquellen waren versegt, viele tausend Menschen durch Schwert, Hunger, Seuchen hingerafft. Die Brücken waren gesprengt, verbrannt, die Straßen verdorben, Waldungen und zahllose Fruchtbäume niedergebauen, eine Menge Dörfer lagen in Asche, die Felder, die Weinberge waren verwüftet. Die fremden Krieger hatten auf Kosten der armen Schweiz ihren Hunger gestillt, ihre Blöße bedeckt; sie hatten Raub und Gewaltthat nach Wohlgefallen geübt; sie hatten nicht etwa nur alle Vorräthe für Menschen und Vieh aufgezehrt, sondern auch die Hoffnungen des Jahres, Baum- und Feldfrüchte, unreif verschlungen. Durch Einquartierungen, Requisitionen, Schanzarbeiten und vielfältige Kriegslasten wurden die unglücklichen Einwohner vollends niedergedrückt. Die Noth des Geldmangels und einer schrecklichen Theurung wurde erhöht durch eine von Massena den Städten Zürich, Basel, St. Gallen auferlegte gezwungene Anleihe von 2,000,000 Franken, mit der er seine an Allem Mangel leidenden Krieger bezahlte. Sie aufzubringen, mußten die hoch gehaltenen Andenken der Vorfahren, mußten Schmuck und Silbergeschirr und die letzte Baarschaft hingegeben werden. Vergebens hatte die helvetische Regierung die Bezahlung dieser Anleihe verboten; Massena's Bajonette waren gewaltiger als diese ohnmächtigen Verbote. — Das höchste Elend fand sich in den Gebirgsgegenden. Die Fremdlinge hatten einander auf Pfaden, wo sonst nur Gemsjäger sich hingewagt, auf schwindlichter Bergeshöhe und in den wildesten Schluchten bekämpft. Bis zu den eisbedeckten Firnen der Alpen war der Donner des Geschützes gedrungen. Tausende unbeerdigter Leichen verpesteten die Luft. Die sparsamen Vorräthe dieser armen Gegenden waren bald erschöpft; dann wurde das Vieh, ihr einziger Reichthum, verzehrt oder durch Seuchen getödtet. Der Krieger mußte mit dem Bürger darben. Verwaiste Kinder irrten in großen Schaaren umher. Man brachte sie zu Hunderten nach den Städten, wo christliche Nächstenliebe, der eigenen Noth vergessend, sich der Verlassenen erbarmte. So verödet waren die Gebirgsgegenden, daß an vielen Orten Raubthiere sich ungescheut bis zu den Wohnstätten der Menschen wagten.

Ein so trauriges Bild bot Helvetien dar, nachdem sich der Krieg von seinen Grenzen entfernt hatte!

Parteikämpfe, Verfassungs- und Regierungswechsel. Juli 1800 bis August 1802.

Inmitten dieses namenlosen Glendes ruhten nicht die Kämpfe des Parteigeistes. Bitterer als zuvor haften und bedrängten sich unter dem Namen der Aristokraten und der Patrioten die Anhänger des Alten und des Neuen und maßen sich gegenseitig die Schuld des Unglückes bei. Auch in der Regierung herrschte Parteiung, und im Laufe zweier Jahre wechselte Helvetien vier Mal Verfassung und Regierung wie ein Kleid. Wille oder Wohl des Volkes kamen hiebei nicht sehr in Betrachtung; es handelte sich mehr um persönliche Interessen und Systeme. Zwei Hauptparteien waren es, die sich im Schooße der Regierung bekämpften, die Einheitsfreunde, welche aus Helvetien einen einzigen Staat zubilden gedachten, und die Föderalisten, nach deren Meinung die Schweiz ein Bundesstaat mit mehrerem oder minderem Zusammenhange werden sollte. Diese beiden Parteien stießen einander durch listige oder gewaltsame, jedoch stets unblutige Umwälzungen gegenseitig aus den Räthen der Republik. Desters wirkten hiezu die französischen Truppen mit; denn da keiner der streitenden Parteien aus eigener Kraft ein entscheidender Sieg hätte zu Theil werden können, so buhlten beide um Zustimmung und Hülfe des mächtigen Frankreich, wo seit dem 10. November 1799 Napoleon Bonaparte unter dem Titel eines ersten Konsuls mit fast unumschränkter Gewalt herrschte. Allein Beruhigung Helvetiens lag damals noch nicht in Frankreichs Interesse, und so ward bald diese, bald jene Partei für kurze Zeit begünstigt. Solches geschah, damit das helvetische Volk, der nie endenden Umwälzungen müde, sich zuletzt Frankreich in die Arme werfe. Unheimliche Gerüchte von Einverleibung oder Theilung Helvetiens durchliefen das Land, und es schien ein drohendes Vorzeichen, als am 4. April 1802 ein Machtpruch des französischen Konsuls das Wallis zur unabhängigen Republik erklärte.

Das Vaterland war der Auflösung nahe. Nicht allein das äußere Glück, auch die geistigen Güter des Volkes, Religiosität, Sittlichkeit, Pflichtgefühl waren in tiefem Verfall. Niedergedrückt von ersonnenen Lasten, getäuscht in allen seinen Hoffnungen, überdrüssig des ewigen Wechsels, betrachtete der größte Theil des Volkes kalt und gleichgültig den häufigen Umschwung der leitenden Personen und Systeme, sehnte sich ein anderer Theil nach den vergangenen Zeiten, in welchen man, wenn auch weniger Freiheit, doch Wohlstand, Ruhe und Frieden genossen, theilten diese Seh-

sucht Viele, die einst mit Wonne den Umsturz des Alten gesehen. Das Volk liebte zwar die errungene Freiheit, aber der Preis, mit dem es sie bezahlte, schien ihm zu theuer, und Erleichterung, Beendigung der Noth war, was es am lebhaftesten wünschte. Keine der vielen Regierungen vermochte auch bei dem redlichsten Willen dieses zu gewähren, oder überhaupt die höchst widersprechenden Wünsche des Volkes zu befriedigen; jede vermehrte durch ihre Schlußnahmen wissentlich oder unwillkürlich die Zahl der Unzufriedenen; darum sah auch eine jede von ihnen eine Reihe oft sehr heftiger Aufstände, welche nur die Anwesenheit französischer Truppen zu dämmen vermochte.

Am 17. April 1802 hatte sich die Partei der Einheitsfreunde gewaltsam wieder ans Ruder geschwungen. Sie entwarf eine neue Verfassung und legte dieselbe dem Volke zur Annahme vor; allein bloß 72,000 stimmfähige Bürger erklärten sich für sie, 92,000 verwarfen sie, und nur der Kunstgriff, 167,000 Nichtstimmende für Annehmende zu zählen, verschaffte ihr eine scheinbare Mehrheit. Niemand konnte übrigens die Unhaltbarkeit dieser Ordnung bezweifeln, Niemand sich verbergen, nur die Anwesenheit französischer Truppen gewährleistete die öffentliche Ruhe. In diesem bedenklichen Zeitraume erhielten diese den unerwarteten Befehl, Helvetien zu räumen. Gern hätte die Regierung den Abmarsch verhindert; sie durfte es aber nicht wagen, aus Furcht, die letzte Gunst beim Volke zu verlieren. Mit dem Tage der Entfernung dieser auswärtigen Stütze fand sie sich dem fast allgemeinen Hass preisgegeben.

Die Erhebung des Schweizervolkes gegen die helvetische Einheitsregierung. August bis Dezember 1802.

Die ersten Ausbrüche erfolgten in den drei Ländern, wo die neue Verfassung fast einstimmig durchgefallen war. Landsgemeinden wurden abgehalten. Diese beschloffen, nebst den andern gleichgesinnten Kantonen mit der Einheitsregierung zwar im Frieden, aber von ihr getrennt zu leben, auch keine Unterthanenverhältnisse mehr herzustellen. Sie erließen eine Kundmachung an das Schweizervolk und wurden von allen Seiten aufgemuntert. Die Einheitsregierung, obwohl sie die große Mehrheit des Volkes gegen sich, und weder Geld, noch Kredit, noch Ansehen hatte, antwortete mit Drohungen und Bewaffnungen. Dieselben schreckten Niemanden, und die Gährung griff um sich. Glarus, Appenzell, Zug ahmten den Ländern nach. Sie alle beriefen sich auf einen Artikel

des am 9. Februar 1801 zu Luneville zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossenen Friedens, welcher dem Schweizer Volke die Wahl seiner Verfassung freistellte. Jetzt legte die helvetische Regierung Truppen nach Zug, Luzern und an den Fuß des Brünig. Am 28. August wurde die helvetische Vorhut an der Rengg von Unterwaldnern überfallen und mit einigem Verluste geschlagen. Die Regierung fand nöthig, die Stadt Zürich zu besetzen; allein die Bürgerschaft verwehrte ihren vom General Andermatt geführten Truppen den Eingang und hielt muthig eine zweimalige Beschießung aus. Andermatt mußte abziehen. Schon war die von einem Vereine, die schweizerische Verbüderung genannt, geleitete Bewegung in seinem Rücken ausgebrochen, Solothurn, Baden, der Aargau in der Gegner Hand, er selbst in Gefahr, vom Sitze der bedrohten Regierung abgeschnitten zu werden. Dieselbe mußte in ihrer Noth keinen Rath; sie erniedrigte sich, Frankreichs Hilfe anzurufen, hierauf einen ihrer ausgezeichnetsten Gegner zum Landammann zu wählen, Alles um sich und ihre verhasste Verfassung zu retten. Allein am 18. September mußte Bern übergeben werden; die Regierung erhielt mit allen ihren Truppen, wo sie sich immer befanden mochten, freien Abzug nach der Waadt.

Mittlerweile hatten die Stände Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Appenzell zu Schwyz eine Tagsatzung eröffnet. Sie luden andere Kantone zur Vereinigung ein, erklärten die helvetische Regierung für aufgelöst, machten die Grundzüge einer eidgenössischen Bundesverfassung bekannt, und stellten ein Bundesheer von 20,000 Mann auf. Die helvetische Regierung, jetzt zu Lausanne sich aufhaltend, verlor einen Landstrich nach dem andern, und am 3. Oktober wurden ihre Truppen durch die Schweizer unter Bachmann bei Wisflisburg so vollkommen geschlagen, daß ihr bloß zwischen Ergebung und Flucht die Wahl blieb. Da erschien am 4. Oktober der französische General Rapp mit Bonaparte's Machtgebot, die Feindseligkeiten einzustellen, die verjagte Regierung wieder anzuerkennen und sich Frankreichs Vermittlung zu unterziehen. Eine Truppenmacht von 40,000 Mann unter Ney gab diesen Forderungen Nachdruck. Mit Dank und Freude empfing die Einheitsregierung dieß Gebot. Unter französischem Schutze zog sie, der allgemeinen Abneigung trotzend, wieder zu Bern ein. Lange weigerte sich die Tagsatzung zu Schwyz; aber ihre Unterhandlungen scheiterten. Nutzlosen Widerstand wollte sie nicht wagen und löste sich daher auf, nachdem ihr Rapp versichert, auch die helvetische Regierung werde nicht lange mehr dauern.

20,000 Franzosen besetzten und entwaffneten nun die Schweiz. Eine Kriegsteuer von 625,000 Franken wurde ausgeschrieben, die Häupter der unterdrückten Bewegung nach Aarburg abgeführt, und Anstalten getroffen, Abgeordnete zu wählen, welche zu Paris unter Bonaparte's Augen über eine der Schweiz zuträgliche Verfassung sich berathen sollten.

## Zweites Kapitel.

### Die Mediations- und Restaurationszeit.

1803—1830.

Die Mediationszeit. 1803—1814.

Zu diesen Abgeordneten ernannte die Regierung einige Personen, einige andere jeder einzelne Kanton, nicht minder ließen Privatvereine, Gemeinden und Bezirke durch eigene Abordnungen ihre Interessen vertreten. Nach langen Unterhandlungen wurde am 19. Februar 1803 die Mediationsakte unterzeichnet, durch welche mit dem 10. März das Einheitsystem aufgehoben und die ehemalige Bundesverfassung mit wesentlichen Verbesserungen hergestellt wurde. Neben den 13 alten Kantonen traten Graubünden, Aargau, Thurgau, St. Gallen, Waadt, Tessin als neue Kantone ein. Bürgerliche und politische Rechtsgleichheit, freie Niederlassung und freier Verkehr, Loskäuflichkeit der Zehnten und Grundzinse, Deffnung der städtischen Bürgerrechte, Trennung der Stadt- und Staatsbürger, vollkommene Amnestie waren ausgesprochen, den ehevor regierenden Städten einige Vortheile in der Stellvertretung zugestanden. Die Tagsatzung erhielt bedeutende Befugnisse. An ihrer wie an des ganzen Bundes Spitze stand ein Landammann, alljährlich aus den Kantonen Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern wechselnd. Die 6 volkreichsten Kantone führten auf der Tagsatzung jeder zwei Stimmen. Diese Vermittlung, ohne welche die Eidgenossenschaft höchst wahrscheinlich die Gräucl eines allgemeinen Bürgerkrieges

gesehen hätte, weil die verschiedenen Parteien, welche sich zur Vertreibung der Einheitsregierung verbunden hatten, in keinem andern Punkte einig waren, als in dem, keine Einheitsregierung mehr zu wollen, war zwar demüthigend, aber wohlthätig für die Schweiz. Wie gern sich auch Manche gegen ihre Annahme gestemmt haben würden, des Vermittlers deutlich ausgesprochener Wille und die Anwesenheit der französischen Heere ließen keine Widersetzlichkeit zu. So ward die Mediationsverfassung eingeführt, und die französischen Truppen zogen aus dem Lande.

Allein noch einmal sollten traurige Ereignisse die Rückkehr der Ruhe und des Friedens verzögern. In einigen Gegenden des Kantons Zürich war von Anfang her die meiste Anhänglichkeit an die Revolution, ihre Grundsätze und Einrichtungen gewesen; die Entfernung nun von denselben, die Besorgniß einer wenigstens annähernden Wiederherstellung ehevoriger Verhältnisse und die Erscheinung einiger neuen Gesetze erregten großes Mißvergnügen. Der See hauptsächlich und die Kantonsheile im Gebirg verweigerten die Huldigung, übten Gewaltthaten, und bald war die Lage so gefährlich, daß der Landammann Rudolf von Wattenwyl Truppen gegen sie aufbot. Diesen lieferten sie am 28. März 1804, angeführt von dem Schuster Jakob Willi, ein glückliches Gefecht bei Horgen; aber das Eintreffen ansehnlicher eidgenössischer Verstärkungen lähmte jeden fernern Widerstand. Den Tumult bezahlten die aufgestandenen Gemeinden mit Entwaffnung und schweren Geldbußen, vier Anführer mit ihrem Leben, viele Andere mit mannigfaltigen Strafen. Der Große Rath aber änderte einige Gesetze, über die man sich beschwert hatte.

Nach den Stürmen der Revolutionszeit kamen nun zehn ruhige glückliche Jahre. Künste, Wissenschaften, viele Zweige des Handels und Gewerbsfleißes blühten auf; manche Gegenden gelangten zu hohem Wohlstande. Das Schulwesen ward verbessert, die Linthunternehmung begonnen, von Regierungen und Vereinen viel Wohlthätiges und Gemeinnütziges ins Leben gerufen. Das Volk gewann, als schöne Frucht seiner gesetzmäßigen Freiheit, Selbstgefühl, Gemein Sinn, Vaterlandsliebe, es widmete seine Aufmerksamkeit den öffentlichen Angelegenheiten und nahm Theil an dem Schicksale seiner Brüder in andern Kantonen. Allein auch diese Zeit hatte ihr Drückendes. Man hing gänzlich von dem eisernen Willen des mächtigen, seit dem 20. Mai 1804 auf den Kaiserthron emporgestiegenen Vermittlers ab. Er hatte der Schweiz ein lästiges Bündniß und eine Kapitulation aufgedrungen, welche

Geld und Menschen verschlangen; man blieb zudem nicht gänzlich von den Stürmen verschont, die Europa durchstobten, und litt empfindliche Verluste durch die Vermögenseinziehungen, die Zölle und Einfuhrverbote benachbarter Fürsten; auch schwand nie die Besorgniß, es könnte zuletzt dem übermächtigen Beschützer gefallen, die Schweiz seinem großen Reiche einzuverleiben, wurde ja bereits im Jahr 1810 das Wallis zur Vereinigung mit Frankreich gezwungen, der Kanton Tessin von französischen Truppen und Mauthnern besetzt und Abtretung eines Theils desselben gefordert. Dennoch liebte die große Mehrheit des Schweizer Volkes die Mediationsverfassung.

Aus diesen glücklichen Verhältnissen wurden die Eidgenossen am Ende des Jahres 1813 durch die Wassenerhebung gerissen, wodurch Europa den Thron des französischen Selbstherrschers stürzte. Im eidgenössischen Volke lebte ein freudiger Geist, in dieser gefährvollen Zeit seine Verfassung und Unabhängigkeit aufrecht zu halten. Bewaffnete Neutralität wurde auch von der Tagsatzung und den Regierungen ausgesprochen. Muthig eilten 12,000 Mann an die Grenzen, und das gesammte Volk harrete des Rufes, aufzustehen zum Schirme des Vaterlandes. Gesandte gingen an die verbündeten Monarchen und an Napoleon ab. Willig anerkannte der letztere die Neutralität der Schweiz, die ihm nur Vortheile bringen konnte. Allein dieselbe stimmte nicht zu den Kriegsplanen der Verbündeten. Ueberdieß hatten sich bereits die unversöhnlichen Feinde der gesetzmäßigen Volksfreiheit zu Waldshut in ein Komitee zusammengethan und arbeiteten bei den Monarchen der Tagsatzung und den Regierungen ungescheut entgegen; eben dieselben lähmten auch so viel möglich alle Maßregeln im Innern. Die alte, durch die Revolution gestürzte Ordnung sollte nach der Meinung dieser Menschen, an denen alle Lehren der Zeit verloren gegangen waren, durch die Bajonette der Verbündeten wieder aufgerichtet werden; und weil die Monarchen die Schweiz in ihrer gegenwärtigen Gestalt als Schöpfung und Anhängerin Frankreichs betrachteten, gelang vor der Hand wenigstens die Zertrümmerung ihrer Neutralität. Am Ende Dezembers 1813 gingen die Verbündeten auf allen Punkten von Basel bis nach Schaffhausen über den Rhein. Ihrer furchtbaren Macht widerstehen zu wollen, wurde von vielen der wohlbedenklichsten Männer als ein Wagnestück betrachtet, das nur mit dem Untergange der schweizerischen Selbständigkeit endigen konnte. Es schien besser, der Gewalt der Umstände zu weichen. So wurden denn die eidgenössischen Truppen zurückgezogen, entlassen, und

gingen vor  
Volk. Es war  
zeitlich Neutr  
schieß es die  
ein Jurist  
gewesen war,  
Land, aller  
bewahrt blieb  
Volkes zu be

Komitee  
der Notwend  
diese Gesand  
Begierden na  
welche allebo  
hierin ging  
Ordnung der  
Nagau und  
herüber auf  
allerwärts  
Privilegien  
aufstehen m  
sich ein will  
gegen ihre  
nungen, R  
würde und  
eherwige F  
strengegen.  
Somit  
haben die  
jungen der  
entfernt, wo  
säglich Volk  
Kantone ver  
ehemaligen  
Patrioten  
den Größe  
fassungskän  
Diese men

gingen voll Ingrimm nach Hause. Ihre Entrüstung theilte das Volk. Es wußte, Verrath habe zur Nichtanerkennung der schweizerischen Neutralität bedeutend mitgewirkt; der nämlichen Ursache schrieb es die Unterlassung der Gegenwehr zu, welche doch nur ein Zurückweichen vor unbezwinglich scheinenden Verhältnissen gewesen war, und die Kriegsnöthen und Lasten, vor denen das Land, aller Schonung der Verbündeten ungeachtet, nicht ganz bewahrt bleiben konnte, waren nicht geeignet, diesen Unmuth des Volkes zu besänftigen.

#### Die Restaurationszeit. 1814—1830.

Könnte die widerstandlose Hingebung der Schweiz als Sache der Nothwendigkeit betrachtet und entschuldigt werden, so mangelte diese Entschuldigung gänzlich jenen selbstüchtigen Wünschen und Begierden nach Wiedererlangung verlorener Rechte und Genüsse, welche alsobald an vielen Orten und in vieler Herzen entbrannten. Hierin ging Bern voran, dessen Patrizier ungesäumt die alte Ordnung herstellten und unter Drohungen und Verheißungen Aargau und Waadt zur Unterwürfigkeit unter ihre alten Herrscher aufforderten. Diesem verderblichen Beispiele ahmten allerwärts diejenigen nach, welche die Erinnerung an ehemalige Privilegien und Herrscherrechte dem Wohle des Vaterlandes nicht aufopfern wollten. Durch die ganze Eidgenossenschaft entzündete sich ein wilder Streit. Kantone standen gegen Kantone, Städte gegen ihre Landschaften; Regierungen wurden gestürzt; Bewaffnungen, Kriegszüge, Aufstände, Einforderungen, Theilungsentwürfe und ein heftiger Federkampf erfüllten das Land. Auch der ehavorige Fürststift von St. Gallen machte die größten Anstrengungen. Unter diesen Zwistigkeiten verfloß das Jahr 1814.

Inmitten dieser Wirren wurden von den damaligen Machthabern die Verfassungen der Kantone geordnet. Aus denjenigen der Demokratien wurde fast durchgehends alles wieder entfernt, was durch die Mediation zur Hemmung eines ungezügeltten Volkswillens in sie gelegt worden war. Die der übrigen Kantone verminderten sämmtlich die Rechte des Volkes. In den ehemaligen Städtkantonen erhielten die Hauptstädte oder die Patriziate wieder Vorrechte und ein bedeutendes Uebergewicht in den Großen Räten. Auch die neuen Kantone nahmen Verfassungsänderungen vor im Sinne einer gemäßigten Aristokratie. Diese neuen Verfassungen wurden allerwärts mit Widerwillen,

zum Theile mit offener Protestation und nur in Betrachtung der gebieterischen Zeitumstände angenommen.

Wichtige Veränderungen sollten auch die eidgenössischen Verhältnisse erleiden. Auch hier wurde so viel möglich auf den vorrevolutionären Zustand zurückgegangen. Bald nach dem Einmarsche der Verbündeten hatte die Tagsatzung die Mediationsverfassung aufgehoben und die Grundzüge eines neuen Bundes aufgestellt; aber nur zu bald erfolgten traurige Störungen ihrer Beschlüsse. Von verschiedenen Seiten wurde die Zusammenberufung einer dreizehnörtigen Tagsatzung gefordert. Da sich Zürich, Basel und Schaffhausen diesem Begehren fest und beharrlich widersetzen, so bildeten sich zwei Tagsatzungen, die eine zu Zürich, die andere zu Luzern. Ohne den fest erklärten Willen der verbündeten Monarchen würde die Herstellung der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft versucht worden sein; da sie aber für das Fortbestehen der 19 Kantone sich erklärten, mußte man ihren Winken gehorchen. Im März und April 1814 trafen die Gesandten aller Stände wieder in Zürich ein, und es begann die lange Tagsatzung.

In ihrem Schooße erneuerte sich der bitterste Streit. Es wurden zwar am 8. September 1814 die Erklärung der Selbstständigkeit der 19 Kantone und der Entwurf eines neuen Bundesvertrages mit Stimmenmehrheit angenommen, und hierauf am 12. September die Zahl der Kantone durch Wallis, Neuenburg und Genf auf 22 gebracht; aber noch weigerten sich verschiedene Stände, den unverletzten Bestand der neuen Kantone anzuerkennen, und behielten ihre Rechte auf ehemalige Unterthanenlande vor. Abermals entbrannte in der Eidgenossenschaft gefährlicher Streit. Erneuerte Bewaffnungen ließen den Ausbruch eines Bürgerkrieges fürchten. Man mußte sich glücklich preisen, auswärtige Vermittlung anrufen zu können. Eidgenössische Abordnete gingen nach Wien, wo die Fürsten Europa's zur Ordnung der politischen Angelegenheiten des Welttheiles auf einem Kongresse versammelt waren und im Großen gerade dasselbe Schauspiel aufführten, das in der Schweiz im Kleinen gesehen ward. Da erfüllte das unerwartete Wiedererscheinen Napoleons in Frankreich und die Blitzesschnelle seiner Fortschritte die streitenden Fürsten mit Schrecken und stimmte sie zu gegenseitiger Versöhnung. Ganz Europa griff zu den Waffen. Die eidgenössische Tagsatzung besetzte Genf und stellte 15,000 Mann an die französische Grenze. Auch in der Schweiz verstummten, wie zu Wien, beim Anblicke der gemeinsamen Gefahr zahllose Streitigkeiten. Am 4. April 1815 verkündete Napoleon den Hauptmächten Eu-

ropa's, er habe mit dem Willen seines Volkes den französischen Thron wieder bestiegen und verheißt, die Ruhe Europa's nicht zu stören. Aber schon bewegten sich gegen ihn von allen Seiten gewaltige Heere. Auch die Eidgenossen vermehrten ihre Truppenmacht bis auf 40,000 Mann. Ein Verkommniß mit den verbündeten Mächten ward abgeschlossen; man öffnete ihnen einige Straßen zu schnellen Durchmärschen und nahm selbst an der Führung des Krieges, besonders an der Belagerung Hüningens, Antheil.

Während des Krieges ordnete der Kongreß zu Wien mit großer Thätigkeit die europäischen und die schweizerischen Verhältnisse. Am 20. März erließ er eine Erklärung über den künftigen Zustand der durch 22 Kantone gebildeten Eidgenossenschaft, und knüpfte an die Annahme dieser Erklärung die Zusage einer immerwährenden Neutralität, in deren Kreis auch ein Theil der königlich sardinischen Staaten aufgenommen ward. Am 27. März trat die Tagsatzung dieser Erklärung bei, und es wurde hierauf der neue Bundesvertrag am 7. August 1815 durch alle Stände, mit Ausnahme Nidwaldens, zu Zürich beschworen. Als Nidwalden durch Aufreizung lästig wurde, überzog man es mit 1000 Mann, und die Landsgemeinde beschloß nun den Eintritt in den Bund. Am 30. August wurde Nidwalden aufgenommen. Die Kriegskosten schenkte man ihm; aber es mußte Kloster und Thal Engelberg an Obwalden abtreten.

Der Pariser Friede vom 20. November 1815 beschäftigte sich auch mit der Schweiz. Ihr jetziger, durch die drei neuen Kantone, die Besitzungen des ehemaligen Hochstiftes Basel und einige kleinere Landstriche vergrößerter Gebietsbestand wurde gewährleistet, zu unmittelbarer Verbindung Genfs mit der Eidgenossenschaft ein Theil des Ländchens Gex an diesen Kanton abgetreten, Schleifung der Feste Hüningen verordnet, der Neutralitätskreis in den sardinischen Landen erweitert, den Eidgenossen von den französischen Zahlungen 3,000,000 Franken zugesprochen, endlich in einem eigenen Vertrage die ewige Neutralität der Schweiz und die Unverletzbarkeit ihres Gebietes aufs festeste zugesichert.

Auf diese bewegte Zeit folgten 15 Friedensjahre. Sie brachten viele Segnungen. Künste, Wissenschaften, Landbau, Handel, welche bereits unter der Mediation einen erfreulichen Aufschwung genommen, schritten fort oder blieben doch in gedeihlichem Gange. Durch die Tagsatzung, die Kantonsregierungen, durch eidgenössische Vereine wurde auch in diesem oft zu unbillig beurtheilten Zeit-

raume manches Löbliche vollbracht. Dennoch fühlte sich in den meisten Kantonen die große Menge des Volkes nicht behaglich. Viel Drückendes lag schon in den außerordentlichen Naturereignissen, in den gewaltigen Veränderungen in Fabrikation und Handel, in der Verarmung einzelner Landestheile, in den Berührungen mit benachbarten Mächten, in den Nachwehen der seit 1798 erlebten Umwälzungen und in andern Verhältnissen, welche die jetzigen Regierungen weder herbei geführt hatten noch abzuwenden vermochten, obwohl ihnen die Unbill der Kurzsichtigen die Schuld auch hievon zuschrieb. Daneben fühlte sich das Volk beinträchtigt durch die an seinen Freiheiten erlittene Einbuße, durch steigende Aristokratie, einen oft weit gehenden Beamtendruck, Hemmung des freien Verkehrs im Innern; hie und da auch durch Unordnungen in der Verwaltung. Die gebildeteren Bürger aber beklagten den beschränkten Wirkungskreis der Großen Rätthe, die Mängel der Gesetzgebung und Rechtspflege, die Vernachlässigung des Unterrichtswesens, die Rückkehr vieler alten Mißbräuche, mancher Verfinsternung in Staat und Kirche, das wuchernde Umsichgreifen eines kleinlichen Kantonalgeistes, das Versinken alles eidgenössischen Nationalgefühles, die Ohnmacht der Tagsatzung und eine zu weit getriebene Nachgiebigkeit gegen das Ausland. — So wenig man sich indessen durch die bestehende Ordnung befriedigt fand, kam es doch nirgends zu bedeutenden Ausbrüchen des Mißvergnügens; allein es regte sich ein lebhaftes Verlangen nach Verbesserung, und obwohl Viele, am Bestehenden hängend, sich jedem Fortschritte widersetzten, mehrte sich von Tag zu Tag unter allen Ständen, in und außer den Behörden, die Zahl derer, welche nach Verbesserungen strebten. Immer lauter forderte dieselben die Stimme der öffentlichen Meinung. Diesem Drange war nicht zu widerstehen; viele Verbesserungen kamen wirklich zu Stande, noch durchgreifendere wurden angebahnt. Diesen Gang eines langsamen, aber sichern Fortschreitens zu höherer Bildung und ausgedehnterer Freiheit störte ein den Meisten unerwarteter Schlag.

## Drittes Kapitel.

**Von der demokratischen Revolution im Jahr 1830  
bis zur neuen Bundesverfassung des Jahres 1848.**

Einführung des demokratischen Systems. Siebnerkonfödat und  
Sarnerbund. 1830—1834.

In den Schlusstagen des Juli 1830 brach die sogenannte Julirevolution in Paris aus, durch welche nach dreitägigem, heldenmüthigem Kampfe das Königshaus der Bourbonen vom Thron gestürzt und Louis Philipp, Herzog von Orleans, nachdem er die französische Verfassung beschworen, auf denselben gesetzt wurde. Diese Bewegung theilte sich mit der Schnelligkeit eines Blitzes vielen andern Völkern mit; sie ergriff auch die Eidgenossenschaft. Die Freiheitsbäume, der französischen Revolution entlehnte Sinnbilder, die sie selbst der amerikanischen Revolution nachgeahmt hatte, erschienen wieder an vielen Orten. Die meisten Kantone wurden unruhig, und mehr oder weniger zahlreiche Volksversammlungen fanden statt. Es entspann sich ein heftiger Kampf zwischen dem Alten und dem Neuen, zwischen den Aristokraten (Konservativen) einerseits und den Liberalen und Radikalen (Freunde eines mehr oder weniger entschiedenen Fortschritts) andererseits, wobei in zwölf Kantonen die Regierungen gestürzt und die Verfassungen im Sinn der Volksfreiheit geändert wurden. Man verlangte namentlich Abschaffung aller politischen Vorrechte einzelner Stände sowohl als Ortschaften. Das allgemeine Lösungswort war die Souveränität (Oberherrschaft) des Volkes. Daneben wurde auch der Gedanke einer schweizerischen Nationalität im Gegensatz gegen den trennenden, kleinlichen Kantonalgeist immer kräftiger und lebhafter, und in Folge dessen wurde eine Revision oder Umgestaltung der Bundesverfassung von 1815, wiewohl einstweilen vergeblich, angestrebt.

Den Reigen der Umwälzungen eröffnete der Kanton Thurgau, wo der junge, lebhafte Pfarrer Bornhauser sich an die Spitze stellte und die aristokratische Verfassung verdrängte, nach welcher der Kleine Rath (die Regierung) den Großen Rath fast ganz beherrschte. Die neue Verfassung, welche nun eingeführt wurde, enthielt die damals fast überall verkündeten Grundsätze

der Volkssouveränität, der Trennung der Gewalten (der Regierung als vollziehender Behörde, des Großen Rathes als gesetzgebender Behörde und der Gerichte), der unmittelbaren Volkswahlen, der kurzen Amtsdauer, der Oeffentlichkeit der Sitzungen des Großen Rathes, der Pressfreiheit und des Petitionsrechtes.

In der Restaurationszeit wurden namentlich den meisten Hauptstädten der Kantone Vorrechte eingeräumt. So mußten in Zürich von 212 Mitgliedern des Großen Rathes 130, in Luzern die Hälfte, in Basel 90 von 150, in Solothurn gar 68 von 103 Bürger der Hauptstadt sein. Eine zahlreiche, von edler Begeisterung erfüllte Volksversammlung in Ulster im Kanton Zürich verlangte dann, daß der Große Rath dieses Kantons nur noch zu einem Drittheil aus Stadtbürgern bestehen soll, und drang neben der Empfehlung der Volksrechte besonders noch auf eine durchgreifende Verbesserung des Schulwesens, was dann zur Folge hatte, daß eine Universität und viele höhere Volksschulen (Sekundarschulen) gegründet wurden.

Außer Thurgau und Zürich veränderten ihre Verfassungen Aargau, St. Gallen, Luzern, Solothurn, Freiburg, Schaffhausen, Waadt, Bern, Schwyz und Basel. Diese wurden deshalb „regenerierte“ Kantone genannt. Am unruhigsten ging es dabei her in Schwyz und Basel. In ersterem Kanton hatte der Bezirk Schwyz, d. h. nicht ganz die Hälfte der Bevölkerung, 60 Mitglieder in den Landrath zu wählen, alle äußern Bezirke aber nur 36, worüber sich die letztern beschwerten. Nachdem nun in den Jahren 1830 und 1831 vergeblich vom Borort und der Tagsatzung wiederholte Vermittlungsversuche angestellt worden zwischen den streitenden Parteien, wählten die vier äußern Bezirke March, Einsiedeln, Rüschnacht und Pfäffikon (Wollerau und Gersau hielten sich immer an Schwyz) im Frühjahr 1832 einen Verfassungsrath, und die von demselben entworfene Verfassung erklärte diese vier Bezirke für einen unabhängigen und selbstständigen Staat unter dem Namen „Kanton Schwyz äußeres Land.“

Im Kanton Basel setzte es wegen der Verfassungswirren leider mehrmals blutige Gefechte ab, so im Januar und August 1831 und im April 1832. Daher beschloß die Tagsatzung im September 1832, den Kanton in zwei Halbkantone zu trennen: in Baselftadt mit 26 und Baselland mit 53 Gemeinden. Da indeß die drei Waldstätte, sowie Neuenburg, Wallis und Baselftadt die Gewährleistung der neuen Verfassungen versagten und überhaupt gegen alle Neuerungen kämpften, so traten während

der Tagsatzung  
Luzern, Bern  
Thurgau  
mit dem  
sitzungen  
man die  
Beizung  
die Gelan  
Neuenburg  
bund. Es  
nicht als  
ordnen in  
lassen. So  
zu Zürich  
andern bei  
Als  
angenehm  
war, zu  
einen gro  
den Hieser  
Luzern zu  
wollte;  
entstand  
Aufregung  
zwischen  
jagen am  
Sie wur  
die von  
schlagen  
100 Bern  
Sob  
nach J  
Rath an  
belegen.  
bund auf  
Abgeordn  
Die Lern  
war in  
des Hie  
wurde in  
heit alle

der Tagsatzung zu Luzern im März 1832 die Gesandten von Luzern, Zürich, Bern, Solothurn, St. Gallen, Aargau und Thurgau zusammen und errichteten das Siebnerkonkordat mit dem doppelten Zwecke, die Aufrechthaltung der neuen Verfassungen zu sichern und die Bundesrevision zu ermöglichen. Als nun die Mehrheit der Tagsatzung im September 1832 den Beschluß faßte wegen Trennung des Kantons Basel, so traten die Gesandten der drei Waldstätte, nebst Basel, Wallis und Neuenburg in Sarnen zusammen und verabredeten den Sarnerbund. Sie kamen überein, Baselland und die äußern Bezirke nicht als selbständige Orte anzuerkennen und, wenn ihre Abgeordneten in der Tagsatzung zugelassen würden, dieselbe zu verlassen. So kam es denn, daß 1833 zwei Tagsatzungen bestanden zu Zürich und Schwyz, von denen jede die Rechtmäßigkeit der andern bestritt.

Als im Juli 1833 das Luzernervolk die von der Tagsatzung angenommene neue Bundesverfassung mit großer Mehrheit verworfen, wurden dadurch die Führer des Sarnerbundes ermutigt, einen großen Schlag zu führen. Am 31. Juli besetzte Schwyz den Flecken Rüschnacht mit Truppen und schickte sich an, nach Luzern zu ziehen, das man zum Sitz des Sarnerbundes machen wollte; allein Luzern besetzte schnell die Grenze. In Baselland entstand auf die Nachricht von jenen Ereignissen eine ungeheure Aufregung. Alles bewaffnete sich, und es gab gefährliche Reibungen zwischen den Gemeinden von Baselstadt und Baselland. Da zogen am 3. August 1500 Mann von Basel aus auf Liestal zu. Sie wurden aber schon in Pratteln von den Landschäftlern, die von geschickten polnischen Offizieren befehligt wurden, geschlagen und mußten sich mit einem Verlust von 62 Todten und 100 Verwundeten nach Basel zurückziehen.

Sobald die Nachricht von dem Ausbruch des Bürgerkrieges nach Zürich kam, versammelte sich die Tagsatzung noch in der Nacht und bot Truppen auf, um Basel und Innerchwyz zu besetzen. In einer der folgenden Sitzungen löste sie den Sarnerbund auf und nöthigte die sechs widerspenstigen Stände, ihre Abgeordneten wieder nach Zürich zu schicken statt nach Schwyz. Die Trennung Basels in zwei Halbkantone wurde bestätigt und zwar in dem Sinn, daß zu Baselland alle auf der linken Seite des Rheines liegenden Gemeinden gehören sollten. Hingegen wurde in Schwyz eine Trennung verhütet und die Rechtsgleichheit aller Bürger festgesetzt.

Kämpfe zwischen Kirche und Staat. — Anstände mit Frankreich. —  
 Politische und religiöse Revolutionen in mehreren Kantonen.  
 Aufhebung der Klöster im Aargau. 1834—1843.

In der sogenannten Badenerkonferenz (Januar 1834), an der Bern, Luzern, Solothurn, Baselland, Aargau, Thurgau und St. Gallen Theil nahmen, wurden neben dem Beschluß, mit dem Papst zu unterhandeln zu dem Zweck der Erhebung des Bisthums Basel zum Range eines Erzbisthums für die ganze Schweiz, vierzehn Punkte über den Umfang der Aufsicht des Staates in kirchlichen Dingen verabredet. Die katholische Geistlichkeit war gegen diese sogenannten Badenerartikel, und der Papst verdamnte sie förmlich. Eine große Gährung verbreitete sich in mehreren Kantonen, und es folgten Aufstände im Aargau und im Bruntrutischen, wo Weiber Religionsbäume aufstellten mit der Inschrift: „Katholisch leben oder sterben“. Auf solche Vorgänge hin wurden die Badenerartikel in mehreren Kantonen wieder aufgegeben.

Einige Jahre hindurch wurde dann die Schweiz sehr beunruhigt durch die Umtriebe fremder Flüchtlinge, die selbst einen bewaffneten Einfall in das Gebiet von Savoyen machten, was gefährliche Verwicklungen mit den Nachbarstaaten zur Folge hatte (Februar 1834). Bald nachher stiftete der Erzevolutionär Mazzini, ein italienischer Flüchtling, der bis auf den heutigen Tag trotz seines hohen Alters seine revolutionären Umtriebe fortsetzt, zu Bern das junge Europa, das sich in ein junges Deutschland, ein junges Italien, ein junges Polen und später auch in eine junge Schweiz theilte (April 1834). Dieser Bund hatte eine enge Verbrüderung aller Völker gegen ihre Fürsten zum Zweck. Obschon Mazzini als Hauptanführer des Savoyenzugs wiederholt von der Tagsatzung aus der Schweiz ausgewiesen worden, wußte er doch bald in diesem, bald in jenem Kanton ein heimliches Unterkommen zu finden. Erst am Ende des Jahres 1837 konnte er endlich bewogen werden, die Schweiz zu verlassen.

Die gefährlichste aller Verwicklungen jedoch entstand, als Frankreich 1838 die Ausweisung des Prinzen Ludwig Napoleon, des jetzigen französischen Kaisers, verlangte, der damals auf dem Schloß Arenenberg im Thurgau wohnte und thurgauischer Bürger war, aber stets den geheimen Gedanken hegte, den Thron Frankreichs zu bestiegen. Da die Schweiz mit der Ausweisung zögerte, rückten 25,000 Mann französische Truppen gegen die Schweizergrenze unter der Androhung, die Schweiz zu züchtigen.

Jetzt entstand eine große Aufregung in Genf und Waadt. Die ganze wehrfähige Mannschaft wurde aufgeboten, und alle Stände arbeiteten in Genf gemeinschaftlich an den Festungswerken. Auch in andern Kantonen, namentlich in Bern, ergriff eine begeisterte Stimmung das Volk. Da befreite der Prinz die Tagsatzung aus ihrer Verlegenheit durch die Anzeige, daß er sich entschlossen habe, die Schweiz zu verlassen.

In demselben Jahre drohte ein Bürgerkrieg auszubrechen in Folge einer Schlägerei an der Landsgemeinde bei Rothenthurm (6. Mai 1838). An derselben wurden die Gegner von Innerschweyz, die „Klauemänner“ (eigentlich Besitzer von Kleinvieh, wie Ziegen, Schafen), von den Altschweyzern oder „Hornmännern“ (eigentlich Besitzer von Hornvieh) mit Knütteln mißhandelt. Da der Vorort Luzern mit militärischer Besetzung drohte, wollte Uri den Altschweyzern Hülfe leisten; aber die Vermittlung eines eidgenössischen Kommissärs verhinderte dann glücklicherweise einen Zusammenstoß.

Der Kanton Zürich hatte seit der sogenannten Regeneration des Jahres 1831 eine schöne Zeit des rühmlichen Wirkens für Verbesserungen in Gesetzgebung und Staatsverwaltung, für höheres und niederes Schulwesen wie kaum ein anderer Kanton durchlebte. Da geschah ein Schritt von der herrschenden Partei der Radikalen, der von der Mehrheit des Volkes als Angriff auf seinen religiösen Glauben angesehen wurde. Als nämlich im Januar 1839 die Professur der Dogmatik und Kirchengeschichte an der Hochschule erledigt war, so wurde Dr. Strauß aus Württemberg für diese Stelle gewählt. Derselbe hatte sich durch ein gelehrtes Werk, das den Titel „Leben Jesu“ führt, bekannt gemacht. In diesem Werk werden viele Glaubenssätze der christlichen Lehre angegriffen. Nun entstand sogleich eine allgemeine Bewegung. Kampf für den Glauben der Väter wurde das Lösungswort auch für diejenigen, die aus andern Gründen gegen die herrschende Partei eingenommen waren. Am Zürichsee ging der Sturm zuerst los; man wollte nichts wissen von einer neuen Reformation der Kirche, wie sie die Radikalen beabsichtigten. In sehr kurzer Zeit war ein Netz zusammenhängender Vereine über den ganzen Kanton ausgebreitet, an deren Spitze ein „Zentralkomitee“ stand. Dasselbe forderte vom Regierungsrath Zurücknahme der Berufung von Strauß. An den Großen Rath wurde eine Petition mit 39,225 Unterschriften gerichtet, welche verlangte, daß die religiöse Richtung in der Schule mehr gepflegt werde. Nun gab die Regierung nach und versetzte Strauß

in den Ruhestand mit einer lebenslänglichen Pension von 1400 Franken (18. März).

Damit war aber das Volk noch nicht zufrieden gestellt; es machte überhaupt der Regierung den Vorwurf der Unchristlichkeit. Der Kampf der Parteien dauerte daher fort und steigerte sich zu fanatischer Wuth. Da das Zentralkomitee im August Gemeindeversammlungen zur Berathung neuer Petitionen veranstalten wollte, wurde es vom Staatsanwalt der Reizung zum Aufruhr angeklagt, und die Regierung zog ein Bataillon Infanterie in die Stadt, wozu dann noch Kavallerie kam, die gerade in der Instruktion war. Dieses Aufgebot vermehrte die Erbitterung des Volks; daher versammelten sich am 2. September trotz strömenden Regens 15,000 Mann in Kloten, welche beschloßen, von der Regierung zu verlangen, daß die Beschuldigung des Aufruhrs für grundlos erklärt werde. Die Verlegenheit der Regierung war um so größer, da sie sich auf das einberufene Bataillon nicht verlassen konnte und es wieder entlassen mußte. Am Tage der Versammlung von Kloten begab sich Schultheiß Neuhaus von Bern, der als Tagatzungsgesandter in Zürich anwesend war, zum Bürgermeister Hirzel von Zürich, um ihm Hülfe von Bern anzubieten. Das Anerbieten fand jedoch keinen Eingang, da man einen schweizerischen Bürgerkrieg fürchtete.

Indeß verbreitete sich das Gerücht von einem Gewaltstreich, der am 6. September von der Regierung sollte ausgeführt werden, und von dem Anzug bernerischer Truppen. Da ließ Pfarrer Hirzel zu Pfäffikon, einer der feurigsten Eiserer der sogenannten Glaubenspartei, am 5. September Abends die Sturmglocke anziehen, und schnell verbreitete sich der Sturm über mehrere Dörfer. Die zusammengelaufenen Schaaren, die meistens nur mit Knütteln bewaffnet waren, zogen unter Anführung jenes Pfarrers nach Zürich, wo sie um vier Uhr Morgens am 6. September anlangten. Da sie von der Regierung nicht die gewünschte Antwort erhielten, zogen sie unter Absingen von Psalmen in die Stadt gegen die in der Instruktion befindliche Kavallerie. Beim Anblick derselben rief Pfarrer Hirzel: „Schießet in Gottes Namen!“ Nach kurzem Gefecht zogen sich die Regierungstruppen zurück, und die Regierung dankte ab. Die bald darauf erfolgten Neuwahlen sämmtlicher Behörden fielen natürlich ganz im Sinn der Bewegung („Züri-Butsch“ genannt) aus. So stand nun der einflußreiche Kanton Zürich wenigstens für einige Jahre auf der Seite der konservativen Partei, welche den Fortschritten, die von der radikalen Partei angestrebt wurden, einen

Hemmschuh entgegen setzte. Dagegen fanden noch im selben Jahr in Wallis und Tessin Aufstände statt zum Sturz der konservativen Regierungen der beiden Kantone und der Vorrechte der Oberwalliser.

Das bedeutendste Ereigniß im Anfang des 5. Jahrzehnts war die Aufhebung der Klöster im Aargau. Am 5. Januar 1841 wurde nämlich die vom Großen Rath veränderte Verfassung dem Volke zur Abstimmung vorgelegt und von demselben angenommen. Durch dieselbe wurde die Parität d. h. die gleiche Vertretung der beiden Konfessionen im Großen Rath, durch welche bisher die katholische Minderheit etwas begünstigt worden, beseitigt. Weil die katholischen Bezirke die Verfassung verworfen hatten, glaubten sie, dieselbe sei für sie nicht verbindlich und errichteten Freiheitsbäume. Als Regierungsrath Waller die Lenker der aufrührerischen Bewegung verhaften wollte, brach ein förmlicher Aufstand aus. Am 11. Januar ertönten die Sturmglöcken, und 2000 Freiämter brachen gegen Aarau auf, wurden aber bei Wilmersgen von den Regierungstruppen geschlagen. Das ganze Freiamt wurde dann von 15,000 Mann, worunter 5000 Berner, besetzt. Zwei Tage nachher beschloß der Große Rath auf den Antrag des Seminardirektors Augustin Keller, sämmtliche acht Klöster des Kantons aufzuheben und ihr Vermögen, das 10 Millionen neue Franken betrug, als Staatsgut zu erklären. Eine außerordentliche Tagsatzung beschloß jedoch am 2. April, daß der Beschluß des aargauischen Großen Rathes unvereinbar sei mit dem 12. Artikel des Bundesvertrags, der den Bestand der Klöster garantierte, und lud den Aargau ein, die Klöster in 6 Wochen wieder herzustellen. Als die Tagsatzung sich nicht befriedigt erklärte durch die Herstellung dreier Frauenklöster, wurde noch ein viertes hergestellt und darauf die Entfernung dieser Angelegenheit aus den Verhandlungsgegenständen der Tagsatzung beschlossen.

Der Kanton Luzern verspürte zuerst den Rückschlag der Ereignisse im Aargau. Ein Landmann, Leu von Ebersol, der ganz von der Geistlichkeit geleitet wurde, hatte das Volk dazu überredet, zu verlangen, daß die Frage, ob eine Umänderung der Verfassung stattfinden soll, unverweilt dem Volke vorgelegt werde. Da nun diese Abstimmung nur einige Wochen nach der Aufhebung der aargauischen Klöster erfolgte, welche dem Luzerner Volk sehr mißfiel, wurde mit ungeheurer Mehrheit Abänderung der Verfassung beschlossen. Dieselbe fiel dann ganz in ultramontanem oder streng katholischem Sinn aus. So sehr vergaß der neue

Große Rath der Ehre und der Rechte eines Freistaats, daß er die neue Verfassung dem Papste gleichsam zur Genehmigung vorlegen ließ. „Der alte schweizerische Katholizismus“, sagte ein konservativer Staatsmann, „hatte nie etwas der Art gesehen“. Alsobald trat Leu mit seinem schon früher gestellten Vorschlag wieder auf, die Jesuiten nach Luzern zu berufen. Es entstand darüber ein heftiger Kampf, der einige Jahre fortbauerte, indem ein bedeutender Theil der Geistlichkeit und der Regierungsrath dagegen war.

Berufung der Jesuiten nach Luzern. Freischaaenzüge nach Luzern und ihre Folgen. Stiftung des Sonderbundes. 1844—1847.

Nachdem die ultramontane Partei in Luzern 1841 gestiftet und sich an die Spitze der strengkatholischen innern Kantone gestellt hatte, trat Luzern wieder wie zur Zeit der Reformation als katholischer Vorort auf. „Religionsgefahr“ wurde nun das Lösungswort, und der Religionshaß des 16. und 17. Jahrhunderts wurde aus seinem Schlummer absichtlich wieder aufgeweckt. Da zudem der Große Rath Luzerns im Oktober 1844 den Beschluß faßte, die Jesuiten zu berufen, entstand auch unter der protestantischen Bevölkerung der Schweiz eine lebhafte Bewegung und zwar um so mehr, als im gleichen Jahr die liberalen Unterwalliser an der Brücke von Trient unterlagen, und in Folge dieses Blutbades die ultramontane Partei auch in Wallis die Oberhand erlangte.

Die jesuitenfeindliche Partei in Luzern wollte nun, da auf gesetzmäßigem Wege nichts mehr auszurichten war, die dortige Regierung durch einen Aufstand stürzen und dazu die Hilfe von Gleichgesinnten in den Nachbarkantonen Bern, Argau und Basel in Anspruch nehmen. Am 8. Dezember 1844 zeigten sich Morgens in der Frühe bewaffnete Männer in den Straßen Luzerns. Die Regierung, die schon vorher Kenntniß von der beabsichtigten Erhebung erhalten, hatte bereits einige hundert Mann Milizen in die Stadt gezogen. Eine Streifwache der letztern verwickelte sich in ein unbedeutendes Gefecht mit 50 Aufständischen, in welchem diese unterlagen. Man hielt nun die Sache, nachdem mehrere Verhaftungen vorgenommen worden, für beendet; allein indeß sammelten sich luzernerische Landleute und 150—200 Freischärler aus dem Argau an der Emmenbrücke, welche die gegen sie geschickten Regierungstruppen in die Flucht schlugen. Dennoch zogen sich die Sieger, statt nach Luzern vorzurücken

und es im ersten Schreck einzunehmen, über die Grenze zurück, sowie zwei Haufen Freischärler aus den Kantonen Solothurn und Basel, die im Anmarsch begriffen waren.

Statt daß nun die Regierung von Luzern nur die Anstifter des Unternehmens verhaften ließ, wurde eine allzugroße Menge in die Untersuchungen verwickelt. Bald hatte sich eine Schaar von 1200 politisch verfolgten Luzernern in den benachbarten Kantonen angesammelt, welche die daselbst schon herrschende Aufregung vermehrten. Volksversammlungen, namentlich in den Kantonen Bern, Zürich und Baselland, verlangten Ausweisung der Jesuiten aus der ganzen Schweiz. Der Große Rath von Zürich schloß sich dem Volkswillen an und trug auf den Vorschlag Furrers seinen Abgeordneten an die Tagsatzung auf, in diesem Sinn zu stimmen, was großen Eindruck auf viele noch Unentschiedene in andern Kantonen machte. Indes gab es an der Tagsatzung keine Mehrheit für Ausweisung der Jesuiten.

Die Jesuitenfrage führte auch den Sturz einer sonst angesehenen Regierung herbei, nämlich der waadtländischen. Da der Staatsrath und der Große Rath sich nicht zur gewaltsamen Austreibung der Jesuiten verstehen konnten, so wurde auf den Höhen von Lausanne ein weit herum sichtbares Feuer angezündet und damit das Zeichen zum Aufstande gegeben. Die vom Staatsrathe aufgebotenen Truppen gingen sofort zu den Aufständischen über, die in der Nacht und am folgenden Tag (14. Februar 1845) in großer Menge sich in Lausanne einfanden. Eine große bewaffnete Masse zog dann unter Trompetenschall gegen das Schloß, wo der Staatsrath saß, und nöthigte ihn abzutreten. Dann versammelte sich das Volk auf dem Spaziergang Montbenon, wo Staatsrath Druey, der nachherige Bundesrath, in Ermanglung einer Rednerbühne von einer Leiter herab das Volk anredete und durch Zuruf zum Haupt der neuen Regierung ernannt wurde.

Ob schon die Tagsatzung im Februar die Bildung von Freischaaaren verboten hatte, so wurden im März an den Grenzen der Kantone Bern und Argau, sowie in Solothurn und Baselland zahlreiche Korps von solchen gebildet und in den Waffen gelübt, um die Luzerner Regierung zu stürzen. Die Luzerner Flüchtlinge stellten das Unternehmen als sehr leicht dar und behaupteten, die Freischaaaren brauchten sich nur zu zeigen, um überall als Befreier begrüßt zu werden. Als die Regierungen von Argau und Bern Truppen aufboten zur Verhinderung des Abzugs der Freischaaaren, war es schon zu spät. In der Nacht vom 30. zum

31. März zogen 4000 Mann mit 10 Geschützen von Hutwyl und Zofingen aus über die Luzerner Grenze unter Anführung des Advokaten Dörsenbein von Nidau.

Als das Korps zu Hellbühl angelangt war, theilte Dörsenbein dasselbe. Die kleinere Abtheilung, etwa 1000 Mann, wurde zu einem Angriff gegen die Emmenbrücke abgesandt, während er selbst mit dem Hauptkorps bei der Dorrenbergerbrücke über die Emme zog und gegen Luzern vorrückte, indem er die Regierungstruppen zurückdrängte. Abends 7 Uhr, als es schon völlig dunkel war, rückte die Vorhut bis in die Basler Vorstadt Luzerns. Schon sprach die Regierung und die Kriegsobersten der Luzerner von Abdankung und Flucht. Ein einziger Kanonenschuß hätte vielleicht genügt, den Freischaaren den Sieg zu verschaffen und ihnen die Thore Luzerns zu öffnen. Allein die Freischärler, von Müdigkeit erschöpft, und genöthigt, ohne Verpflegung in der kalten Nacht im Freien zu lagern, verloren ganz und gar den Muth. Zudem trug Dörsenbein Bedenken, eine meist befreundete Stadt zu beschießen. Einzelne Abtheilungen, welche wichtige Punkte besetzen sollten, benutzten diese Gelegenheit zur Flucht. Da zudem die Hauptkolonne durch sich nähernde Regierungstruppen in Schrecken und Verwirrung gesetzt wurde, beschloß Dörsenbein den Rückzug über Malters anzutreten. Er selbst begab sich nach Hellbühl, um, wie er behauptete, die gegen die Emmenbrücke gesandte Abtheilung aufzusuchen, welche indeß bereits von den Regierungstruppen nach Hellbühl zurückgedrängt worden war, von wo sie gegen 3 Uhr Morgens am 1. April abzog, und ziemlich unverfehrt nach Zofingen sich durchschlagen konnte.

Die Hauptkolonne war indeß bei ihrem Rückzug gegen Mitternacht in Malters angekommen, wo auch noch von anderer Seite her Regierungstruppen gegen sie heranrückten. Es entstand hier bald eine um so größere Verwirrung, als ein quer über die Straße gestellter Heuwagen die Durchfahrt der Geschütze hinderte. Nun entpinn sich ein blutiges Nachtgefecht, indem aus den Fenstern der Häuser und aus andern Verstecken auf die Freischaaren geschossen wurde. Morgens zwischen 4 und 5 Uhr mußten sich die Freischaaren ergeben. Der Verlust derselben betrug im Ganzen 104 Todte, 68 Verwundete und gegen 2000 Gefangene, worunter Dr. Steiger von Luzern und mehrere andere angefehene Männer und Beamte aus andern Kantonen sich befanden. Sie wurden in den Kirchen der Jesuiten und Franziskaner und im Saale des Gymnasiums untergebracht. Einzelne Flüchtlinge fielen auch in die Hände des Luzerner Landsturms, von dem sie auf

die rechte  
ein Vertrag  
erhalten soll  
Da  
Gottes",  
der Luzerner  
lichte, und  
die Betreib  
legterer aus  
von Freiburg  
längliche  
Aasweg,  
Bever jedoch  
der Boden  
heroverriet  
Ermerdung  
Nacht vom  
erhöhen  
folgenden  
Gegen  
schaarenzüge  
war gezei  
Da die  
sie in ein  
Züge mit  
die Jesu  
einige  
weisung  
wurde,  
nur drei,  
sich bald  
Es  
sollen  
handlungen  
der Grund  
fachlicher  
berühmte  
Dreizeh  
aus folge  
Zug, für  
Gedanken  
Nes die  
Regel

die rohste Weise mißhandelt wurden. Am 23. April kam dann ein Vertrag zu Stande, laut welchem Luzern 500,000 Franken erhalten sollte als Loskaufsumme für die Gefangenen.

Da die herrschende Partei in Luzern, oder die „Partei Gottes“, wie sich die Partei Siegwarts, des Hauptführers der Luzerner Ultramontanen, nannte, ihre Gegner zu vernichten suchte, und da man dem gefangenen Dr. Steiger hauptsächlich die Betreibung des zweiten Freischaarenzugs zuschrieb, so wurde letzterer zum Tode verurtheilt. Nur der Verwendung der Bischöfe von Freiburg und Basel gelang es, die Todesstrafe in lebenslängliche Haft umzuwandeln. Man gerieth aber auf den unwürdigen Ausweg, Steiger in einer sardinischen Festung zu verwahren. Bevor jedoch dies zur Ausführung kam, wurde er durch Bestechung der Wachen befreit, was eine allgemeine Freude in der Schweiz hervorrief. Diese Freude wurde bald darauf getrübt durch die Ermordung des bekannten Joseph Leu von Ebersol, der in der Nacht vom 19. auf den 20. Juli in seinem Hause meuchelmörderisch erschossen wurde. Der Mörder wurde entdeckt und im Anfang des folgenden Jahres enthauptet.

Gegen die luzernerischen Theilnehmer an den beiden Freischaarenzügen wurden indeß die Prozesse fortgesetzt, und bereits war gegen 675 Personen Zuchthausstrafe ausgesprochen worden. Da diese Strafe jedoch nicht durchgeführt werden konnte, wurde sie in eine Geldstrafe umgewandelt und nur die zehn Leiter der Züge mit Zuchthausstrafe belegt. Während dieser Prozesse hielten die Jesuiten in Luzern ihren Einzug den 29. Juni 1845. Als einige Wochen nachher in der Tagsatzung der Antrag auf Ausweisung der Jesuiten aus der ganzen Schweiz wieder gestellt wurde, vereinigte er bereits zehn und eine halbe Stimme statt nur drei, wie das Jahr vorher, und es war vorauszusehen, daß sich bald die Mehrheit (12 Stimmen) finden werde.

Schon im Herbst 1843, nachdem die Tagsatzung das Fallenlassen des aargauischen Klosterhandels aus ihren Verhandlungen beschlossen hatte, wurde im Bad Rothen bei Luzern der Grund gelegt zu dem nachherigen Sonderbund mehrerer katholischer Kantone. Vorerst wurde als Zweck bloß die Wiederherstellung sämtlicher aargauischer Klöster hingestellt. Im Dezember 1845 kamen aber Abgeordnete in Luzern zusammen aus folgenden 7 Kantonen: Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg und Wallis, und geriethen auf den unglücklichen Gedanken, einen Sonderbund abzuschließen. Er hatte zwar bloß die Form eines Bertheidigungsbündnisses; aber es war allbe-

kannt, daß die Stifter und Leiter desselben den Geist des borromäischen oder goldenen Bundes wieder heraufbeschwören wollten, Haß und Zwietracht allüberall zu säen versuchten und so den Bestand der Eidgenossenschaft bedrohten, die durch den Bundesvertrag von 1815 so nicht mehr sehr fest zusammenhing. Die Abschließung jenes Sonderbundes blieb anfänglich geheim. Erst als der Große Rath zu Freiburg am 9. Juni 1846 sich über den Beitritt zu demselben berieth und nach heftigem Kampf denselben beschloß, bekam das Schweizervolk Kunde davon. Diese Verhandlung machte in der ganzen Schweiz großes Aufsehen, und es entstand sogleich die heftigste Bewegung. Die Tagsatzung, welche sich bald darauf versammelte, beschäftigte sich mit der Sonderbundsfrage. Am 4. September stimmten zehn und zwei halbe Stände, die nämlichen, welche 1845 für Ausweisung der Jesuiten gestimmt, für die Auflösung des Sonderbunds. Die heftigsten Gegner des Sonderbunds, oder die radikale Partei, gab sich große Mühe, die noch fehlenden zwei Stimmen zu erhalten, um durch Tagsatzungsbeschluß die Auflösung des Sonderbunds und die Ausweisung der Jesuiten durchzusetzen. Schon im Oktober desselben Jahres wurde in Genf die erste Stimme erobert durch den Sturz der bisherigen Regierung und die Wahl James Fazy's zum Haupt des neuen Staatsraths. Dagegen mißlang im darauffolgenden Dezember ein ähnlicher Versuch im Kanton Freiburg. Die Aufregung steigerte sich nun immer mehr auf beiden Seiten. In den Kantonen des Sonderbunds war das sonst biedere Volk von seinen Lenkern dadurch aufgeregt worden, daß man ihm vorgab, die katholische Religion und seine bisherige Unabhängigkeit und Freiheit sei in Gefahr. In den übrigen Kantonen hat die Presse, die verschiedenen Vereine, die Reden, welche bei Volksfesten gehalten wurden, sowie die Nachricht, daß der Sonderbund Waffen, Munition und Geld vom Ausland, namentlich von Oestreich, bekomme, das Volk in beständiger, lebhafter Bewegung erhalten.

Alle Blicke richteten sich im Frühjahr 1847 auf den Kanton St. Gallen, der von beiden Parteien als „Schicksalskanton“ betrachtet wurde. In diesem Kanton, wo die Katholiken zu den Protestanten sich wie 5 zu 3 verhalten, hielten sich die beiden damals kämpfenden Hauptparteien, die radikale und ultramontane oder konservative, so ziemlich das Gleichgewicht, so daß einmal im Großen Rath 75 gegen 75 standen. Allein am 2. Mai 1847 bei der Gesammterneuerung des Großen Rathes unterlag die konservative Partei, indem der ganz katholische Bezirk Gaster

zu der radikalen Partei übergieng. Nun stimmte der neue Große Rath mit 77 gegen 73 Stimmen für gewaltsame Auflösung des Sonderbunds und Austreibung der Jesuiten, und damit war die noch fehlende zwölfte Stimme an der Tagsatzung gewonnen.

In Bern wurde der Sieg der Radikalen in St. Gallen mit 63 Kanonenschüssen gefeiert, und einige Tage nachher wählte der dortige Große Rath den Freischaarengeneral Dörsenbein zum Präsidenten des Regierungsraths und demzufolge zum Präsidenten der entscheidenden Tagsatzung, die am 5. Juli eröffnet werden sollte. Bald nach Eröffnung der Tagsatzung erhob sich der Kampf über die großen Tagesfragen, und am 20. Juli erklärten zwölf und zwei halbe Kantone: Zürich, Bern, Aargau, Waadt, St. Gallen, Graubünden, Tessin, Solothurn, Thurgau, Schaffhausen, Glarus, Genf, Appenzell Auser Rhoden und Baselland den Sonderbund für unverträglich mit den Bestimmungen des Bundes und demnach als aufgelöst. Darauf erfolgte die Mahnung an die Sonderbundskantone, die Rüstungen einzustellen, sowie die Anforderung an die Grenzkantone, alle Waffen- und Munitionsendungen für den Sonderbund mit Beschlagnahme zu legen. Auch wurden die Offiziere des Sonderbundes, die erklärten, im Falle eines Krieges ihrer Kantonsregierung zu gehorchen, aus dem eidgenössischen Stabe ausgeschloffen. Am 16. August wurde dann von denselben 12 Stimmen beschloffen, den Bundesvertrag von 1815 abzuändern, und am 3. September, die Jesuiten aus der ganzen Schweiz auszuweisen. Hierauf vertagte sich die Tagsatzung am 9. September bis zum 18. Oktober, um den Sonderbundskantonen noch Zeit zu lassen, sich eines Bessern zu besinnen, und um zugleich die passenden Vorbereitungen zu einem allfälligen Kriege zu treffen.

Sonderbundskrieg. Revolution in Neuenburg. Einführung einer neuen Bundesverfassung.

Das Volk in den Sonderbundskantonen wurde in der Zwischenzeit nicht auf andere Gedanken gebracht, sondern sprach sich in Landsgemeinden und Gemeindeversammlungen für den entschlossensten Widerstand aus, da es irreführt worden durch die Vorspiegelung der sogenannten Religionsgefahr. Als die Tagsatzung am 18. Oktober wieder zusammentrat, wurden noch einige vergebliche Versuche gemacht zur Aussöhnung der beiden Parteien. Es wurde namentlich von den Vermittlern durchgesetzt, daß eine beruhigende Proklamation an das Volk der Sonderbundsstände

erlassen und zwei Abgeordnete in jeden derselben gesandt wurden, um das Volk von den friedlichen Absichten der Mehrheit zu unterrichten. Gleichzeitig aber, um den nachdrücklichen Ernst zu zeigen, mit dem man in der Sache vorzugehen gedente, wurde ein Aufgebot von 50,000 Mann beschlossen und Dufour von Genf zum General der eidgenössischen Armee ernannt, welche Wahl einen sehr guten Eindruck machte, da Dufour sowohl wegen seiner militärischen Tüchtigkeit, als wegen seiner gemäßigten Gesinnung bei Allen in hohem Ansehen stand. Jene schon erwähnte Proklamation durfte indeß in den 7 Kantonen nicht verbreitet werden; ebenso wenig gestatteten die Sonderbundsregierungen die Zulassung der eidgenössischen Abgeordneten. Am 29. Oktober fand dann noch die letzte gemeinsame Sitzung aller Stände statt, in welcher die Vertreter des Sonderbunds die Zurücknahme des Aufgebots verlangten. Als diese von der Mehrheit verweigert wurde, verließen die Gesandten der 7 Orte die Stadt Bern. Es ergriff die Bevölkerung Berns eine wehmüthige Stimmung, als sie die Gesandtschaftswagen abfahren sah.

Nachdem dann noch 50,000 Mann aufgeboten worden, wurde am 4. November in einer Abend Sitzung in Gegenwart einer ungeheuern Volksmenge, welche sich um das Rathhaus und auf den Gallerien des Sitzungsaales versammelt hatte, folgender verhängnißvoller Entscheid gefaßt: „Der Beschluß der Tagsatzung vom 20. Heumonath laufenden Jahres über Auflösung des unter den Kantonen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Baslis abgeschlossenen Sonderbunds ist durch Anwendung bewaffneter Macht in Vollziehung zu setzen. Der Oberbefehlshaber der eidgenössischen Truppen ist mit der Ausführung dieses Beschlusses beauftragt.“

So waren also die Würfel gefallen, und der launenhafte Gott des Kriegs hatte nun zu entscheiden über das Schicksal unsers Vaterlandes. Am 10. November standen bereits 100,000 Mann mit 150 Geschützen im Feld zur Bekämpfung des Sonderbundes. Dieser konnte dem eidgenössischen Heere nur 30,000 Mann mit 74 Geschützen entgegenstellen. Dazu kamen noch 50,000 Mann Landsturm, der aber nur innerhalb der Grenzen der einzelnen Kantone zu verwenden war. Zum Oberbefehlshaber über diese Truppen wurde seltsamer Weise ein Reformirter gewählt, Johann Ulrich von Salis-Soglio aus Graubünden, ein tapferer und tüchtiger Offizier, der aber nicht die nöthigen Kenntnisse besaß, ein ganzes Heer zu leiten und überdies durch einen uneinigen Kriegsrath in seinen Unternehmungen gehemmt wurde.

In den ersten Tagen des Kriegs fanden an den Grenzen von Luzern ähnliche Friedensszenen statt, wie zur Zeit des ersten Kappelerkrieges. Bald aber wurde die Sachlage eine ernstere. General Dufour hatte den Plan, zuerst Freiburg zur Unterwerfung zu bringen, dann den Hauptschlag gegen Luzern und Zug zu führen. Er ließ daher Freiburg mit 30,000 Mann und 70 Geschützen immer enger und enger einschließen. Dieser Truppenzahl hatte Freiburg nur 5000 Mann regelmäßiger Truppen mit 30 Kanonen und 7000 Mann Landsturm entgegenzustellen, die aber von kriegstüchtigen Offizieren befehligt wurden, unter denen der Oberkommandant von Maillardoz vor Allen hervorragte. Die Truppen waren zu muthiger Vertheidigung entschlossen, und geschickt angelegte Feldbefestigungen konnten ihnen dabei gute Dienste leisten. Als Dufour am 13. November Freiburg zur Uebergabe auffordern ließ, bat der Staatsrath um einen Waffenstillstand, den Dufour bis zum folgenden Morgen bewilligte. Allein durch ein Mißverständnis war die Nachricht von demselben nicht überall hingekommen, und es entspann sich am Abend des 13. bei der Schanze von Vertigni ein Gefecht. Waadtländer Truppen suchten vergeblich diese Schanze zu erstürmen und mußten sich mit dem Verlust von einigen Todten und 50 Verwundeten zurückziehen.

Während nun die Freiburger Truppen mit Ungeduld am 14. November Morgens das Zeichen zum Angriff erwarteten, beschloß der Staatsrath ohne Vorwissen von Maillardoz sich zu ergeben, und wirklich wurde in großer Eile zu Belfaux mit General Dufour eine Kapitulation abgeschlossen. Bei dem Wort Kapitulation entstand eine fürchterliche Wuth unter den freiburgischen Truppen. Sie beschuldigten Maillardoz des Verraths, drohten, ihn zu erwürgen und auf die eidgenössischen Truppen beim Einzug in die Stadt zu feuern. Viele zerschlugen ihre Gewehre und zerrissen die Fahnen; die Offiziere zerbrachen ihre Degen. Nur dem Bischof Marilley, der übrigens am meisten zur sonderbündischen Richtung Freiburgs beigetragen hatte, und einigen andern Geistlichen gelang es endlich, die Leute zu beruhigen.

Gegen Abend zog Rilliet-Constant mit 12,000 Mann in Freiburg ein und nahm Besitz von der Stadt. Sofort wurden die politischen Gefangenen, die wegen des Aufstandes im Dezember 1846 eingekerkert worden waren, befreit. Leider fanden auch, wie später zu Luzern und Schwyz, Plünderungen und Zertrümmerungen statt, und zwar nicht bloß im Jesuitenkollegium, sondern auch an andern Orten. Am selben Tag, da Freiburg übergeben worden,

erhielten alle Truppen, die nicht zur Besetzung des Kantons Freiburg nöthig waren, Befehl, gegen Luzern aufzubrechen. Die Luzerner hatten, um einen Aufstand im Freiamt zu erregen, und um die eidgenössischen Truppen von Freiburg abzulenken, am 12. November 3 Angriffskolonnen gegen den Kanton Aargau gesandt, die aber alle 3 zum Rückzug genöthigt wurden, nachdem bei Geltwyl ein heftiges Gefecht geliefert worden.

Bessern Erfolg hatten am 17. November die sonderbündischen Truppen bei einem Angriff auf die Tessiner, die unter Lubini auf dem Gotthard aufgestellt waren. Sie stiegen in dichtem Nebel gegen Airolo hinab und überraschten die Tessiner dermaßen, daß sie nach einem Verlust von 30 Todten und Verwundeten in eiliger Flucht ihr Heil suchten, wobei viele Gewehre und Tornister verloren gingen. Ein Bataillon Graubündner jedoch, das den Tessinern zu Hülfe kam, bewog die Sonderbundstruppen zum Rückzug.

Indeß rückten 60,000 Mann mit 130 Geschützen von allen Seiten gegen Luzern vor. Am 22. November fand der Einmarsch von 4 Divisionen in den Kanton Luzern statt, nachdem Zug am 21. bereits kapitulirt hatte. Zuerst fand die Division des Obersten Döhlenbein, des frühern Freischaarengenerals, Widerstand, der besonders bei Schüpfheim im Entlibuch am 23. sehr hartnäckig war. Die Berner verloren in kurzer Zeit einen Todten und 20 Schwerverwundete. Die Entlibucher zogen sich erst zurück, als ihnen die Munition ausging. In diesen Kämpfen zeichnete sich Döhlenbein durch Tapferkeit aus, sowie auch durch Menschlichkeit, indem er in Malsters, wo die Freischaaren 1845 so viel zu leiden hatten, Wiedervergeltung verhinderte.

Der entscheidendste Kampf fand am 23. November bei Honau, am Rotherberg und bei Gislikon statt. An demselben nahmen auf Seite der eidgenössischen Armee die 4. Division unter Oberst Ziegler von Zürich und eine Abtheilung der 5. Division unter Oberst Gmitz von St. Gallen Theil. Er dauerte von 10 Uhr Vormittags bis 4 Uhr Nachmittags. Bereits war es dem Oberst Ziegler gelungen, sich der Anhöhe des Rotherbergs zu bemächtigen, als der sonderbündische General Salis-Soglio die eidgenössischen Truppen durch einen Kartätschenhagel, der ihnen 19 Mann tödtete und 76 verwundete, zwang, sich zurückzuziehen. In diesem entscheidenden Augenblicke stiegen Oberst Ziegler und sein Adjutant, Landammann Siegfried aus dem Aargau, vom Pferde, um ihre Truppen wieder zu sammeln und in den Kampf fortzureißen. Jetzt wurden die Sonderbundstruppen aus ihrer

vortheilhaften Stellung vertrieben und mußten sich nach Gislikon zurückziehen, wo sie noch sehr tapfern Widerstand leisteten. Da aber der Obergeneral Salis-Soglio in diesem Kampfe durch einen Granatensplitter verwundet wurde, und die Ueberlegenheit der eidgenössischen Artillerie immer größere Erfolge errang, machten die Sonderbundstruppen eine Rückzugsbewegung in der Richtung nach Luzern. Der Verlust der eidgenössischen Truppen bei diesen Gefechten betrug 34 Todte und über 80 Verwundete, der der Sonderbundstruppen 12 Todte und 45 Verwundete. Der Gesamtverlust in diesem Kriege auf eidgenössischer Seite wurde zu 60 Todten und 386 Verwundeten, auf Seite des Sonderbundes zu 50 Todten und 125 Verwundeten angegeben. Gleichzeitig mit den erwähnten Kämpfen fand auch ein lebhaftes Gefecht bei Buonas am Zugersee statt, wo zwei Schwyzerbataillone sich sehr tapfer schlugen, während ihr großsprecherischer Kommandant Abyberg sich unthätig und unbeweglich in Urth aufhielt.

Schon am 22. November beschloß der sonderbündische Kriegsrath und die Regierung von Luzern, sich nach Uri zu begeben, um in den innern Kantonen den Kampf fortzusetzen und die gehoffte Einmischung des Auslands abzuwarten, und am 23. Abends flohen wirklich diese Behörden nebst den Jesuiten und andern bloßgestellten Geistlichen und Beamten nach Altorf. Darüber wurden die sonderbündischen Truppen wüthend und schrien laut über Verrath. Dem Sonderbundsgeneral blieb daher nichts Anderes übrig, als Luzern unbedingt zu übergeben und die Truppen möglichst schnell zu entwaffnen und zu entlassen. Der Einzug in Luzern begann den 24. November Mittags und dauerte bis in die Nacht; denn es wurden 24,000 Mann in diese Stadt verlegt. Die übrigen Sonderbundskantone unterwarfen sich nun auch einer nach dem andern: Unterwalden am 25., Schwyz am 26. und Uri am 27. November und wurden sofort durch eidgenössische Truppen besetzt.

Noch war Wallis nicht unterworfen, wohin Siegwart und die übrigen Führer des Sonderbunds sich nun flüchteten, und wo sie Alles anwendeten, um die Fortsetzung des Kampfes zu ermöglichen. Sie wurden dabei unterstützt durch Versprechungen des Auslands. „Haltet Euch noch einige Tage, und Frankreich wird einschreiten,“ sagte ein Abgesandter der französischen Regierung. Allein die Regierung und der Große Rath von Wallis wollten den Bürgerkrieg nicht in die Länge ziehen und capitulirten am 29. November.

So war in dem kurzen Zeitraum von 25 Tagen der ganze Krieg beendigt, und das Ausland fand keine Zeit und Gelegenheit mehr, sich einzumischen. Dieser Bürgerkrieg wurde im Ganzen mit Mäßigung und Menschlichkeit geführt, und die Krieger der eidgenössischen Armee zeigten mit wenigen Ausnahmen, daß Bildung und edlere Gestattung in der neuern Zeit bedeutende Fortschritte gemacht haben. Da übrigens General Dufour sehr viel dazu beigetragen hatte, daß der Krieg so menschlich geführt wurde, so ward ihm von Seite seiner Mitbürger außerordentliche Ehre zu Theil. Die Tagsatzung gab ihm als Zeichen der Dankbarkeit der Nation einen Ehrendeggen nebst einem Geschenk von 57,000 Franken; Genf, die Vaterstadt des hervorragenden Mannes, beschenkte ihn mit einem Grundstück und Bern und Tessin mit dem Bürgerrecht.

Nach dem Kriege beschloß die Tagsatzung, daß die Sonderbundsantone die auf etwa 8 Millionen Franken geschätzten Kriegskosten zu zahlen hätten, von welcher Summe jedoch im folgenden Jahr ein bedeutender Theil nachgelassen wurde. Neuenburg mußte, weil es keine Truppen bewilligte zum Kriege gegen den Sonderbund, 430,000 und Appenzell Innerrhoden aus dem gleichen Grund 21,000 Franken bezahlen. Diese zwei letztern Summen wurden zur Bildung eines Pensionsfonds verwendet für die Verwundeten und für die Wittwen und Waisen der Getödteten des eidgenössischen Heeres. Schweizer im In- und Ausland haben dann durch reichliche freiwillige Beiträge jenen Pensionsfond noch bedeutend erhöht.

In Freiburg, Luzern, Zug und Wallis wurden sofort nach der Kapitulation die sonderbündischen Regierungen gestürzt und Männer an die Spitze gestellt, die bisher zu den entschiedensten Gegnern derselben gehört hatten und zum Theil wegen ihrer politischen Ansichten verfolgt worden waren. In Freiburg wurde der neue Große Rath auf 9 Jahre gewählt, entgegen den demokratischen Grundfätzen, worauf die Verfassungen aller andern Kantone beruhten. Daher entstanden dort in den fünfziger Jahren mehrere, aber freilich erfolglose Aufstände, auch nachdem der Bischof Marilley, der Hauptgegner der radikalen Regierung, aus Freiburg verbannt worden war, und im Jahr 1856, nach Verlust der 9 Jahre, errang die ultramontane Partei wieder den vollständigten Wahlsieg über die Radikalen. In Zug wurde die bisherige Landsgemeinde aufgehoben und dafür ein Großer Rath gewählt mit gesetzgebender Gewalt. In Uri, Unterwalden und Schwyz fanden im Ganzen nur unbedeutende Verfassungs-

und Personenänderungen statt; das Wichtigste war, daß die Lebenslänglichkeit der Aemter abgeschafft wurde. In Luzern kam an die Spitze der Regierung der hart verfolgte und bereits zum Tode verurtheilte Dr. Steiger. Leider sah sich die neue Regierung Luzerns, sowie diejenigen von Luzern und Wallis, bei der großen Geldverlegenheit dieser Kantone genöthigt, gegen die Urheber des Sonderbunds Gewaltmaßregeln anzuwenden, um die in Folge des Sonderbunds Kriegs leeren Staatskassen wieder zu füllen und die ihnen von der Tagsatzung auferlegten Kriegskosten bezahlen zu können. Aus dem gleichen Grunde wurde auch in diesen Kantonen ein Theil der Klöster aufgehoben, oder es wurden denselben beträchtliche Geldzahlungen aufgebürdet.

Die großen Mächte Europa's, mit Ausnahme Englands, also Frankreich, Preußen, Oestreich und Rußland, machten noch im Januar 1848 Versuche, sich in die schweizerischen Angelegenheiten einzumischen und namentlich eine allfällige Veränderung der Bundesverfassung von 1815 zu verhindern. Allein dieselben wurden bald vollauf beschäftigt in ihren eignen Ländern und hatten keine Zeit und keine Lust mehr, sich um ihre Nachbarn zu bekümmern. Am 24. Februar 1848 wurde nämlich Louis Philippe und mit ihm das Haus Orleans vom französischen Throne gestürzt und Frankreich in eine Republik umgewandelt. Der Sturm, der sich in Frankreich erhob, verbreitete sich über ganz Mitteleuropa und veranlaßte gewaltige Revolutionen in Wien, Berlin, Dresden, Mailand, Rom, Neapel und in Ungarn.

Auch auf die Schweiz übte die Februarrevolution ihre Rückwirkung aus, indem der Kanton Neuenburg, der seit 1815 Schweizerkanton und preußisches Fürstenthum zu gleicher Zeit war, durch eine Revolution aus seiner Zwitterstellung herausgerissen wurde. Am 1. März zogen nämlich 1400 Mann von Locle, La Chaux-de-Fonds und aus dem Traversethale nach Neuenburg und nöthigten die Regierung abzudanken. Dann wurde die monarchische Verfassung abgeschafft und eine ganz republikanische eingeführt. Die Tagsatzung gewährleistete die neue Verfassung von Neuenburg, hat aber unterlassen, mit Preußen, das damals durch die Revolution geschwächt und in allerlei Händel verwickelt war, ein friedliches Abkommen zu treffen, was später eine ernsthafte Verwicklung hervorrief, wie wir bald hören werden.

Während der Kämpfe in Deutschland und Italien, die in Folge der Februarrevolution stattfanden, bot Karl Albert, der König von Sardinien, der Schweiz ein Bündniß an, nach welchem dieselbe die Italiener in ihrem Kampfe gegen Oestreich,

das die Lombardei besaß, mit 20,000 Mann unterstützen sollte. Die Regierungen von Bern, Waadt, Genf und Tessin waren geneigt, dieses Bündniß abzuschließen; aber die große Mehrheit des Volkes und der Behörden der Schweiz war entschieden gegen ein solches Bündniß und für genaue Beobachtung der Neutralität. Obschon aber die Tagsatzung mit 15 Stimmen das sardinische Bündniß ablehnte, zogen dennoch sowohl Einzelne, als ganze geordnete Schaaren den Italienern und theilweise auch den Deutschen zu Hülfe, was sehr unangenehme Verwicklungen mit Oestreich und dem deutschen Bundestag hervorrief. Auch nachdem Oestreich die Lombardei wieder erobert hatte, fuhr in Tessin Volk und Behörde fort, die Neutralität zu verlegen. Daher wurde 2000 Tessiner aus der Lombardei ausgewiesen. Erst nachdem die Tagsatzung eidgenössische Abgeordnete und Truppen nach Tessin gesandt hatte zur Aufrechthaltung der Ordnung, milderte Oestreich die harten Maßregeln.

Die Ruhe im Innern, welche der Schweiz vergönnt war nach dem Sonderbundskrieg, und die Aufregung, die rings um dieselbe die Nachbarstaaten in fieberhafter Spannung erhielt, wurde von der Tagsatzung benutzt, das Werk der Verbesserung der Bundesverfassung durchzuführen. Der Bundesvertrag von 1815 durfte bei der fortgeschrittenen demokratischen Entwicklung nicht mehr fortbestehen. Die kleinen Kantone besaßen nämlich gegenüber den großen Vorrechte, indem jeder Kanton an der Tagsatzung nur eine Stimme hatte, der große Kanton Bern mit 460,000 Einwohnern wie der Kanton Uri mit 14,000. Es war aber auch nicht rathsam, ihn fortbestehen zu lassen, weil er schon so oft verletzt worden war, so durch das Siebnerkonfordat und die Sarnerkonferenz im Jahr 1832, durch die Aufhebung der Klöster im Aargau, durch die Freischaarenzüge, den Sonderbund und die Unterstützung der Aufstände in Italien und im Großherzogthum Baden von Seiten einzelner Kantone trotz der von der Tagsatzung beschlossenen Neutralität.

Es wurde daher von dieser Behörde am 17. Februar 1848 eine Kommission von 14 Mitgliedern gewählt, die einen Entwurf zu einer neuen Bundesverfassung ausarbeiten sollte. Nachdem die Tagsatzung den von der Kommission ihr vorgelegten Entwurf zweimal berathen, beschloß sie am 27. Juni, das Schweizervolk am 1. September über die neue Bundesverfassung abstimmen zu lassen. An dieser Abstimmung nahmen von den etwa 500,000 Stimmberechtigten nur 150,000 Antheil, also kaum ein Drittel. Fünfzehn und ein halber Kanton, zu denen aber auch Freiburg

gegründet wurde  
 darüber abstim-  
 verfassung  
 einstimmt  
 von der Schweiz  
 Die ne  
 Bergangen  
 noch fechte  
 mehreren  
 Zeit entwer  
 feit mit ma  
 schritt zur  
 Staat seit  
 fräftigen  
 Tagsatzung  
 und der  
 mäht und  
 glich. (S  
 gerechnet.  
 wenn er  
 Mitglied  
 ordnet d  
 oder Land  
 ordnet,  
 beschließ  
 Stelle d  
 dekarat  
 und leite  
 von der  
 3 Jahre  
 Räthen  
 eines  
 verfassung  
 lationen  
 Juli. Wo  
 Bund da  
 Bejähru  
 zu erich  
 nisse, d  
 Kantone  
 abweiche  
 lagt wu

gezählt wurde, wo man nur den Großen Rath, nicht das Volk darüber abstimmen ließ, erklärten sich für Annahme der Bundesverfassung; in Uri, Schwyz und Unterwalden wurde sie beinahe einstimmig, in Zug, Tessin, Wallis und Appenzell Innerrhoden von der Mehrheit verworfen.

Die neue Bundesverfassung brach nicht vollständig mit der Vergangenheit, wie die helvetische Einheitsverfassung von 1798, noch kehrte sie zum ganz Alten zurück wie der Fünfehnnerbund in mehreren Punkten, sondern sie enthält einen naturgemäßen, der Zeit entsprechenden Fortschritt und wußte kantonale Selbständigkeit mit nationaler Einheit passend zu verbinden. Ein Hauptschritt war es, daß der bisher lockere Staatenbund in einen Bundesstaat fest vereinigter Republiken umgewandelt wurde mit einer kräftigen Bundesgewalt an der Spitze. An die Stelle der alten Tagsgang traten nämlich zwei Behörden, der Nationalrath und der Ständerath. Der Nationalrath wird vom Volke gewählt und zwar auf je 20,000 Seelen der Bevölkerung ein Mitglied. Eine Bruchzahl über 10,000 Seelen wird für 20,000 gerechnet. Zudem hat jeder Kanton und jeder Halbkanton, wenn er auch nicht über 10,000 Seelen zählt, wenigstens ein Mitglied zu wählen. Der Ständerath besteht aus 44 Abgeordneten der Kantone und wird von den Großen Räten oder Landgemeinden gewählt. Jeder Kanton wählt zwei Abgeordnete, jeder Halbkanton einen. Für Bundesgesetze und Bundesbeschlüsse ist die Zustimmung beider Räte erforderlich. An die Stelle der bisherigen vorörtlichen Regierung trat ein Bundesrath, aus 7 Mitgliedern bestehend, als oberste vollziehende und leitende Behörde der Eidgenossenschaft. Der Bundesrath wird von der Bundesversammlung (National- und Ständerath) auf 3 Jahre gewählt. Der Bundespräsident wird von den vereinigten Räten aus den Mitgliedern des Bundesrathes auf die Dauer eines Jahres ernannt. Wichtige Bestimmungen der neuen Bundesverfassung sind ferner, daß die Abschließung von Militärkapitulationen mit fremden Staaten untersagt wurde, daß das Militär-, Zoll-, Post- und Münzwesen Sache des Bundes wurde, daß der Bund das Recht bekam, öffentliche Werke herzustellen und die Befugniß erhielt, eine Universität und eine polytechnische Schule zu errichten. Im Münzwesen herrschten vorher große Mißverhältnisse, da ausländische Münzen zugelassen wurden und manche Kantone Münzen prägten, die von denen anderer ganz und gar abweichend waren, wodurch bedeutende Unannehmlichkeiten veranlaßt wurden, namentlich für den Handelstand.

## Viertes Kapitel.

Von der Bundesverfassung des Jahres 1848 an  
bis auf unsere Tage.

Die neuen Bundesbehörden und ihre erste Wirksamkeit. Völlige  
Freiwerdung Neuenburgs. 1848—1857.

Am 6. November 1848 wurde die erste Bundesversammlung zu Bern eröffnet. Bald darauf erwählte dieselbe den Bundesrath. Es wurden in diese Behörde Männer genommen, die bei den letzten Ereignissen eine hervorragende Rolle gespielt, oder sich sonst durch Verdienste um das Vaterland ausgezeichnet hatten; zugleich berücksichtigte man dabei die drei Sprachen und die beiden Konfessionen einigermaßen. Es gingen folgende Männer aus der Wahlurne hervor: Ochsenbein (Bern), Furrer (Zürich), Munzinger (Solothurn), Druey (Baadt), Näf (St. Gallen) und Francini (Tessin). Als erster Bundespräsident wurde Ochsenbein ernannt, der den Vorsitz an der Tagsatzung von 1847—1848 vorzüglich geführt hatte. Zur Bundesstadt, d. h. zum Sitz der Bundesbehörden wurde bald darauf Bern auserkoren, welche Stadt diese Wahl in der Folge zu ehren mußte durch den Bau eines wirklich glanzvollen Bundespalastes.

Sowohl die Bundesversammlung, als der Bundesrath der ersten Periode haben sich durch ihre weisen Gesetze und ihr taktvolles Auftreten bald die Achtung von ganz Europa erworben, so daß die Schweiz, welche bisher nur als ein Revolutionsherd, als ein Land ewiger Unruhen und Unordnung verrufen war, jetzt mit ganz andern Augen angesehen wurde und unsere Nachbarn uns beneideten um unsere mustergültige Verfassung und unsere geordneten Zustände. Das neue von den Bundesbehörden eingeführte Münzsystem fand bald allgemeine Anerkennung, ebenso die Einführung eines gleichmäßigen Systems für Gewichte und Maaße (1851), die Erstellung des vollständigsten telegraphischen Netzes von Europa und das Zollgesetz, welches dem Freihandel sehr günstig ist. Viele Mühe verwendete die Bundesversammlung auch auf das Studium der großen Eisenbahnlilien; der Bau derselben wurde jedoch nicht als Bundes Sache erklärt, sondern der Privatspekulation überlassen. Die erste Eisenbahn in der Schweiz wurde 1847 von Zürich nach Baden im Aargau gebaut. Von

1850—1860 wurden dann zusammenhängende Linien gebaut vom Bodensee bis zum Genfersee mit Verzweigungen nach Sitten, Lachauxdesonds, Thun, Luzern, Basel, Schaffhausen und Chur.

Ein sehr ehrenvolles Denkmal stiftete sich die Bundesversammlung dadurch, daß sie eine eidgenössische, polytechnische Schule in's Leben rief. Der Stadt Zürich, welche von jeher in der deutschen Schweiz am meisten für das Schulwesen geleistet und für die Pflege der Wissenschaften und Künste geopfert hatte, wurde die Ehre erwiesen, Sitz dieser ersten eidgenössischen Lehranstalt zu sein. Es zeigte sich dieser Wahl würdig, indem es nicht nur ein sehr zweckmäßiges, sondern auch durch seine edle Einfachheit und Würde imponirendes Gebäude für jene Anstalt erstellte, die 1855 eröffnet wurde. Da die Behörden sich stets große Mühe gaben und pekuniäre Opfer nicht scheuten, um vorzügliche Lehrkräfte für diese Perle der eidgenössischen Anstalten zu gewinnen, so erlangte dieselbe bald einen solchen Ruf, daß Schüler aller Nationen Europas und selbst anderer Welttheile dieselbe besuchten, und die ausländischen Schüler die inländischen an Zahl übertrafen. — Leider ist es bisher der Bundesversammlung noch nicht gelungen, auch eine eidgenössische Universität zu errichten.

Die Urschweiz, welche sich anfänglich mit dem neuen Zustand der Dinge nicht befreunden konnte, wurde zum Theil ausgesöhnt mit demselben durch die Herabsetzung der Sonderbundskriegsschuld, durch die Unterstützung der Reußkorrektur und die Erstellung von Alpenstraßen in ihrem Gebiete.

In den meisten Kantonen hatte der Parteikampf nach der Einführung der Bundesverfassung sich mehr oder weniger gelegt, oder hatte wenigstens von seiner frühern Heftigkeit viel verloren. Eine Ausnahme hievon machten Freiburg, wie schon früher gezeigt wurde, Genf, wo James Fazy lange Zeit eine gewissermaßen diktatorische Gewalt ausübte und über seine Gegner, die Altgenfer, fast immer den Sieg davon trug, St. Gallen, wo die Errichtung einer für beide Konfessionen gemeinsamen Kantonschule Kämpfe hervorrief, die man in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht mehr erwartete; Bern, wo der geistreiche Jakob Stämpfli, der nachherige Bundesrath, als Führer der Radikalen einen sehr erbitterten Kampf führte gegen den feingebildeten und sehr beredten Blösch, den Hauptführer der Konservativen, und in Tessin, wo die Lebhaftigkeit, welche dem italienischen Volksstamm eigenthümlich ist, fortwährende, schwere kirchliche und politische Streitigkeiten hervorrief. Dieser Kanton

wurde von schwerem Unglück betroffen, nachdem er die Kapuziner, worunter auch lombardische waren, gewaltsam ausgewiesen. Oestreich verlangte nämlich, daß diese Mönche wieder in ihre Rechte eingesetzt, oder ihnen, wie es im Argau geschehen, eine lebenslängliche Pension bezahlt werde. Da dies nicht geschah und am 6. Februar 1853 in Mailand eine Empörung des Volkes durch Mazzini, den schon bekannten Revolutionär, der sich damals in Tessin aufhielt, entstand, so behauptete Oestreich, Tessin habe den Aufstand begünstigt, und verbannte rücksichtslos mitten im Winter alle Tessiner, 5100 an der Zahl, die in der Lombardei niedergelassen waren. Die ganze Schweiz wurde entrüstet über dies Verfahren. Man verwickelte sich jedoch deshalb nicht in einen Krieg mit Oestreich, sondern die Eidgenossenschaft suchte durch reichliche Unterstützungen das Elend der Unglücklichen zu mildern. Erst 1855 brachte es der Bundesrath zu Stande, daß die Verbannten wieder nach der Lombardei zurückkehren durften, nachdem er eine Entschädigung von 115,000 Franken zu Gunsten der lombardischen Kapuziner zugesagt hatte.

Der Kanton Neuenburg befand sich immer noch in einer Art von Ausnahmezustand. Der König von Preußen hatte 1849 die Vorschläge, die ihm der Bundesrath zur Ausgleichung der Angelegenheit machte, mit Hohn zurückgewiesen. Die Royalisten oder Anhänger des Königs, kämpften zwar nicht gegen die republikanische Regierung, enthielten sich aber aller und jeder Theilnahme an dem politischen Leben ihres Vaterlandes. Da sie den König von Preußen ihrer fortwährenden Ergebenheit und Anhänglichkeit versicherten, so benutzte derselbe die Zusammenkunft der Mächte in London, um seine Ansprüche auf Neuenburg anerkennen zu lassen (1852). Die Royalisten wagten indeß nichts Entscheidendes, bis die republikanische Partei durch die Eisenbahnfrage unter sich selbst uneinig geworden war. Im August 1856 reiste nun Graf Pourtales-Steiger, der Hauptführer der Royalisten, nach Berlin und kam mit dem Befehl, zu handeln, zurück. Es wurden daher im Geheimen Leute erworben zu einem Ueberfall, besonders in La Sagne, das dem König ganz ergeben war. In der Nacht vom 2. auf den 3. September besetzte Pourtales-Steiger Leclé, während Oberst Meuron sich gegen 3 Uhr Morgens des Schlosses zu Neuenburg bemächtigte und den Staatsrath gefangen nahm. Bald heulten jedoch die Sturmglocken durch das Land, und am Abend des 3. Septembers vereinigten sich die Republikaner der Berge mit denen aus dem Traversthale. Am folgenden Morgen bemächtigten sich diese Männer des Schlosses

und nahmen seine Vertheidiger gefangen. Unter diesen war auch der Hauptanführer, Pourtales-Steiger, der sich von Locle nach Neuenburg zurückgezogen hatte.

Der Bundesrath beschloß nun, die Urheber der Bewegung in Anklagezustand zu versetzen. Es wurden daher von den 667 Gefangenen 26 in Haft behalten. Preußen verlangte darauf im Einverständniß mit einigen andern Mächten, daß die Gefangenen freigelassen und der Anklageprozeß gegen sie niedergeschlagen werde. Der Bundesrath mit Stämpfli an der Spitze widerstand aber entschieden diesem Ansinnen, und die Bundesversammlung hieß einstimmig dies Verfahren gut. Preußen fuhr aber dennoch fort, wegen der Freilassung der Gefangenen zu unterhandeln und wurde dabei auch von den andern Mächten, namentlich von dem Kaiser von Frankreich unterstützt. Als der Bundesrath versuchen wollte, mit dem preussischen Kabinet selbst zu unterhandeln, rief dieses seinen Befanden zurück und setzte sein großes Heer in Kriegsbereitschaft.

Da erwachte die schweizerische Vaterlandsliebe aufs Lebhafteste beim Volk und bei den Behörden. Alle einander sonst so feindseligen Parteien, Radikale, Liberale, Konservative und Ultramontane reichten sich die Bruderhand zur Vertheidigung des Vaterlandes. Jünglinge und Greise, Gelehrte und Bauern, sie alle waren nur von einem Gefühl erfüllt, sie alle wollten sich gern für das Gesamtwohl des Vaterlandes opfern. Noch selten ist die Schweiz von einer so großartigen, so heroischen Stimmung beseelt worden. Unter den Behörden gab die Berner Regierung und der Berner Große Rath ein mächtig anregendes Beispiel, indem beide einstimmig einen unbeschränkten Kredit für die Aufstellung der Berner Truppen beschloßen, welcher Beschluß bei allen Kantonen Nachahmung fand. Alles dachte nun an nichts Anderes mehr als an den Krieg, Alles rüstete sich und suchte seine alten Waffen hervor, allüberall erscholl der Nationalgesang: „Rufft du, mein Vaterland“. Auch die Bundesversammlung beschloß am 27. Dezember einmüthig einen unbeschränkten Kredit für den Krieg, wählte den ehrwürdigen General Dufour zum Oberfeldherrn und schickte 30,000 Mann als erstes Aufgebot an die nördliche Rheingrenze (Januar 1857). Die Schweizer im Ausland waren bereit, zur Vertheidigung des Vaterlandes zu eilen, oder sandten Geld und Kleidungsstücke. Zwei in Paris niedergelassene Schweizer zeichneten allein jeder 100,000 Franken im Fall des Krieges.

Dies erhebende Schauspiel eines Volkes, das bereit war, Alles zu opfern für sein Vaterland, verfehlte nicht, gewaltigen

Eindruck auf die Mächte zu machen. Besonders der Kaiser von Frankreich änderte seine Stimmung und bot sich als Vermittler an, indem er ganz bestimmt erklärte, die Unabhängigkeit Neuenburgs zur Anerkennung der Mächte bringen zu wollen, wenn man die Gefangenen freilasse. Der Bundesrath und die Bundesversammlung nahmen die Vermittlung an, und der König von Preußen unterzeichnete endlich auch am 26. Mai 1857 den Vertrag, der die Unabhängigkeit Neuenburgs anerkennt.

Folgen des italienischen Kriegs für die Schweiz. Revision der Bundesverfassung. 1857—1866.

Im italienischen Krieg von 1859, in dem die französisch-italienische Armee dem Kaiserthum Oestreich die Lombardei wegnahm, wurden endlich die letzten kapitulirten Regimenter der Schweiz, die sich noch in Neapel und Rom befanden, aufgelöst. Ein Theil derselben kämpfte nämlich in päpstlichen Diensten gegen das italienische Volk und erklürnte die Stadt Perugia. Es entstand nun eine so furchtbare Erbitterung in ganz Italien wider die Schweizer, daß der Bundesrath für gut fand, mit dem König von Neapel zu unterhandeln, um die kantonalen und eidgenössischen Farben von den Fahnen der kapitulirten Regimenter verschwinden zu lassen. Der König entsprach dem Bundesrath. Allein nun wurde ein Theil dieser Regimenter darüber so erbittert, daß er sich empörte. Der König unterdrückte zwar den Aufruhr mit Hilfe der treu gebliebenen Soldaten, aber es bot sich dabei das empörende Schauspiel dar, daß Schweizer ihre eignen Landsleute mit Kartätschen niederschießen mußten. Die Meuterei nahm daher noch immer mehr zu, und der König sah sich endlich genöthigt, die meisten Schweizer zu entlassen. Darauf erließ die Bundesversammlung ein strenges Gesetz gegen die Werbungen.

Eine noch finstere Wolke lagerte sich 1860 über die Schweiz, als der neue König von Italien dem Kaiser Napoleon zur Belohnung der ihm 1859 geleisteten Hilfe Savoyen abtrat, dessen nördlicher Theil bis jetzt zu Gunsten der Schweiz neutrales Gebiet war und im Kriegsfall laut den Verträgen der Mächte, die 1815 abgeschlossen worden, von Schweizertuppen besetzt werden durfte. Kam er an Frankreich, so waren dadurch die Kantone Waadt, Wallis und besonders Genf ihrer natürlichen Grenzen beraubt und zum Theil von Frankreich ganz eingeschlossen. Anfänglich erklärte Napoleon, daß er bereit sei, Chablais und Faucigny der Schweiz zu überlassen (Januar 1860). Allein einen

Monat später änderte er seine Meinung und trotz der Protestation des Bundesrathes und Nordsavoyens selbst wurde letzteres Frankreich einverleibt. Der Bundesrath wollte zwar den Kampf entschieden fortsetzen; allein da die großen Mächte die Schweiz nur lau unterstützten, beschloß die Bundesversammlung ungeachtet der entschlossenen Haltung der meisten Kantone die Frage auf diplomatischem Wege zu erledigen, statt kriegerisch vorzugehen.

Obgleich nun die Beziehungen zu Frankreich in der nächsten Zeit deshalb etwas gespannt waren, gelang es dennoch dem Bundesrath Stämpfli, das der Schweiz von Napoleon I. weggenommene Dappenthal zurückzuerhalten (1862), und bald darauf wurde mit jener Macht ein günstiger Handelsvertrag abgeschlossen (1864). Dieser Handelsvertrag hat auch eine Revision der Bundesverfassung von 1848 veranlaßt, indem in demselben freie Niederlassung für alle französischen Bürger ohne Unterschied des Glaubens, also auch für die Israeliten, festgesetzt ist. Die Israeliten waren aber nach der Bundesverfassung von jenem Recht ausgeschlossen. Die Bundesversammlung benutzte diesen Anlaß, dem Volke auch noch einige andere zweckmäßige Abänderungen und Zusätze vorzuschlagen. Dasselbe hat aber bei seiner Abstimmung am 14. Januar 1866 nur den einen Artikel genehmigt, der die Glaubens- und Kultusfreiheit feststellte.

Wir haben zur politischen Geschichte unseres Vaterlandes noch nachzutragen, daß die Industrie seit 1830 einen ungeheuern Aufschwung nahm, wie in wenig andern Ländern, besonders die Baumwollens-, Seide- und Uhrenindustrie. Ferner ist nicht zu übersehen, daß verschiedene Vereine sehr wohlthätig gewirkt haben auf das Schweizervolk, so die „Gemeinnützige Gesellschaft“, die besonders für Erziehung verwahrloster Kinder und Unterstützung Unglücklicher sehr viel geleistet hat; so der Schützenverein (seit 1824) mit seinen eidgenössischen Schützenfesten, bei welchen der nationale Sinn durch begeisterte Reden aufs Lebhafteste geweckt wurde, und so noch viele andere vaterländische Vereine.

Ihr habt nun, theure Söhne und Töchter unseres lieben Vaterlandes, die Geschichte Eurer Väter vernommen. Möget Ihr, wenn einmal die Geschicke des Vaterlandes in Eueren Händen liegen, darnach trachten, die Fehler und Irrthümer Eurer Väter zu vermeiden und ihre Tugenden nachzuahmen; möget Ihr für Gerechtigkeit, Religion und Sittlichkeit, für Freiheit und Vaterland stets begeistert sein, und wenn diese edelsten Güter des Menschen in Gefahr stehen, Euer Leben für dieselben zu opfern im Stande sein!

## Chronologie zur Schweizergeschichte.

### 1. Die alte Geschichte bis 1308 nach Christo.

Vor Christo. Die Urbewohner des Landes wohnen in Pfahldörfern auf den Seen.

Lange Zeit vor Christi Geburt wird Helvetien durch Gallier bevölkert. Seine älteste Geschichte ist sehr dunkel. Doch dringen zu den Helvetiern einige Anfänge der griechischen Kultur.

110. Die Cimbern und Teutonen erscheinen. Helvetier ziehen mit ihnen ins römische Gebiet.

107. Schlacht am lemanischen See. Divico.

60. Orgetorig.

57. Die Helvetier fallen in Gallien ein.

— Schlacht bei Bibracte (Beaune).

— Rückkehr der besiegten Helvetier in ihr Vaterland.

57 v. Chr. bis 69 n. Chr. Helvetien unter der Herrschaft der Römer. Viele Städte und Ortschaften, z. B. Windisch, Wisflisburg, Zug, Zürich, Solothurn u. a. entstehen. Das Land kommt in blühenden Zustand. Die Römer theilen ihm ihre Bildung mit. Verweicklichung.

Nach Christo 69. Aufstand der Helvetier gegen den Kaiser Vitellius. Schlacht am Bözberge. Verwüstung Helvetiens. Julius Alpinus. Aulus Cäcina.

69—450. Allmählicher Untergang des ältesten Helvetien.

432—500. Einwanderung fremder Völker, der Alemannen, Burgunder und Ostgothen. Anbau des Landes. Erste Spuren des Christenthums.

450—534. Kämpfe der eingewanderten Völker um Helvetien.

534. Die Franken bemächtigten sich des Landes und bringen es in Aufnahme. Alte Städte, z. B. Zürich, Luzern, Solothurn erheben sich aus ihrem Schutte. Viele neue Ortschaften, viele Klöster entstehen. Auch um die letztern bilden sich bald Städte und Dörfer. Fortschritte des Christlichen Glaubens. St. Gallus, St. Columban, St. Mang.

- 534—752. Die fränkisch-merovingischen Könige. Adel und Lehnswesen.
- 752—879. Die fränkisch-karolingischen Könige.
- 768—814. Kaiser Karl der Große. Er thut sehr viel für Bildung und Flor des Landes. Gute Schulen. Weinbau.
- Das Kloster St. Gallen ist ausgezeichnet durch Schulanstalten, Ordnung, Wissenschaft.
888. Helvetien wird getheilt zwischen Burgund und Deutschland.
- 919—936. Es entsteht der freie Bürgerstand. Viele neue Ortschaften und Klöster werden gestiftet. Heinrich I. Königin Bertha.
1032. Ganz Helvetien kommt zu Deutschland.
- 1039—1122. Verheerende Kämpfe zwischen Kaiser und Papst werden der Freiheit günstig.
1097. Helvetien gelangt an die Herzoge von Zähringen. Sie erwerben sich große Verdienste um das Aufblühen des Landes. Begünstigen die Städte und die Volksfreiheit. Erbauen 1178 Freiburg, 1191 Bern und andere Städte. Viele andere Ortschaften, z. B. Winterthur, Diefenhofen, Rapperschwil werden vom Adel erbaut.
- Zur Zeit der Zähringer macht sich auch der Klebrus sehr verdient. Er versinkt gegen das Ende ihrer Herrschaft in Trägheit, Unwissenheit und Sittenlosigkeit.
- 1095—1291. Die Kreuzzüge befördern die Freiheit und Sittigung Helvetiens. Die Städte blühen durch Handel, genießen freie Verfassungen, nähren geläuterte Religionsbegriffe, erhalten Macht und Einfluß. Sie und die freien Leute stehen unter dem Schirme des Reiches.
1114. In einem Grenzstreite mit Einsiedeln wird der Name der freien Männer zu Schwyz zum ersten Male genannt. Sie berücksichtigen im Bewußtsein einer guten Sache weder Acht noch Bann.
1218. Tod Berchtolds V., des letzten Herzogs von Zähringen.
- 1218—1254. Helvetien wird nach dem Tode der Zähringer von innern Unruhen zerrissen. Auch in dieser Zeit schreitet die Freiheit mächtig fort. Friedrich II. erteilt

- Zürich, Bern, Solothurn, sowie den 3 Waldstätten die Reichsunmittelbarkeit.
- 1254—1273. Das Interregnum in Deutschland verlängert jene Unruhen. Die freien Städte und Länder schützen sich durch Bündnisse.
1251. Erstes Bündniß der Länder mit Zürich.
1257. Die Waldstätte erwählen den Grafen Rudolf von Habsburg zu ihrem Schirmvogte.
1265. Rudolf wird der Zürcher Hauptmann.
- 1266—1268. Er führt glücklich ihren Krieg gegen den Freiherrn Lütbold von Regensburg.
1273. Rudolf wird Kaiser, begünstigt Zürich und die Waldstätte; sucht aber auf allen Wegen die Oberherrschaft über Helvetien.
- Juni und Aug. 1288. Kaiser Rudolf belagert Bern.
27. April 1289. Gefecht an der Schöfhalde.
15. Juli 1291. Kaiser Rudolf stirbt. Sein Sohn Albrecht sucht den Kaiserthron.
- Graf Adolf von Nassau wird Kaiser. Ihm hängt Helvetien an.
1298. Herzog Albrecht, Rudolfs Sohn, bekriegt den Kaiser Adolf, und bestiegt, nachdem Adolf in der Schlacht von Worms gefallen, den Kaiserthron. Er verfolgt unverweilt die Vergrößerungspläne seines Vaters, und zeigt sich sehr feindselig gegen Helvetien.
- Albrecht bekriegt Bern.
2. März — Schlacht am Donnerbüchel. Ulrich von Erlach
- Albrecht greift Zürich an. Durch Muth und List der Frauen wird die Stadt gerettet.
- 1298—1308. Albrecht will sich die 3 Länder unterwerfen. Seine Vögte Hermann Gessler und Beringer von Landenberg üben große Tyrannei aus.
- November 1307. Berner Stauffacher, Walthar Fürst und Arnold von Melchthal schließen den Bund im Rütli.
- Wilhelm Tell.

## 2. Die Heldenzeiten. 1308—1519.

1. Januar 1308. Verjagung der österreichischen Vögte. Mühlsche Mäßigung des sich befreienden Volkes.

1. Mai 1308. Kaiser Albrechts Ermordung.  
 1309. Seiner Rinter grausame Rache. Agnes von Ungarn. Kloster Königsfelden gestiftet. 1311.  
 1313. Streitige Kaiserwahl zwischen Ludwig von Bayern und Friedrich von Oestreich. Die Waldstätte erklären sich für Ludwig.  
 1315. Oestreich als Schirmvogt von Einsiedeln benutzt einen Grenzreit des Klosters mit Schwyz, um die Waldstätte zu befehdn.
15. November — Schlacht von Morgarten. Rudolf Reding von Stribeck.  
 — — — Des Grafen Otto von Straßberg und der Luzerner verunglückte Unternehmung gegen Unterwalden.
9. Dezember — Entstehung der Eidgenossenschaft.  
 19. Juni 1318. Friede mit Oestreich. Dessen wahre Rechte werden losgekauft.  
 — Herzog Leopold belagert Solothurn. Menschlichkeit der Solothurner. Hugo von Buchenberg.  
 1328—1350. Die Eidgenossen gestatten dem Papste keine Herrschaft über die Gewissen; sie fragen nichts nach seinem Banne, und nöthigen den Klerus, seine Pflicht zu thun. Landbau, Gewerbsfleiß, Handel sind im Flor. Leinwand- und Seidenfabrikation zu Zürich und St. Gallen. Färbereien, Tuchfabriken zu Bern und Freiburg. Zahlreiche neue Klöster. Milde Stiftungen. Aufschwung der Geistesbildung.
1332. Luzern tritt in den Bund.  
 1336. Staatsumwälzung zu Zürich. Rudolf Brun.  
 1337. Krieg mit Napperschwyl. Gefecht bei Ornyau.  
 1338. Anfang des Laupenkrieges. Belagerung Laupens. Johann von Bubenberg.
21. Jnui 1339. Schlacht bei Laupen. Rudolf von Erlach.  
 1341. Friede Berns mit dem Adel.  
 1350. Johann von Bubenberg verbannt.  
 — Nordnacht zu Zürich.  
 — Napperschwyl zerstört.  
 1351 Zürich tritt in den Bund und wird Vorort.
- September — Erste Belagerung Zürichs durch Oestreich.  
 — Schlacht bei Tütwyl. Rüdiger Manesse.  
 — Die Glarner weigern sich, mit Oestreich gegen die Eidgenossen zu ziehen.

1352. Sieg der Glarner auf dem Rüttsfelde.  
 — Glarus und Zug treten in den Bund.  
 Sie erhalten nicht ganz gleiche Rechte.
- Juni. u. August — Zweite Belagerung Zürichs.
6. März 1353. Bern tritt in den Bund, und schließt die Zahl der VIII alten Orte.
- Aug. u. Sept. 1354. Dritte Belagerung Zürichs.
1356. Basel und ein großer Theil der westlichen Schweiz durch Erdbeben zerstört.  
 — Zürich mit Oestreich verbündet.
1357. Thorbergischer Friede.
1360. Erlachs Ermordung.
1365. Arnold von Cervola fällt die Eidgenossenschaft an.
1370. Der Pfaffenbrief. Festsetzung eines eidgenössischen Staatsrechtes und der Stellung des Staates zum Klerus.
1375. Einfall Ingrams von Couch. Treffen bei Büttisholz, Ins, Fraubrunnen.
- 1377—1385. Krieg der Eidgenossen gegen das Haus Kyburg auf Thun. Anschlag des Grafen auf Solothurn. Im Frieden erlangt Bern alle Besitzungen dieses Hauses.
1385. Luzern nimmt viele östreichische Ortschaften in sein Bürgerrecht auf.
1386. Ausbruch des Sempacher und Näfelfer Krieges.
9. Juli — Schlacht bei Sempach. Arnold von Winkelried. Peter von Gundoldingen.
1387. Der böse Friede.
22. Februar 1388. Mordnacht zu Wesen.
9. April — Schlacht bei Näfels. Matthias am Büel.
21. — — Der siebenjährige Friede.
16. Juni 1394. Der zwanzigjährige Friede.
- 1394—1412. Im Verlauf des zwanzigjährigen Friedens blüht die Eidgenossenschaft aufs fröhlichste auf. Verfassungsverbesserungen. Verschönerungen der Städte, öffentliche Bauten. Straßenpflaster, steinerne Häuser. Adel und Klöster verbürgern sich in den Städten. Dieselben machen große Erwerbungen, mehr als 40 östreichische Herrschaften werden in diesem Zeitraume errungen. J. B. Bern erlangt Frutigen, Emmenthal, Bipp; Zürich Grüningen, Ne-

- gensberg, Bülach; Luzern das Entlibuch; Solothurn Balm, Falkenstein; Basel Klein-, basel, Wallenburg. Schreckliche Feuersbrünste verwüsten Bern 1388 und 1405.
1396. Entstehung des Gotteshausbundes.
1400. Das Land Appenzell macht sich frei.
15. Mai 1403. Schlacht am Speicher.  
— Die Länder erobern das Livinenthal. Die erste Gemeinherrschaft.
1404. Unruhen im Lande Zug. Der erste Bürgerkrieg.
17. Juni 1405. Schlacht am Stoß. Graf Rudolf von Werdenberg. Ulrich Rotaß.
- 1405—1408. Die Appenzeller erobern Borarlberg, Tyrol u. s. f.; sie sind allerwärts siegreich, und schenken den Schwyzern die untere March.
1408. Belagerung und Schlacht von Bregenz. 13. Januar.  
— Appenzell wird durch den Frieden frei.
1411. Erhält das eidgenössische Landrecht.
23. Mai 1412. Der fünfzigjährige Friede mit Oestreich. Er vernichtet dessen Macht in der Eidgenossenschaft.
- 1414—1418. Konzilium zu Konstanz soll die Unordnung und Spaltung in der Kirche beendigen. Johannes Hus, Hieronymus von Prag.
1415. Die Eidgenossen bekriegen auf Geheiß des Kaisers und Konziliums Oestreich und entreißen ihm Aargau, Baden, die freien Aemter und andere Landstriche. Sie bilden gemeine Herrschaften.
6. April — Schaffhausen macht sich von Oestreich frei.
- 1414—1420. Unruhen im Wallis. Freiherr Guisard von Haron. Die Mazze.
1419. Bern zieht gegen Wallis zu Felde. Thomas in der Bündt.
1420. Nachtheiliger Friede für Wallis.
- 1418—1436. Die Eidgenossenschaft durchlebt eine Reihe glücklicher Jahre und erhält bedeutende Vergrößerungen. Zürich erwirbt Kyburg, Udelfingen.
1424. Stiftung des obern oder grauen Bundes zu Truns.
- 1421—1426. Krieg gegen Mailand.
30. Juni 1422. Schlacht von Arbedo. Peter Collin.

1426. Friede. Alle eidgenössischen Besitzungen jenseits des Gottthards um Geld an Mailand abgetreten.
1436. Der Tod des Grafen Friedrich von Toggenburg entzündet den Erbstreit um seine Länder. Rudolf Stüßi, Ital Rcding.  
— Entstehung des Zehngerichtenbundes.
1437. Die Zürcher erobern das Sarganser Land.
1438. Hungersnoth. Die Basler errichten Kornhäuser.
1439. Pest. Ausbruch des alten Zürichkrieges.
1440. Alle Eidgenossen erklären sich gegen Zürich. Kurzer, für Zürich schmäblicher Feldzug.  
— Friede. Die erste Landesabtretung zwischen Eidgenossen.
1442. Zürichs Bund mit Oestreich.
1443. Wiederausbruch des Krieges.
- 22., 23., 24. Mai — Gefecht bei Freyenbach, Unternehmung gegen Baar, Sturm am Hirzel.  
— Die Eidgenossen nehmen das Zürichgebiet ein.
22. Juli — Schlacht bei St. Jakob an der Sihl. Stüßi's und Graf's Tod.
9. August — Der elende oder faule Friede.
- März 1444. Die gemäßigte Partei zu Zürich wird gestürzt. Hans Meiß, Hans Bluntschli, Uhlmann Trinklcr.
- April — Dez. — Belagerung Rapperschwyls.
- Mai — Belagerung und Mord von Greifensee.  
— Belagerung von Zürich. Die Böcke.
- August — Mordnacht zu Brugg. Thomas von Falkenstein.  
— Belagerung von Farnsburg.
26. August — Schlacht bei St. Jakob an der Birs.  
1444—1446. Verheerende Streifzüge.
5. März. 1446. Schlacht bei Ragaz.
13. Juli 1450. Friede.  
1450. Von diesem Zeitpunkte an geschehen häufige kriegerische Volksaufbrüche ohne den Willen, oft gegen die bestimmtesten Verbote der Obrigkeit.
1452. Freiburg im Nectlande wird savoyisch, behält aber zur Sicherung seiner Rechte sein Bündniß mit Bern bei.
1454. Schaffhausen auf 25 Jahre mit den Eidgenossen verbündet.

1454. Gefangennehmung des Chorberrn Feltz Hämmerlin, genannt Malleolus.
1458. Der Plappartkrieg.  
— Einnahme der östreichischen Stadt Rapperschwyh mitten im Frieden.
1460. Stiftung der Universität zu Basel.  
— Eroberung des Thurgaus.  
— Belagerung von Winterthur.  
— Rempfenkrieg.
1467. Bädenschwyler Aufruhr.  
— Capitulat mit Mailand, Friedens-, Handels-, Grenzvertrag.  
— Zürich erwirbt Winterthur. Mit dieser Stadt büßt Oestreich seine letzte Besetzung innerhalb der altschweizerischen Grenzen ein.
1468. Der Abt Ulrich Rösch von St. Gallen erwirbt die Grafschaft Toggenburg und bringt sein Stift in hohen Flor.  
— Rühshauer und Baldshuter Krieg.
1469. Erzherzog Sigmund von Oestreich verpfändet seine westlichen Erblände an Herzog Karl den Kühnen von Burgund. Die Eidgenossen gerathen mit Burgund in gefährliche Verwicklungen.
- 1469—1474. Landvogt Peter von Hagenbach und sein Ende.
1471. Die drei Bünde in Rhätien vereinigen sich zu Einem Staate.
1474. Die niedere Vereinigung, ein Bund rheinischer Reichsstädte, tritt auf 10 Jahre dem Schweizerbunde bei.  
— Die ewige Richtung mit Oestreich. Gegenseitige Garantie des Besitzstandes. Aufstellung eines Schiedsgerichtes für künftige Streitfälle. Handelsvertrag.
2. Oktober — Schutz- und Trutzbündniß mit Ludwig XI. von Frankreich.
24. — — — Ausbruch des burgundischen Krieges.
13. November — Schlacht bei Héricourt.
1475. Verheerende Streifzüge der Eidgenossen.
- Dezember — Karl erobert Lothringen und wendet sich gegen die Schweiz.
- Februar 1476. Belagerung von Granson.
3. März — Schlacht und Beute von Granson.

- Juni 1476. Belagerung von Murten. Adrian von Bubenberg.
22. Juni — Schlacht von Murten. Hans von Hallwyl, Hans Waldmann, Kaspar von Hertensstein, Wilhelm Herter.
- 1476 und 1477. Belagerung von Nancy.
5. Januar 1477. Schlacht von Nancy. Karls Tod. Graf Cola Campobasso.
- Die Eidgenossen nehmen die Freigravschafft Burgund nicht an. Frankreich will sich ihrer bemessern und genießt überhanpt die Früchte der eidgenössischen Siege.
- März — Das tolle Leben.
21. Januar 1478. Friede mit Burgund. Die Eidgenossen treten alle Ansprüche auf Eroberungen um eine Geldsumme ab.
- Anfang der französischen Kapitulationen und Jahrgelder.
- 1477—1478. Krieg gegen Mailand.
1478. Schlacht von Giornico. Frischhans Theilig. Stanga.
- Februar 1479. Friede.
- Die zehn Gerichte im Bündtner Lande kommen durch Kauf an Oestreich; behalten aber ihren Bund mit Rhätien und große Freiheiten.
- 1477—1482. Sittenverderbnis, durch die burgundischen Kriege erzeugt und die Jubelfahre der Päpste befördert. — Die Zeit ist den Wissenschaften nicht ungünstig. Wohlthätig wirkt die Universität zu Basel. Die Berner lassen von Staats wegen die eidgenössischen Geschichten verzeichnen. Gelehrte Männer in verschiedenen Schweizerstädten. Buchdruckereien zu Basel und Genf. — Die Eidgenossenschaft ist in diesem Zeitpunkte im Allgemeinen blühend. Alle Staatseinrichtungen schreiten vorwärts. Noch immer werden wichtige Erwerbungen gemacht. Häufige gemeineidgenössische Volks- und Freudenfeste. — Das Kirchenwesen ist im Verfall. Die Eidgenossen haben große Mühe, die Anmaßung und die Verdorbenheit des Klerus zu zügeln. — Reislaufen.
- 1479—1481. Politische Parteiung der eidgenössischen Städte und Länder.

1481. Peters am Stalden Verschwörung gegen Luzern.  
 — Nikolaus von der Flüe verböhnt die eidgenössische Tagfagung und rettet das Vaterland.
2. Dezember — Das Stanser Verkommniß, Grundgesetz des eidgenössischen Staatsrechtes zu Schutz und Aufrechthaltung der bestehenden Verfassungen.
- — — Freiburg und Solothurn werden mit Beschränkungen in den eidgenössischen Bund aufgenommen.
1483. Hans Waldmann wird Bürgermeister zu Zürich, er will Zürich nach innen und außen stark und mächtig machen und erbittert durch die Ausführung dieses Planes und sein persönliches Benehmen die angesehenen Geschlechter, das Landvolk und die Eidgenossen.
1487. Abt Ulrich Rösch von St. Gallen will sein Stifft nach Rorschach verlegen.  
 — Frischhans Theilig zu Zürich hingerichtet.
- März und April 1489. Die Waldmannischen Ausläufe. Waldmanns Gefangennehmung.  
 — Der hörnerne Rath.
6. April — Waldmanns Hinrichtung. Das Geschlecht Göldlin.
6. Mai — Der Waldmannische Spruch nöthigt die Stadt Zürich, dem Landvolke viele Rechte einzuräumen.  
 — Nach dem Waldmannischen Auslaufe wird die Eidgenossenschaft von langen und heftigen Unruhen erschüttert. Es beginnt der Kampf um Volksrecht und Regierungsrecht.
- 1489—1490. Der Rorschacher Krieg. Ulrich Barmhü-  
 ler, Hermann Schwendiner.
- 1490—1520. Pestere Ausbrüche der Pest. Der große Tod.
- 1493—1495. Viele tausend Reisläufer gehen nach Burgund und Neapel.
1497. Eigenmächtiger Volksaufbruch gegen Konstanz.
- 1497 und 1498. Bündniß mit Rhätien.
1499. Ausbruch des Schwabenkrieges.
- 10., 13. Februar — Gefechte von Luziensteig und Triesen.
20. Februar — Schlacht im Bregenzer Hard.
- Febr., April, Mai — Verheerende Jüge in's Hegau.
- März — Bund mit Frankreich.
22. März — Treffen im Bruderholze. Daniel von Babenberg.

- März 1499. Die Destrreicher fallen in die Graffschaft Sag ein.  
Hans Schuler.
11. April — Ueberfall bei Ermatingen. Treffen im Schwaderloch. Rudolf Has. Dswald von Roz.
20. April — Schlacht bei Fraßenz. Heinrich Wolleb.
22. Mai — Schlacht auf der Malser Heide. Benedikt Fontana.
- Juni — Die Destrreicher fallen in Bündten ein.
22. Juli — Schlacht bei Dornach. Schultheiß Feer. Ammann Steiner.
22. September — Friede aus Erschöpfung. Schreckliches Kriegselend.
- Juni und August — Anfang der mailändischen Feldzüge.
- April 1500. Belagerung von Novara, Verrath an Ludwig Sforza Moro.
- Juni und August 1501. Basel und Schaffhausen treten in den eidgenössischen Bund.
10. April 1503. Uri erwirbt Bellenz, Riviera und Solenz.
- 1508—1511. Die Eidgenossen entehren sich durch Theilnahme an Furno's Betrug.
4. März 1510. Nachdem die Eidgenossen Jahre lang durch Umtriebe und Bestechungen verdröben worden, zieht sie der Cardinal Matthäus Schinner in ein Bündniß mit dem Papste.
1510. Der Chiaffer Zug.
1511. Der kalte Winterzug.
1512. Der große Pavier Zug. Der Papst ertheilt den Eidgenossen den Titel „Beschirmer der Freiheit der christlichen Kirche“.
29. Dezember — Magimilian Sforza, Ludwigs Sohn, wird Herzog zu Mailand.
- Die Eidgenossen empfangen von ihm, als Lohn ihrer Hülfe, die italienischen Landvogteien, und Bündten erhält Cleven, Worms, Belflin.
- 1512—1513. Die Eidgenossen verfahren in Mailand mit Willkür, Härte, Habsucht.
1513. Johannes VI., Bischof von Genf, tritt alle seine weltlichen Rechte über Genf an Herzog Karl III. von Savoyen ab.
6. Juni 1513. Schlacht von Novara. Hans Keller von Bülach. Benedikt von Weingarten. Innere Unruhen nach dieser Schlacht.

- Aug. und Sept. 1513. Zug nach Dijon. Innere Unruhen.
13. September — Der trügliche Friede von Dijon.
- Dezember — Appenzell tritt in den Bund und schließt die Zahl der ehemaligen 13 Orte der Eidgenossenschaft.
1514. Innere Unruhen. Volksausbruch nach Frankreich.
8. September 1515. Einige Kantone schließen den Frieden von Galera. Die übrigen setzen den Krieg fort.
13. u. 14. Sept. — Schlacht von Marignano. Berner Steiner, Moriz Gerber, Hans Bär, Gerhard Lindensels. Innere Unruhen und Verwirrung nach der Schlacht.
8. Oktober — Mailand durch Sforza an Frankreich abgetreten.
- März 1516. Der Kaiserzug.
29. November — Ewiger Friede mit Frankreich. Grundlage aller nachherigen Verträge der Eidgenossen mit dem französischen Königshause. Die kriegerische Laufbahn der Eidgenossen endigt.
1517. Glarus erwirbt Werdenberg.
- 1518—1519. Rühlhausen und Rothweil mit den Eidgenossen verbündet.
- 1480—1520. Die Freiheit des eidgenössischen Volkes schwindet. Aristokratie, ansehrende Regierungswacht, Innungszwang, Erschwerung der Bürgerrechte, Patriziate, vermehrte Abgaben und Leistungen. — Die Religiosität, die Kirche, die Sitten im tiefsten Verfall. Einer der größten Makel ist die allgemeine Käuflichkeit. — Wissenschaften und Kenntnisse noch sehr beschränkt; doch wird Licht. Es geschieht Manches für Schulen. Die Universität Basel glänzt durch viele berühmte Gelehrte.

### 3. Die neuere Geschichte. 1519—1798.

- 1516—1519. Ulrich Zwingli beginnt zu Glarus und Einsiedeln eine über Kirche und Staat sich erstreckende Reformation.
1. Januar 1519 tritt er als Leutpriester zu Zürich auf und begeistert für seine Ansichten diese Stadt.
- 1518—1519. Der Ablassträger Bernhardin Samson.
1519. Genf wünscht, sich mit der Schweiz zu verbinden.

- und wird deswegen von Savoyen feindselig überzogen.
1519. 6000 Eidgenossen rücken zu Genfs Schutze ins Feld.  
— Hinrichtung Philipp Bertheliers.
1521. Der Leinwandkrieg.
3. März — Bündniß mit Frankreich.
20. April — Sturm auf Bicocca.
27. Januar 1523. Die erste Disputation zu Zürich.
26. Oktober — Die zweite. Beide ziehen große Verbesserungen nach sich.  
— Gefährliche Schwärmer regen sich.  
— Die Reformation macht bedeutende Fortschritte. Zu Zürich entstehen Bildungsanstalten. Viele gelehrte Fremde werden nach Zürich gezogen. Wesentliche politische Verbesserung. Abschaffung der Pensionen, des Meißlaufens. Marx und Diethelm Rüst, Heinrich Walder.
- 1519—1524. Die Reformation erregt außerordentliche Gährung durch die ganze Eidgenossenschaft. Viele berühmte Männer suchen ihr Eingang zu verschaffen. Leo Jud, Berchtold Haller, Johann De Kolampad, Joachim von Watt (Badian). Auch die Tagsatzung beschäftigt sich mit ihr. Feindselige Stimmung gegen Zürich.
- 1524—1528. Der Zttinger Aufstand.
- 1524—1532. Der Müßer Krieg.
1524. Niederlage an der Sesia.
25. Februar 1525. Schlacht bei Pavia.  
— Verlust bei Carano und in Neapel.
- 1525—1527. Die Wiedertäufererei.  
1525. Unruhen im Kanton Zürich. Aufstand zu Löß.
12. März 1526. Bund zwischen Genf, Bern und Freiburg.
- 1526—1530. Der Rößelbund.
19. Mai 1526. Disputation zu Baden.
- 1527—1529. Nach der Disputation zu Baden wenden sich viele Stände und Gegenden der Eidgenossenschaft entschieden zur Reformation. Sie und mit ihr Vermehrung der politischen Rechte werden an einigen Orten durch Aufstände erzwungen.
6. Januar 1528. Disputation zu Bern. Bern nimmt die Reformation an.  
— Aufruhr im Berner Gebiete.

- 1528—1529. Sicherheitsbündnisse beider Parteien mit auswärtigen Staaten. Das christliche Bürgerrecht. Der Ferdinandische Bund.
1529. Der Bischof von Basel verlegt seinen Sitz nach Bruntrut, sein Domstift nach Freiburg im Breisgau.
- Religionskriege. Der erste Kappeler Krieg.
15. Juni — Der erste Landfriede. Er anerkennt Glaubensfreiheit in den gemeinen Herrschaften.
- Nach dem ersten Landfrieden macht die Reformation sehr bedeutende Fortschritte.
19. Oktober 1530. Vertrag zu St. Julian. Er verpflichtet Genf und Savoyen unter Androhungen zur Ruhe.
1531. Der zweite Kappeler Krieg.
11. Oktober — Schlacht bei Kappel. Zwingli's Tod.
24. — — Treffen am Gubel.
24. November — Der zweite Landfriede setzt der Reformation in der Eidgenossenschaft Schranken, die sie nicht mehr überschritten hat. Viele Gegenden treten freiwillig oder gezwungen wieder von der Reformation ab.
6. u. 9. Dez. 1531. Die zürcherischen und bernerischen Kappeler Briefe, durch welche die Städte ihren Landschaften bedeutende Rechte einräumen.
- 1531—1586. Die Schweiz durch Religions- und politische Streitigkeiten zerrissen.
- — Die Eidgenossen beschränken die Anmaßungen des katholischen Klerus.
1533. Die Reformation zu Solothurn wird unterdrückt. Nikolaus von Wenge.
27. August 1535. Genf tritt der Reformation bei. Wilhelm Farel.
1536. Bern erobert die Waadt, Gex und Chablais. Hans Franz Nägelin.
- Der Bischof von Lausanne verlegt seinen Sitz nach Freiburg im Uechtlande. Gründung einer Akademie zu Lausanne.
- Bern will sich Genf unterwerfen.
- 1536 und 1566. Die helvetische Konfession. Glaubensbekenntniß der reformirten Eidgenossen.
- 1536—1580. Genf durch Aufruhr, Verschwörungen, Religionsstreit beunruhigt; dennoch in eben diesem Zeitpunkte durch Ordnung im Gemeinwesen, weise und wohl-

- ihätige Anstalten, geistigen Aufschwung ausgezeichnet. Gründung einer Hochschule. Zufluchtsort vertriebener Glaubensgenossen. Johann Calvin.
11. Oktober 1548. Konstanz kommt an Oestreich. Die Reformation daselbst wird unterdrückt.
1555. Die Reformirten aus Locarno vertrieben. Sie bringen neue Industriezweige nach Zürich.
- 1562—1586. Die Eidgenossen nehmen an den französischen Bürger- und Religionskriegen Theil.
1564. Durch Vergleich mit Savoyen tritt Bern Gex und Chablais wieder ab; dagegen wird ihm die Waadt zugesichert.
- 1574—1579. Der Kardinal Karl Borromäus führt die Kapuziner, die Jesuiten und die stehende Nuntiatur in der Eidgenossenschaft ein. Katholische Priesterschule zu Mailand.
- Mai 1579. Bund zwischen Frankreich, Bern, Solothurn, Zürich zur Beschützung der Unabhängigkeit Genfs.
- 1580—1594. Krieg der Genfer und Berner gegen Savoyen.
- 1584—1585. Der Kalenderstreit.
3. Oktober 1586. Der Borromäische oder goldene Bund zur Schirmung des katholischen Glaubens gegen Zedermann, trennt die Eidgenossenschaft in zwei feindselige Theile.
- 1586—1587. Die Finninger'schen Unruhen zu Mühlhausen. Die katholischen Orte heben ihren Bund mit Mühlhausen auf.
5. Mai 1587. Die katholischen Orte verbünden sich mit Spanien inniger als mit ihren alten Eidgenossen und ertheilen spanischen Heeren das Durchmarschrecht durch die Schweiz.
- 1594—1630. Streitigkeiten in der Eidgenossenschaft. Kantonsgeist. Mißverhältnisse zwischen den Städten und ihrem Gebiete, Streben der erstern nach unbedingter Gewalt. Ueud der gemeinen Herrschaften.
8. September 1597. Theilung des Landes Appenzell.
11. Dezember 1602. Die Escalade zu Genf.
21. Juli 1603. Im Frieden zu St. Julian anerkennt Savoyen die Freiheit Genfs. Von da an belebt diese Stadt die höchste Blüthe von Wissenschaft, Kunst, Handel und Gewerbsleiß.

- 1603—1607. Anfang der Bündtner Unruhen. Die Geschlechter Salis und Planta.
- 1610—1635. Diefere Ausbrüche der Pest. Schwarzer Tod.  
1610. Gachnanger Handel.  
1617. Erneuerung der Bündtner Unruhen.  
1618. Untergang von Plurs.
19. Juli 1620. Der Veltliner Mord.
- 1620—1621. Krieg der Bündtner gegen das Veltlin.
11. September 1620. Treffen bei Tirano.
- 1621—1631. Bündten zu drei verschiedenen Malen von Oestreich unterjocht und schrecklich bedrückt. Pest, Hungersnoth, Mißwachs, Krieg gießen über das unglückliche Land namenloses Elend aus.
23. April 1622. Die Deseicher werden aus dem Prättigau vertrieben.
5. September — Treffen bei Raschnals.  
1626. Vertreibung der Reformirten aus dem Wallis.
6. März 1629. Das Restitutionsedikt befiehlt Rückgabe aller seit 1552 eingezogenen geistlichen Güter.
- 1629—1648. Häufige Beunruhigungen der Eidgenossenschaft durch den dreißigjährigen Krieg.  
1631. Die Franzosen und reformirten Eidgenossen befreien Bündten.  
1632. Mord in der Klus.  
1633. Die Schweden belagern Konstanz. Ein Bürgerkrieg droht der Eidgenossenschaft.
- 1633—1635. Kilian Kesselring.
- 1637—1639. Die Franzosen, welche sich an Oestreichs Statt in Bündten festzusetzen suchen, werden mit Hülfe der Eidgenossen vertrieben und die Ruhe hergestellt. Georg Zenatsch.  
1641. Aufstand im Berner Gebiete.  
1646. Aufstand im Zürcher Gebiete.
24. Oktober 1648. Im westphälischen Frieden wird die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft anerkannt. Johann Rudolf Wettstein.  
1649. Die unter Oestreichs Landeshoheit stehenden Theile Bündtens kaufen sich los.  
1653. Der große Bauernkrieg. Belagerungen von Bern und Luzern. Treffen bei Wohlenschwil und Herzogenbuchsee. Nikolaus Leuenberg. Christian Schibi.

1656. Der Arter oder Wilmerger Krieg.
23. Januar — Schlacht bei Wilmergen.
- 1657—1700. Zahlreiche religiöse und politische Streitigkeiten. Die Eidgenossen betrachten sich als Stiefbrüder. Die Schweiz eine Freistätte für alle ihrer Meinung wegen Verfolgte der verschiedenen Partelen. Anstrengung für Aufklärung und Wissenschaft. Im Ganzen aber doch eine finstere Zeit. Unduldsamkeit. Aberglaube. Hexenprozesse.
- 1656—1700. Frankreich behandelt die Eidgenossen mit Geringschätzung. Sie lassen sich der Pensionen, Jahrgelder und Kriegsdienste halber meist Alles gefallen. Nur selten erinnern sie sich ihrer persönlichen oder nationalen Würde. Peter Stuppa.
24. September 1663. Bundesfluß mit Frankreich.
1664. Bigoldinger Handel.
- 1672—1697. Häufige Beunruhigungen durch die Kriege zwischen Deutschland und Frankreich.
- 1668—1678. Das Defensionalwesen.
1681. Frankreich nimmt Straßburg ein.
1685. Die Réfugiés.
1695. Bartauer Handel oder Hexenkrieg.
1697. Kreuzkrieg.
1700. Annahme des neuen Kalenders.
- 1701—1714. Belästigungen durch den spanischen Erbfolgekrieg.
- 1701—1707. Das Land Toggenburg sträubt sich gegen den Druck des Abtes von St. Gallen.
1702. Die Landschaft Zug will sich von der Stadt trennen.
- 1707—1712. Unruhen zu Genf.
3. November 1707. Der König von Preußen wird zum Fürsten Neuenburgs erwählt.
- Ueber die toggenburgischen Angelegenheiten entzündet sich Streit unter den Eidgenossen und nimmt schnell eine gefährliche Wendung.
13. April 1712. Ausbruch des Toggenburger oder Zwölferkrieges. An seinem Ausbruche sind die Aufhebungen des Nuntius Caraccioli keine geringe Schuld.
- April und Mai 1712. Einnahme von Wyl und Mellingen.
26. Mai — Die Staudenschlacht bei Bremgarten.
1. Juni — Einnahme von Baden.
18. Juli — Der erste Landfriede zu Narau. Er er-

zeugt gewaltige Unruhen in den innern Kantonen und wird gebrochen.

20. Juli 1712. Ueberfall der Sinsler Brücke.
22. — — Angriff auf die zürcherischen Verschanzungen am Richterschwyler Berge.
25. — — Schlacht bei Bilmorgen.
9. und 11. August — Zweiter Landfriede zu Aarau. Die V Orte müssen an Zürich und Bern viele gemeine Herrschaften abtreten und sich in den übrigen große Beschränkung ihrer Macht gefallen lassen.
- 1712—1715. Die Eidgenossenschaft ist nach dem Aarauer Frieden ihrer Auflösung nahe. Die V Orte kämpfen mit bedenklichen innern Unruhen.
- 1712—1733. Unruhen zu Zug. Nikolaus Schuhmacher. Das Geschlecht Zurlauben.
- 1714—1725. Werdenberg lehnt sich gegen Glarus auf.
- 1714—1798. Traurige Zerrüttung Genfs.
- 1715—1798. Von diesem Zeitpunkte an versinkt die Eidgenossenschaft in politische Nichtigkeit; dagegen genießt sie das stille Glück eines langjährigen, nur durch vereinzelte gegen die Schwälerungen der Volksfreiheit gerichtete Unruhen unterbrochenen Friedens. Das Land kennt keine Staatslasten. Die Regierungen sammeln Schätze. Landbau, Handel, Gewerbe sind im Flor; es erzeugt sich ein allgemeiner Wohlstand. Es entsteht eine Menge gemeinnütziger und wohlthätiger Stiftungen. Das Licht der Wissenschaft leuchtet und wird gepflegt von vielen durch Gelehrsamkeit berühmten Männern.
9. Mai 1715. Die katholischen Stände schließen ein sehr enges Bündniß mit Frankreich.
15. Juni 1718. Der Friedensschluß mit dem Abte von St. Gallen kommt erst jetzt zu Stande, nachdem die Waffen mehrere Jahre geruht. Der Abt erhält sein Gebiet wieder. Den Toggenburgern werden bedeutende Rechte zugesichert; da sie aber gern ein freier Stand geworden wären, fügen sie sich nur mit Unwillen. Der Friede wird durch den Papst beharrlich verworfen.
1723. Der Major Daniel Abraham Davel will den Bernern das Waadtland entreißen.
- 1726—1728. Der Ubdligenschwyler Handel. Kampf Lu-

- zerns gegen die Anmaßungen des päpstlichen Stuhles. Der Nuntius Passionei.
- 1732—1733. Streit der Garten und Linden im Lande Appenzell.
- 1744—1749. Samuel Genzi's Verschwörung oder der Bürgerkärmen zu Bern.
1755. Aufstand im Vivinenthale.
1760. Entstehung der helvetischen Gesellschaft.
- 1760—1783. Joseph Anton Suter, Landammann zu Appenzell Innerrhoden.
1768. Unruhen zu Neuenburg; Gaudot.
1780. Pfarrer Heinrich Waser zu Zürich wird enthauptet.
- Eine Dienstmagd zu Glarus wird als Heze hingerichtet.
- 1781—1790. Unruhen zu Freiburg.
- 1789—1798. In der Schweiz bricht eine Reihe innerer Unruhen los. Die Landschaften der Städte und alle Unterthanenländer fordern Rechtsgleichheit.
- Blutige Ummwälzung zu Genf.
1792. Schweizertruppen in Frankreich werden entwaffnet.
10. August — Die Garde schlägt sich in den Tuileries.
- September — Die gefangenen Schweizer Soldaten zu Paris werden ermordet.
- — Die französischen Schweizerregimenter werden entlassen.
- 1792—1797. Mühsam behauptete Neutralität.
1792. Ein Theil des Bisthums Basel wird mit Frankreich vereinigt.
- 1794 und 1795. Stäsfner Handel.
1797. Das Veltlin von Bündten abgerissen und der cisalpinischen Republik einverleibt.
- September — Der französische Gesandte Mengaud schürt planmäßig das Feuer der Empörung in der Eidgenossenschaft, und schweizerische Verbannte zu Paris fordern das Schweizervolk zum Aufstande, die französische Regierung zu einem Einfalle in die Schweiz auf.
1797. Französische Truppen besetzen Biel und den zur Schweiz gehörigen Theil des Bisthums Basel.
- Die französische Regierung erklärt eidgenössische Magistrate verantwortlich für Alles, was sie gegen Schützlinge Frankreichs unternehmen werden.

25. Januar 1798. Bundesschwur zu Aarau.  
 28 — — Ein französisches Heer rückt in die Waadt ein.  
 — — — — — Lemmanische Republik.  
 — — — — — Die eidgenössischen Regierungen ertheilen ihrem Volke Rechtsgleichheit.  
 — — — — — Bern, Freiburg und Solothurn rüsten sich zur Vertheidigung, die übrigen Stände sind gleichgültig.
2. März — Gefecht bei Lengnau. Einnahme von Freiburg und Solothurn.
5. — — Gefecht bei Fraubrunnen und im Grauholz. Uebergabe Berns. Nikolaus Friedrich von Steiger. Karl Ludwig von Erlach.
- — — Die Berner unter Grafenried schlagen die Franzosen bei Neuenack.  
 — — — — — Erlachs Tod.  
 — — — — — Die übrige flache Schweiz ergibt sich ohne Widerstand.  
 — — — — — Die Franzosen dringen der Schweiz eine von Peter Dubs entworfene Einheitsverfassung auf.
12. April — Die Abgeordneten von 12 Kantonen eröffnen zu Aarau die Handlungen der Einheitsregierung.  
 — — — — — Die französischen Kommissäre Lecarlier und Raynat beuten die Schweiz aus.  
 — — — — — Die Tagsatzung der Gebirgskantone zu Schwyz beschließt Widerstand. Paul Stöckli, Marianus Herzog.
26. April — Gefecht bei Hegglingen.
- 29, 30. — — Die Franzosen nehmen Zug und Luzern ein.
30. — — Gefecht bei Rapperschwyl und Bollerau. Die Obersten Paravicini und Häuser.
1. Mai 1798. Gefecht bei Immensee.
2. — — Angriff auf die Pässe am Gchel, am St. Jostenberge und an der Schindellegi.  
 — — — — — Aloys Reding siegt beim Rothenthurm und am Morgarten.
3. — — Gefechte bei Art.
4. — — Kapitulation des Standes Schwyz. Er bleibt von französischen Truppen unbesezt und nimmt die helvetische Konstitution an. Die übrigen Bergkantone befolgen sein Beispiel.
17. — — Das Oberwallis allein versucht noch Widerstand. Gefecht und Erstürmung von Sitten.

#### 4. Die politischen Umgestaltungen der Schweiz 1798—1866.

1798. Die eine und untheilbare helvetische Republik. Sie wird von Frankreich und dessen Kommissär Kapinat mit unerträglichem Hohn behandelt und beraubt.
24. August — Schutz- und Trugbündniß mit Frankreich.  
August bis Okt. — Aufstände zu Schwyz, Nidwalden und an andern Orten.
9. September — Einnahme und grausame Verheerung Nidwaldens.  
— Bündten, um sich nicht mit Helvetien vereinigen zu müssen, ruft österreichische Truppen ins Land.  
— Häufige Aufstände in Helvetien.
- Februar 1799. Helvetien wird der Kampfplatz fremder Heere.
- April und Mai — Blutige Aufstände. Die Franzosen werden aus mehreren Kantonen vertrieben. Sie kehren mit Uebermacht wieder und erdrücken allen Widerstand.
- Mai — Gefechte der Franzosen und Oestreicher bei Wyl, Frauenfeld, Andelfingen und an der Töss. Auf beiden Seiten kämpfen Schweizer mit.
4. und 5. Juni — Erste Schlacht von Zürich.  
Die helvetische Regierung entflieht nach Bern.
25. September 1799. General Hoge wird bei Schännis getödtet, seine Truppen geschlagen.
25. und 26. Sept. — Zweite Schlacht bei Zürich.  
— Suwarows Unfälle in der Schweiz.
7. Oktober — Gefecht bei Rudolfsingen und Dießenhofen.
- Mai und Juli 1800. Die Oestreicher verlieren ihre letzten Stützpunkte in der Schweiz.  
— Unermessliches Kriegselend.
- 1800—1802. Parteikämpfe, Verfassungs- und Regierungswechsel.  
Häufige Aufstände.
4. April 1802. Ein Nachspruch des französischen Konsuls Napoleon Bonaparte erklärt das Wallis für eine unabhängige Republik.
- August bis Okt. — Die Erhebung des Schweizervolkes gegen die helvetische Einheitsregierung. Gefecht an der Rengg. Beschießung Zürichs.  
— Tagagung zu Schwyz. Bundesentwurf.

3. Oktober 1802. Treffen bei Willisburg. Die helvetische Regierung rüstet sich zur Flucht nach Frankreich.
4. — — Napoleon Bonaparte gebietet Niederlegung der Waffen und erklärt sich zum Vermittler der Schweiz, 20,000 Franzosen rücken in Helvetien ein.
19. Februar 1803. Die Mediationsakte löst die Einheitsregierung auf und stellt die ehevorige Bundesverfassung mit Verbesserungen her. Neunzehn Kantone.
1804. Ausstand im Kanton Zürich. Gefecht bei Gorgen.  
15. März.
- 1804—1814. Glückliche Jahre unter der Mediation.
1805. Bewaffnete Neutralität.
1806. Bergsturz von Goldau.
1807. Die Linthunternehmung. Johann Konrad Escher von der Linth.
1809. Bewaffnete Neutralität.
1810. Wallis mit Frankreich vereinigt.  
— Die Franzosen besetzen den Kanton Tessin.
1813. Europäischer Krieg gegen Frankreich. Die Schweiz beschließt Behauptung ihrer Neutralität.  
— Die Neutralität wird nicht anerkannt. Die Truppen der Verbündeten rücken in die Schweiz ein.
1814. Aufhebung der Mediationsverfassung. Das Jahr 1814 verfließt unter traurigen Streitigkeiten in den Kantonen und zwischen den Kantonen. Bemühungen, die vor der Revolution bestandene Ordnung wieder einzuführen. Sie gelingen nicht; aber die Verfassungen der meisten Kantone erleiden Abänderungen, die der Freiheit des Volkes nachtheilig sind.
- April 1814. Anfang der langen Tagsagung. Auf ihr ist so viel Zwist, daß man sich glücklich schätzt, auswärtige Vermittlungen anrufen zu können.
12. September — Wallis, Neuenburg, Genève mit der Schweiz vereinigt.
- Febr. bis August 1815. Napoleons Rückkehr ab Elba. Wiederausbruch des Krieges. Theilnahme der Schweiz. Belagerung Hüningen's.
20. März — Erklärung des Wiener Kongresses. Vergrößerung der Schweiz.
7. August — Beschwörung des Bundesvertrages der 22 Kantone. Nidwalden widersezt sich, wird überzogen und tritt am 30. August bei.

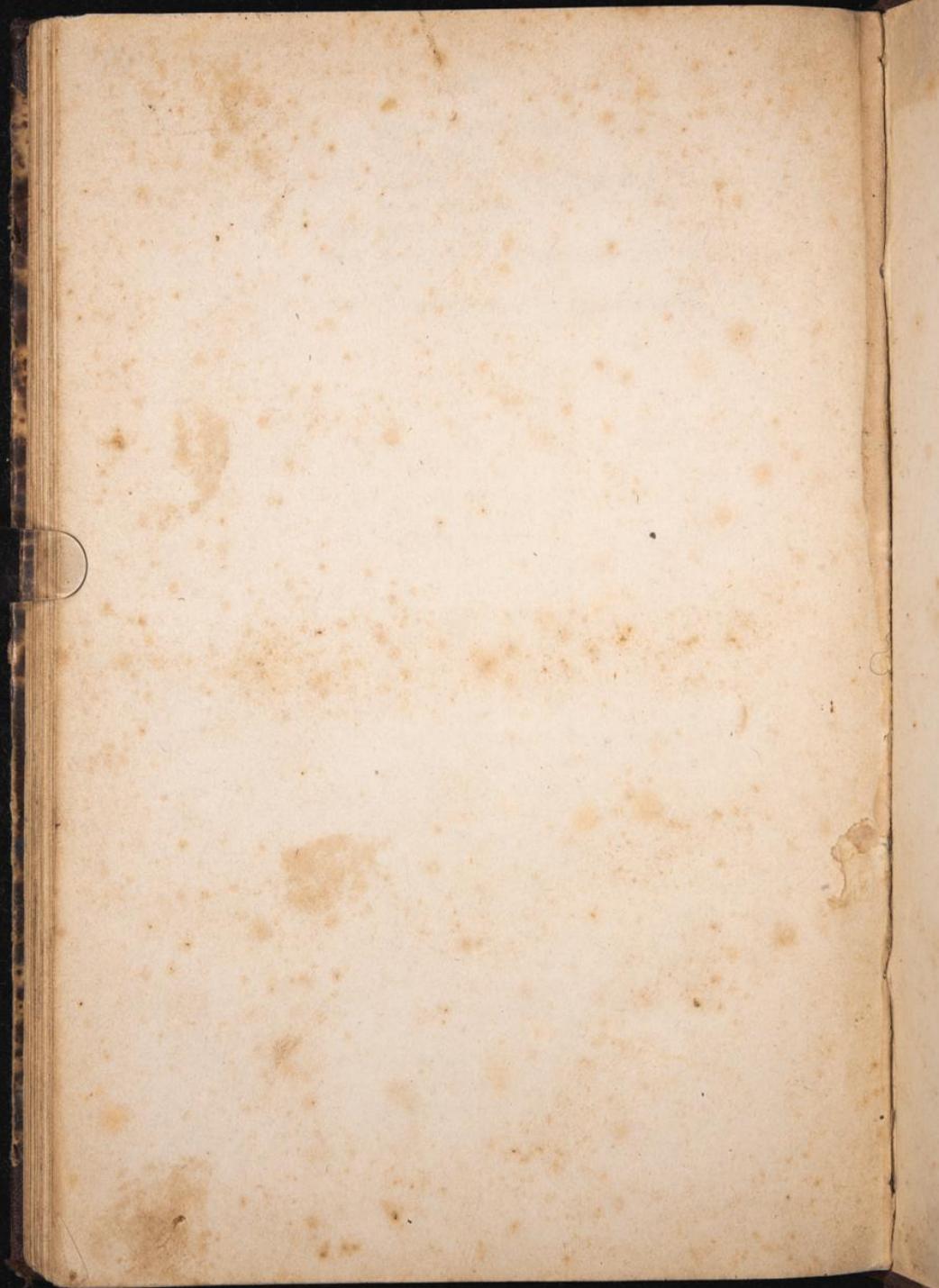
20. November 1815. Pariser Friede. Ewige Neutralität der Schweiz.
- 1815—1830. Friedensjahre. Schwächerung der Volksfreiheit. Rückkehr vieler alten Mißbräuche in Staat und Kirche. Militärkapitulationen. Jesuiten. Lostrennung vom Bisthum Konstanz. Dumpfes Mißvergnügen. Gegen das Ende dieser Periode kann dem allgemeinen Wunsche nach Verbesserungen nicht mehr widerstanden werden.
- 1830—1831. Nachdem die Franzosen in der Julirevolution das Königsgeschlecht der Bourbonen vertrieben, brechen auch in der Schweiz Unruhen aus. In 12 Kantonen werden die Regierungen gestürzt und neue Verfassungen, welche die Volksfreiheit bedeutend erweiterten, eingeführt. Alle Vorrechte der Geburt und der Hauptstädte werden abgeschafft.
- 1831—1832. Blutige Kämpfe im Kanton Basel zwischen Stadt und Land.
1832. Sonderbündnisse: Siebnerkonkordat (radikal) und Sarnerbund (konservativ).
1833. Der Entwurf einer neuen Bundesverfassung vom Volke im Kanton Luzern verworfen.
31. Juli — Der Sarnerbund besetzt Rüschnacht und bedroht Luzern.
3. August — Gefecht bei Pratteln. Baselstadt vom Landvolk besetzt. Auflösung des Sarnerbunds.
17. — — Der Kanton Basel in Baselstadt und Baselland getheilt von der Tagsatzung.
1834. Badenerkonferenz von 7 paritätischen Kantonen wegen kirchlichen Angelegenheiten.
- Mai 1838. Streit der „Klauen- und Hornmänner“ in Schwyz.
- Oktober — Drohende Verwicklung mit Frankreich wegen des Prinzen Ludwig Napoleon.
1839. Religiöse Unruhen im Kanton Zürich wegen Berufung des Dr. Strauß an die Universität.
6. September — Aufstand des Zürcher Volkes („Zürcherputsch“). Sturz der radikalen Regierung.
- Januar 1841. Aufstand des Freiamtes. Aufhebung aller aargauischer Klöster. Die Tagsatzung tritt dagegen auf. Die liberale Verfassung Luzerns wird in ultramontanem Sinn abgeändert und der Religionshaß früherer Jahrhunderte wieder aufgeweckt.

- Mai 1844. Die liberalen Unterwalliser am Orient befestigt.  
 Oktober — Die Jesuiten nach Luzern berufen.  
 8. Dezember — Erster Freischaarenzug gegen Luzern. Leidenschaftliche, politische Verfolgung der liberalen Partei von Seiten der Luzerner Regierung.  
 Februar 1845. Die waadtländische Regierung durch einen Aufstand gestürzt wegen der Jesuitenfrage. Druey.  
 31. März — Zweiter Freischaarenzug gegen Luzern, ebenfalls mit unglücklichem Ausgang. Dörfenbein.  
 Mai — Verurtheilung und Befreiung Dr. Steigers.  
 Dezember — Stiftung des Sonderbundes.  
 Oktober 1846. Sturz der Genfer Regierung wegen der Sonderbunds- und Jesuitenfrage. James Fazy.  
 Mai 1847. Durch die Großrathswahlen im Kanton St. Gallen wird die 12. Stimme erlangt zur Auflösung des Sonderbunds und Vertreibung der Jesuiten auf gesetzlichem Wege.  
 Juli bis Sept. — Die Tagsatzung beschließt mit 12 Stimmen die Auflösung des Sonderbunds, die Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz und die Revision der Bundesverfassung.  
 Oktober — Dufour zum General der eidgenössischen Armee ernannt.  
 4. November — Die Tagsatzung beschließt gewaltsame Auflösung des Sonderbundes.  
 14. November — Einnahme Freiburgs.  
 21. — — Kapitulation Zug.  
 22. u. 23. — — Gefechte bei Schüpfheim, Honau und Gislikon.  
 24—27. — — Kapitulation Luzerns und der 3 Waldstätte.  
 29. — — Kapitulation des Kantons Wallis.  
 März 1848. Neuenburg macht sich von Preußen los durch eine Revolution.  
 September — Die neue Bundesverfassung vom Schweizer Volk angenommen.  
 November — Bern wird Bundesstadt.  
 1850—1860. Eisenbahnbauten; Telegraphennetz.  
 1853. Oestreich verbannt 5100 Tessiner aus der Lombardei.  
 1855. Das eidgenössische Polytechnikum in Zürich eröffnet.  
 1856—1857. Gefährliche Verwicklung mit Preußen wegen Neuenburg. Lebhaftes Erwachen der Schweiz.

- gerischen Vaterlandslebe. Neuenburg wird unabhängig erklärt.
1859. Auflösung der letzten kapitulirten Regimenter in Neapel und Rom.
1860. Savoyerhandel.
1862. Zurückgabe des Dappenthales von Seiten Frankreichs.
1866. Theilweise Revision der Bundesverfassung.

with unob-  
served in  
on Broad-





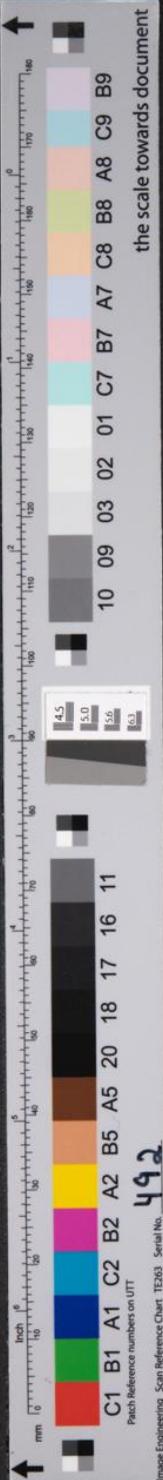
den Unterwallser am Trient besetzt.  
 iten nach Luzern berufen.  
 e ischaarenzug gegen Luzern. Leiden-  
 politische Verfolgung der liberalen Partei  
 in der Luzerner Regierung.  
 ländische Regierung durch einen Aufstand  
 gegen der Jesuitenfrage. Druet.  
 reischaaarenzug gegen Luzern, eben-  
 unglücklichem Ausgang. Döfisenbein.  
 ng und Befreiung Dr. Steigers.  
 des Sonderbundes.  
 e Genfer Regierung wegen der Sonder-  
 d Jesuitenfrage. James Fazy.  
 Großrathswahlen im Kanton St. Gallen  
 12. Stimme erlangt zur Auflösung des  
 nds und Vertreibung der Jesuiten auf ge-  
 Wege.  
 ngung beschließt mit 12 Stimmen die Auf-  
 s Sonderbunds, die Ausweisung der Jes-  
 der Schweiz und die Revision der Bun-  
 ng.

zum General der eidgenössischen Armee  
 ngung beschließt gewaltsame Auflösung des  
 ndes.

Freiburgs.  
 von Zug.  
 bei Schüpfheim, Honau und Gislikon.  
 von Luzerns und der 3 Waldstätte.  
 von des Kantons Wallis.  
 arg macht sich von Preußen los durch eine  
 .  
 Bundesverfassung vom Schweizer Volk an-

rd Bundesstadt.  
 bauten; Telegraphenweg.  
 verbannt 5100 Tessiner aus der Lom-

genössische Polytechnikum in Zürich  
 e Verwicklung mit Preußen wegen  
 arg. Lebhaftes Erwachen der schwei-





MBL 002501

